Oecon. 1182

<36604873180012

<36604873180012

Bayer. Staatsbibliothek

# Auszüge

aus allen Theilen

der landwirthschaftlichen

# Beyträge

Johann Friedrich Mayer's

der Kaiserlichen, Königlichen, Kurfürstlichen und Republikanischen respektive Akademien und Sozietäten in Niederöstreich, Kärnthen, Steiermark, zu Frankfurt an der Oder, in Schlesien, zu Erfurt, Zelle, Burghausen, Bern und Zürch Mitglied:
Pfarrern zu Kupferzell

R

P. Angeli Widmann in Wessobrunn

Erster Theil

Frankfurt am Main
in der Andreäischen Buchhandlung
1785

Oecon. 1182/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Vorrede.

Wann ich nicht dem Bücherraub, durch welchen rechtmäßige Verleger der bezahlten Schriften in öfters nicht geringen Verlust versetzt werden, von Herzen feind wäre; so käme dieser



68

Auszug meiner ökonomischen Beyträge vielleicht nicht unter die Presse.

Ein mir dem Namen nach zwar unbekannter, in der Gegend Weimar wohnender, hat mich hiezu vermocht; die Auszüge, die er daraus verfertigte und sie einigen Buchhandlungen feilbot, haben mich veranlaßet, dem Begehren meines Hrn. Verlegers zu willfahren und sie hier dem Publicum zu übergeben.

Wäre jener Unberufene im Stande gewesen, mit fremder Waare zu dienen; so glaubte ich mit meiner eigenen ehe zu nutzen. Dann ich habe vielleicht doch wirklich Gelegenheit, hie und da was besseres zu sagen, als ich es vormals gesagt

habe,

habe, oder mit dem Alten was Neues zu verbinden.

Dies scheinet aber nicht auf das zu passen, was ich gleich jetzt bekannt mache:

Nicht ich selbst, sondern Herr M. Christian Bernhard Binder, Pfarrer zu Assumstadt, mein Tochtermann, hat diesen Auszug verfertiget und mich einer Arbeit überhoben, die ich ihm um so lieber abtrat, als ich dadurch dem Publikum gar nichts begeben zu haben, voraussehe; meine Ursachen werden mich allerdings vor jedermann rechtfertigen, sie sind aber die, wie sie da folgen:

Erstlich: will ich nur gleich zugestehen, daß ich es sehr gern hörte, daß, da

mich mein Hr. Verleger ersuchte, einen Auszug aus allen den Theilen meiner Beyträge zu verfertigen und sie ihm unter die Presse zu geben, um einem andern, welcher ein gleiches vorhabe, das Handwerk niederzulegen, sich selbst aber für Schaden zu verwahren, Hr. **Pfarrer Binder** sich entschlossen habe, diese Arbeit zu übernehmen, um sich mittels derselben Kenntnisse in der Landwirthschaft zu erwerben, und sich dadurch in Stand zu setzen, künftig seinen Mitmenschen auch damit dienen zu können; dann ich habe von jeher gewünscht, daß alle die Meinigen das Ihrige nach menschlichem Vermögen zu dem Glücke der allgemeinen

Menschengesellschaft nicht nur in Absicht auf das Künftige, sondern auch in Absicht auf das Gegenwärtige beytragen zu können und zu wollen, Kräften, Willen und Kenntnisse genug haben mögten.

Zweitens mußte mir dies Erbieten um so mehr willkommen seyn, als ich anfange, die Schwachheiten des Alters nach und nach in diesem und einem andern zu fühlen, und mir das Durchlesen meiner Schriften, das Zusammenhalten des Gelesenen, das Ausschreiben u. d. gl. beynahe ohnmöglich, wenigstens äusserst beschwerlich, gewesen wäre: Auge, Hand, Kopf, keines thut mehr die Dienste, die es mir vor zehn und zwanzig Jahren lei-

ſtete, und da ich überzeugt war, daß dieſe Beyhülfe

Drittens dem Auszug nichts benehmen würde, weil mir der Fleiß, die gute Beurtheilung, die bey der Auswahl der Dinge wohl nöthig iſt, neben dem körnigen Ausdruck des Hrn. Binders wohl bekannt ſind, und ich mich

Viertens über jenes alles entſchloß, alle und jede Aufſätze genau zu überleſen, mehren und mindern zu können, mir vorzubehalten, die Ausarbeitung auf allen Seiten nach Möglichkeit zu berichtigen, ſo dünkte mich, es werde der Leſer keinen Abgang verſpüren.

Man wird es auch der Arbeit wohl ansehen, daß ich ohne Grund nicht so dachte, daß Hr. Binder meine Wünsche befriedigte, und ich sie auch ohne meine Feile gebraucht zu haben, aus seiner Hand dem Publikum mit Beyfall hätte überlassen können.

Herr Pfarrer Binder hat, nach unserm gemeinschaftlich abgefaßten Plan, die ganze Materie der Landwirthschaft, welche in meinen Beyträgen zerstreut liegt, so zertheilt, daß er ein jedes einzelnes, in ein besonderes Kapitel und dahin alle die Dinge brachte, welche in einer natürlichen Verwandschaft mit einschlugen.

Wie viel dieses ihm Arbeit verursachet habe, mag jeder, der je was ähnliches gethan hat, nur gar zu leicht berechnen, und ich kann seine Mühe zu erklären, des Beweises entbehren.

Versichert bin ich ganz vollkommen, daß er das Ganze erschöpft und so viel gesagt hat, als in einem Auszuge gesagt werden kann und soll.

Ich thue das einzige hier noch hinzu: Man wird mit den Arbeiten der Landwirthschaft zum Besten des Publicums niemal, wenigstens sobald nicht, ganz fertig!

Der fleißige Beobachter des Ganges der Natur macht alle Jahre neue Bemerkungen aus Vorfällen, die man nie

vorher ausrechnen, nur fühlen, sehen und erfahren kann.

Erwünscht wird es ihm, wenn er Gelegenheit findet, dieselben zum Besten derer, die er bearbeitet, entdecken und vorlegen zu können.

Man erlaube mir also auch hier, daß ich das, was mir in den beeden dürren Sommern 1783. und 84. als merkwürdig aufstieß, bekannt mache:

Die Fütterung bleibt und ist das wichtigste für den Landmann, ohne sie ist seine ganze Wirthschaft wohl nichts. Die lange anhaltende Tröckne in diesen beeden Sommern, die den Mangel an derselbigen herfür brachte, und diesem seine Besorgnisse,

in

in Ansehung der Sommer- und Winter-fütterung, immer mehr vermehrte und lange unterhielt, setzte alle Gattungen der Fütterungssorten dermaßen aus dem Wachsthum, daß man glaubte, sie würden alle bis auf die Wurzeln vergehen; das nehmliche bemerkte man auch an dem gemeinen Klee, wie an dem Esparcete, der doch sonst so tiefe Wurzeln schlägt und an den dürresten Bergen wohl fortkommt, selbsten, nichts hielte sich dabey wider ihren Druck aufrechter als der Luzernerklee, die Turnips oder die Burgunderrübe und dann noch die Kartoffeln; von andern Feldfrüchten, die eigentlich zur Fütterung nicht gezehlt werden, der Hirse.

Dies kann der Landmann in der Folge wohl nutzen: auf alle Fälle sollte er sich alle Jahre mit allerley Fütterungssorten, auf trockne dürre Zeiten, also besonders mit dem Luzernerklee und den Burgunderrüben, die man auch sonstwo Rangersen heisset, versehen, und solche neben andern Kleesorten anbauen; nie müßte es ihn reuen, solche zu haben, da sie bey Nässe und Tröckne bestehen, beym Futtermangel aufs vortreflichste nutzen, ja solchen und die daher sonst entstehende Besorgnisse zernichten.

Breche ich also da ab und rücke künftig das mir nach und nach aufstossende in die Auszüge selbst hin und her ein!

Ich sehe im Voraus, daß das Ganze dieses Buchs in zween, höchstens in drey solchen schwachen Theilen, wie dieser, herauskommt. Gott segne das Unternehmen zum Besten derer, die daran Theil nehmen! Kupferzell den 1sten Sept. 1784.

J. F. Mayer.

# Inhalt.

I.

Vorschläge zur Zernichtung der Hindernisse, welche der Verbesserung des Feldbaues entgegenstehen. Seite 1

II.

Von den verschiedenen Erdarten und deren Mischung. 46

III.

Vom Mergel und Gyps. 70

IV.

Von der Viehwaide — der Stallfütterung — der besten Benutzung und proportionirten Vertheilung der Huthwaiden. 105

V.

Von der Pflege, Verbesserung und Vermehrung der Wiesen, wie auch vom Futterbau. 134

VI.

Von der Brache, wie sie zum Besten der Landwirthschaft benutzt werden könne? 182

VII. Von

VII.

Von der Viehzucht. Seite 211

VIII.

Von den Krankheiten des Viehes. 262

VIIII.

Von den Dienstboten, Knechten und Mägden, wie sie zum Besten der Haushaltungen in eine bessere Ordnung zu bringen sind. 268

---

# I.

# Vorschläge zur Zernichtung der Hindernisse, welche der Verbesserung des Feldbaues entgegenstehen.

Wenn man die grosse und ausgebreitete Vortheile überdenkt, welche aus einer guten und zweckmäßigen Einrichtung der Landwirthschaft überhaupt, und des Feldbaues, — als eines Zweigs derselben, — insbesondere, für einzelne Familien sowol, als für ganze Staaten, erwachsen; so sollte man allerdings glauben, daß die Vorschläge, die in dieser Absicht gethan werden, allgemeinen Beifall nicht nur, sondern auch thätige Befolgung finden. Allein, so sehr die Bemühungen der kleinen Anzahl rechtschaffener Patrioten, welche hierauf mit allem Eifer arbeiten, Lob und Nachahmung verdienen; so traurig ist die Bemerkung, daß eben diese ihre ruhmvolle Absichten durch so viele entgegenstehende Ursachen wieder vereitelt werden. Hier zerstört der Neid das Gebäude des Edeldenkenden, dort arbeitet der Eigennutz,

und an einem andern Orte fehlt es zwar nicht an gutem Willen, auch nicht an Feuer, aber an deme, was eben so nöthig ist, — an Einsicht und Kenntniß. So arbeitet immer eines dem andern entgegen, und unter solchen Umständen ist es dann freilich nicht wohl möglich, daß die bessere Landwirthschaft da, wo sie eigentlich zu Hause ist, nemlich unter dem Landvolk, aufkeime, sich ausbreite, und, nach vernünftigen Regeln gepflegt, die gewünschte Früchte erzeuge. —

Doch, bey all' diesem darf man noch nicht an einem glücklichen Erfolge verzweifeln! Man fahre nur fort, wie man hie und da rühmlichst angefangen hat, spüre der Natur auf ihren heimlichen Gängen nach, suche sie zu entdecken, lasse die Wissenschaften, die man so von ihr erlangt, nicht als unbefolgte theoretische Sätze im Staube liegen, sondern ziehe sie ans Licht hervor, und wende sie in der Wirthschaft praktisch an; so wird sich diese Arbeit zu seiner Zeit gewiß als nützlichst erproben.

Will man indessen wissen, warum die Landwirthschaft bey dem vielen Guten, das schon Fürsten und Gelehrte für sie gethan haben, bisher noch fast in den meisten Ländern wo nicht die alte, doch noch weit von dem hohen Grade der Verbesserung entfernt sey, den sie nach den darauf gerichteten Bemühungen bereits schon hätte erreichen können; so richte man nur seine Augen zuerst auf die Beschaffenheit des Land-

manns

manns nach seiner innerlichen und äusserlichen Gestalt, und man wird darinnen größtentheils die Quelle des Uebels entdecken, und dann bey der Kenntniß davon auch im Stande seyn, solche zu verstopfen.

1) Der Landmann weiß die Art und Weise nicht, sein Feld besser, als er es von seinem Altvater erlernt hat, zu bestellen; die neueren Entdeckungen und Vorschläge bleiben ihme als Geheimnisse verborgen. — Solche sind meistentheils in Bücher verfaßt, und liegen also in dem Heiligthum verwahrt, wozu er selten kommt. Etliche geerbte Gebetbücher und alte Kalender machen meistens seine ganze Bibliothek aus, und er hat um desto weniger Lust, solche mit unseren ökonomischen Schriften zu vermehren, da diese für ihn zu theuer, und also bey seinen sonstigen vielen Abgaben keine Kaufwaare sind. — Jedoch, gesetzt auch, er wünschte diese oder jene Schriften zu besitzen, und sich daraus zu belehren; wie viel sind dann der Landleute, die im Stande sind, gedrucktes fertig zu lesen, wenigstens mit Ueberlegung und ohne Zeitverlust zu lesen? Und nun, wie soll er unter diesen Umständen die Vorschläge der Gelehrten, ihre gemachte und geglückte Versuche erfahren, und sich selbst darnach benehmen? Er muß also, da ihme die Mittel zur Aufklärung und Erlangung besserer Einsichten entgehen, immer der alte bleiben, und bey seiner angestammten Gewohnheit beharren. — Hiezu kommt

2) Daß dem Landmanne, wenn ihme auch bessere Vorschläge bekannt werden, doch die zur Ausführung derselben erforderliche Handgriffe fehlen, die er nicht durch schriftlichen Unterricht, sondern allein durch unmittelbares Anschauen zu erlernen im Stande ist. — Die Weisheit ersinnt die Mittel, und die Klugheit lehrt uns die Handgriffe, damit unsere Absichten zu erreichen; beedes muß miteinander Hand in Hand gehen. Andere können uns zwar mit Worten die Mittel fürschlagen, erklären, beschreiben; aber die Handgriffe erfordern einen persönlichen Meister, der sie uns fürmacht, dem wir sie nachmachen, der unsere Hand führt und zurechtweißt, wenn sie irren will. — Bleibt also der Bauer, bey seiner erhaltenen besseren Kenntniß, sich selbst überlassen, hat er keinen Führer, der ihme in der Anwendung derselben vorangeht; so ist sie immerhin für ihn todt, und ohne Einfluß auf die Verbesserung seines Feldbaues. — Und dies um so mehr, da er

3) Nicht so viel Muth hat, auf seine eigene Faust etwas zu wagen, oder eine Abänderung in seiner bisherigen Verfahrungsart zu machen, wenn er es nicht von andern schon vorgethan, und mit einem für sie glücklichen Erfolge begleitet sieht. — Der Muth zu neuen Unternehmungen wird nur durch die Gewißheit eines guten Erfolgs unterstützt und gestärkt; in den nemlichen Graden der Größe dieses wächst auch die Größe jenes. — Zeigt dem Landmanne

manne in der Nähe, vor Augen, wie viel ihr mit diesem, jenem Versuch baar gewonnen habt; so wird dies mehr bey ihme ausrichten, als die beredteste Worte und die einleuchtendste Beweise. Er ist nicht fähig, demjenigen, was man ihme wider sein angenommenes System als Wahrheit aufdringen will, anhaltend nachzudenken, und sich von Schluß zu Schluß zur Ueberzeugung davon aufzuschwingen; beunruhigt ihn daher nur Ein Zweifel, der ihme beygeht; so steht er stille, und es bleibt beym alten, das ihn noch nie eine Anstrengung des Geistes kostete. —

Oefters entsteht seine Weigerung gegen neue Vorschläge, und seine Furcht, Hand an ihre Ausführung zu legen, auch daher, weil er selbst, oder sein Nachbar, von diesem oder jenem empfohlene Versuche schon unternommen, daraus aber, da sie mislungen sind, mehr Schaden als Vortheil eingeerndtet hat. So wird er dann, wenn auch gleich die Schuld des Mislingens an ihme selbst liegt, gegen alles und jedes mistrauisch, besonders aber gegen die Entwürfe aus dem Mund oder der Feder des Gelehrten vorzüglich im Feldbau, worinn er ihme, theils aus Stolz, theils aus Unverstand, die bessere Kenntniß abspricht, und nur demjenigen zueignet, welcher, wie er, von Kindheit an, den Pflug selbsten geführt hat. Kann man ihm also nicht sagen: — Komm, und siehe! — so gilt alle Aufforderung zum Muthe nichts,

besonders dann nichts, wenn er — welches wir

4) Als eine Hinderniß wider die Verbesserung des Feldbaues bemerken — wenn er Mangel an gutem Willen hat, so ist, wie ihn das Sprüchwort schildert: wenn der Bauer nicht muß, so regt er weder Hand, noch Fuß. — Ich will dieses nicht auf alle anwenden, indeß findet es doch bey einem grossen Theile statt. Die Widerspenstigkeit der Landleute gegen das Neue, ihr träges Zaudern bey ihnen ungewohnten, oder nicht nach ihrer Weise behandelten Geschäften, ihr Spott und Geschrey dagegen ist allen denen bekannt, welche je mit ihnen zu thun gehabt haben. Was nun auch die Ursache von diesem ihrem Starrsinn seyn mag, — Bosheit, eingewurzeltes Vorurtheil, Unvermögen, das Neue gehörig zu beurtheilen, Hochmuth, aus dem sie sich entehrt glauben, wenn sie nun erst Lehrlinge werden sollten, oder was es sey, — so erwächst daraus immer für die Vervollkommung der Landwirthschaft ein sehr wesentliches Hinderniß. Aber gesetzt endlich und

5) Das alles falle hinweg, der Bauer besitze hinlängliche Kenntniß, habe Fähigkeit und guten Willen genug, die rechte Anwendung von ihr zu machen; so tretten doch wieder andere Umstände ein, welche ihn an der Befolgung neuer Vorschläge behindern.

Entwürfe über den Feldbau auszuführen, dazu wird Geld, Zeit, Beystand von Mitarbeitern,

beitern, Dung, nöthiges Handwerkszeug u. d. g. erfordert. Wer kann läugnen, daß viele unter den Landleuten an diesem oder an jenem, oder auch öfters an allem zugleich Mangel leiden?

Ferner: es giebt Unterthanen, die leibeigen und nicht leibeigen sind. Jene haben menschliche, oder unmenschliche Herren, nur das Bewegliche, oder Unbewegliche eigen, müssen beständig, oder nur zu Zeiten, mit dem Vieh und der Hand zugleich, oder auch nur mit einem von beydem, dienen. — Diese, die Nichtleibeigene, sind Abgaben von verschiedenen Arten, in grössern oder geringern Summen, schuldig; sind gehalten, Frohndienste mit dem Vieh oder der Hand zu thun, oder wenn sie von diesen Diensten erlassen sind, ein bestimmtes dafür zu bezahlen; haben gute, zu ihrem Fortkommen hinreichende Güter, oder auch nicht; alle diese und mehrere Gattungen von Landleuten, leider! auch solche, die weder Gut, noch Arbeit, noch Leib und Leben für sich eigen haben, sind wirklich.

Wie sollten nun Leute, die so unglücklich sind, sich der Rechten der Menschheit beraubt, und zum Vieh herabgewürdigt zu sehen, wie sollten diese zu den Kräften gelangen, die Vorschläge der Klugen sich auch nur bekannt zu machen, geschweige dann, zu befolgen? — Und wenn andere das Joch der Leibeigenschaft nicht drücket, sind sie deswegen ganz von der Last derselben befreyet, vermögen sie ihr Haupt

froh emporzuheben, sich ihres Zustandes zu freuen, die zur Verbesserung desselben angerathene Mittel willig anzunehmen, und unter gewisser Hofnung, daß auch ihnen davon etwas zu gut kommen werde, standhaft und zufrieden auszuführen? Wäre nur nicht zu besorgen, daß bey vielen nur die Namen gewechselt seyn, und erniedrigende Sklaverey, beschönt mit dem Titel der Freyheit, sie mit allem gutem Muth und Eifer in den Staub danieder drücke!

Mangel an Freyheit, Unfähigkeit, etwas von den Früchten seiner Arbeit zu genießen, übermäßige Abgaben, übertriebene Frohndienste, das sind die traurigen Gegenstände, die alle gute Entschlüsse, etwas Gutes zu unternehmen und auszuführen, in ihrer Geburt ersticken, den besten Entwürfen im Wege stehen, das Aufkommen der Landwirthschaft hintertreiben, und so für den Herrn und für den Knecht den größten Nachtheil erzeugen. — Wenn der Bauer frohnet, wie soll er sein Feld bauen? Wenn er den Dung, die Seele des Feldbaues, auf den Straßen verschleppet, wie sollen die Feldungen Kraft haben? — Wer will ohne Geld, ohne Zeit, ohne Dung, ohne Hofnung, etwas eigenes damit zu gewinnen, Plane auf den Feldern zur Würklichkeit bringen? —

Dieses sind die Hindernisse wider die Verbesserung des Feldbaues, welche auf Seiten der Landleute bemerkt werden, und es sollen nun sogleich, ehe und dann die von andern Seiten her

her angezeigt werden, die Gedanken, wie ihnen etwa abgeholfen werden könnte? folgen, indeme nemlich überhaupt gezeigt wird: wie man den Landmann eine bessere Bauart im Feldbaue lehre? und wie man ihn willig und tüchtig mache, solche freudig und willig zu befolgen? —

Es ist schon gesagt, daß der Unterricht aus Büchern allein nicht der sicherste Weg sey, den Bauer zu bessern Einsichten zu führen. Gesetzt auch, sie seyen von den Fehlern frey, die sich in so vielen dieser Art finden; gesetzt, die darinn enthaltene Theorie sey nicht blos eine in der Stube erträumte, und den Würkungen der Natur widersprechende Hypothese, sondern gründe sich auf vieljährige Beobachtungen und wiederhehlte Versuche; so wird doch daraus noch nicht der erwünschte Erfolg entstehen, wenn damit nicht auch zugleich der praktische Theil in Verbindung gesetzt wird. — Was also die Bemühungen der Gelehrten für die Aufnahme des Feldbaues vortheilhaft machen kann, ist, wenn mehrere, so wie die Grosbrittannische landwirthschaftliche Societät in Zelle *, sich's zur Regel machen, nicht ehe zu schreiben, als bis sie zuvor vorgegebene, neue Entdeckungen und gedachte Muthmaßungen hinlänglich, nach den Gesetzen der Natur, geprüft, auf Feldern verschiedener Art versucht, und davon erweislich und andaurend gute Erfolge gehabt haben. — Jedoch sollen ihre, so erprobte und dann in



* und die in Leipzig.

Schriften vorgeschlagene Versuche ganz gemeinnützig werden; so muß nun ferner folgendes hinzukommen:

Diejenigen, welchen eigentlich die Aufsicht über die landwirthschaftliche Gewerbe zukömmt, ich meyne die Kameralisten, die Oekonomieräthe, die Beamten auf dem Lande, die Burg- und Hausvögte, sollten angehalten werden, die theoretische und praktische Schriftsteller zu lesen, um daraus ihre Einsichten zu bilden, zu bereichern, und damit zu ihrem Amte tüchtig zu werden. Diese Forderung enthält wahrlich nichts überspanntes; denn da es zu ihren Pflichten gehört, den Unterthan zu der besten Benutzung des Landes aufzueifern, die unter ihrer Aufsicht stehenden Domainen- und Kameralgüter in den einträglichsten Stand zu setzen, darinn zu erhalten, und mit diesem ihren Herrschaften, so viel möglich, zu nutzen; so müssen sie doch auch wissen und verstehen, wie sie dieser ihrer Obliegenheit Genüge leisten können? — Wie sie durch eigenen Vorgang, der schlechterdings für den Landmann der zuträglichste Unterricht ist, andere zur Nachahmung reizen sollen? — Entweder also müssen zu den Kammern und deren Unterbedienten solche Männer gewählt werden, die die erforderlichen Einsichten schon besitzen, oder, man muß dahin sinnen, sie ihnen zu geben. Hiezu möchte vielleicht dienen:

a) Wenn die, welche zu Kammerbedienungen bestimmt sind, von Jugend an in den land-

wirthschaftlichen Gewerben unterrichtet würden. — Es sey nicht genug, daß junge Leute auf Universitäten und Schreibstuben nur das Corpus Juris, Schreiben, Rechnen und Geldzählen sich bekannt machen; man lasse sie auch bey der Natur in die Schule gehen, gute Bücher vom Feld- und Ackerbau lesen, erkläre sie ihnen, und bedienste sie nicht ehe, bis sie auch hierinn ihre Einsichten erprobt haben! —

b) Man gebrauche solche Leute Anfangs bey den niedrigsten Stellen zu Aufsehern über den Feldbau; und wird man sie dann von dem einen Amte zu dem andern, nach und nach, befördern; so wird gewiß ihr Dienst dereinstens sehr wichtig werden.

c) Die Mühe und der Aufwand würden reichlich vergütet werden, wenn man solche Personen in Gegenden verschickte, wo eine gute Bauart vorzüglich eingeführt ist, — wenn man sie ganz eigentlich darauf reisen ließe, um über diese Gegenstände Beobachtungen in verschiedenen Ländern anzustellen, und selbige dann mit sich nach Hause zu bringen. Die hierauf von Fürsten gemachten Ausgaben wären sicher die einträglichsten Kapitalien. — Zu diesen Geschäften müßten natürlich solche kameralische Köpfe gebraucht werden, welche hinlängliche Neigung, Lust und Fähigkeit dazu besitzen, und haben sie zugleich patriotisches Gefühl; so werden sie Wohlthäter ihres Fürsten und ihres Landes werden. —

Wie ist aber zu verfahren, um dem Landmann auch da nützlich zu werden, und einen anschaulichen, lehrreichen Vorgang zu schaffen, wo er nicht Gelegenheit hat, die von beschriebenen Kammerbedienten auf herrschaftlichen Gütern oder sonstigen, der Gegend ihres Aufenthalts nahe gelegenen Ortschaften, mit guten Erfolgen angestellte Versuche anzusehen, abzulernen, und sich durch den Anblick zu ihrer Nachahmung zu ermuntern? —

Ein Vorschlag hierauf!

Es ist kein Amtort ohne Beamten, kein Flecken ohne Pfarrer und Schulmeister, kein Dorf ohne einen Schultheissen, oder einen geringern verbrödeten Diener der Herrschaft. Diese sind die Männer, welche geschickt sind, allgemeine Lehrer im Feldbau zu werden.

Die meisten unter ihnen sind geschickt, oder sollten es wenigstens seyn, die Bücher der Naturforscher und Gelehrten zu lesen, und daraus sich selbst zu unterrichten; fast sie alle haben einige Güter bey ihren Aemtern, woraus sie einigen Theil ihrer Besoldung ziehen; werden sie darauf die neue Arten des Feldbaues im Kleinen prüfen; so hat ein jedes Amt, jeder Flecken, jedes Dorf gleichsam eine Realschule für den Augen, und durch den Anblick glücklich ausgeschlagener Proben wird unter den Bauersleuten eine willige Nachfolge nach und nach zuverläßig entstehen.

Die

Die eigene Erfahrung des Verfassers bürgt hiefür. Er pflanzte in Reihen auf einer Wüsteney, die er hernach durch den Pflug umbrechen ließ, Bäume, welche nicht nur schön aufwuchsen, sondern nun auch alle Jahre viele Früchten abgeben; so ließ er Kartoffeln legen, wovon die Bewohner zuvor glaubten, daß sie auf ihren Feldern nimmermehr gedeihen würden, und sie geriethen vortreflich; so ließ er auch, alles Widerspruchs ohngeachtet, auf seinen Wiesen Gips streuen, und die Unternehmung erprobte sich bestens. Seitdeme pflanzen auch die Bauern Bäume in Reihen, sie bauen Kartoffeln und streuen Gips, und so war er ohne Worte lehrreicher und nützlicher Prediger, so, wie es mehrere seyn können, wenn sie nur wollen, ohne dadurch nur das geringste in ihrem eigentlichen Berufe zu versäumen. —

Indeß, so zuträglich auch und unter eigenen Händen bewährt diese bisher vorgeschlagene Mittel sind, dem Landmann den Eifer zur Nachfolge in der Verbesserung der Landwirthschaft zu geben; so könnte es doch seyn, daß sie sich nicht überall so vortheilhaft zeigten, und es ist allerdings nützlich und nöthig, noch andere damit zu verbinden.

Die Landleute gleichen fast einer Heerde Schafe; steht das erste, so stehen die übrigen; gehet es, so folgen alle sorglos nach, sollte es auch in einen Abgrund seyn. So auch bey den Bauern; Einer kann alle in Bewegung setzen,

Einer alle in Unthätigkeit halten. — Man muß also wissen, sich ihrer Weise zu seinem Vortheil zu bedienen, und trachten, vorerst Einen in Lauf zu setzen, wenn man will, daß die übrigen nachgehen sollen.

Hat man demnach an einem Orte einige geschickte Ackersleute, und es gibt deren in einem Dorfe, wo sich das Geschicke im Feldbau einmal angesetzt hat, jederzeit mehrere; so verpflanze man einen derselben an einen Ort, wo noch Finsterniß und schädlicher Schlendrian herrscht, wo die Felder noch schlecht bearbeitet oder versäumt werden. Durch eine solche Verpflanzung wird fast mehr, als durch alles übrige gewonnen werden.

Der Bauer hat in seines gleichen nicht so viel Mistrauen, als gegen die übrige, von ihm entferntere Stände; und ist dieses nicht; so treibt ihn wenigstens ein heimlicher Neid, eine Eifersucht an, seinem Nachbar die Vortheile allein nicht zu überlassen, sondern ihm seine Handgriffe heimlich abzustehlen, und es ihme, wo möglich, noch zuvorzuthun. —

So sind schon mehrere Dorfschaften ins bessere ausgeartet; so haben sich schon viele Landleute, welche sich aus einer Gegend, wo die Bearbeitung der Felder noch schlecht ist, in einer andern, wo sie regelmäßiger besorgt wird, ansetzten, in kurzem ganz umgebildet, und sind nachher für andere Muster geworden.

Eine Landesart ändert die andere, die eine wird durch die andere verschlimmert oder verbessert, so wie der Erdgrund den Früchten den Geschmack nimmt oder gibt, so wie der Umgang mit andern einen gewaltigen Einfluß auf die Bildung der Gesinnungen und Gewohnheiten äussert. —

Sollte es auch nicht immer möglich seyn, einen guten Ackersmann aus diesem Dorfe, unter schlechtere eines andern Dorfes zu verpflanzen; so könnten doch Herrschaften solche Bauern von Einsicht und Fleiß auf ihren eigenthümlichen Höfen und Kameralgütern ansetzen, und sie würden durch sie sich und ihren Ländern Nutzen und Vortheil verschaffen. Oder, sie könnten es auch ihren Bauern zur Pflicht machen, sich Dienstboten, Knechte und Mägde aus solchen, in Ansehung des Feldbaues besser besorgten Dorfschaften zu wählen, und selbst ihre Kinder auf eine Zeitlang dahin zu verdingen. Dieser gegenseitige Wechsel würde eine vortheilhafte Würkung herfürbringen.

Wäre dies alles noch mit einer weitern Sorgfalt für den Feldbau unterstützt; so müßte derselbe seiner Erhöhung mit schnellen Schritten zueilen. Nemlich

Da man fast allenthalben Realschulen errichtet hat, worinn die Kinder in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterrichtet werden; so sollte man auch dergleichen zu Erlernung landwirthschaftlicher Kenntnisse errichten, und da

unter

unter der Jugend, weil doch das Alter nicht leicht Belehrung annimmt, bessere Begriffe, Einsichten und Neigungen verbreiten. So würde sich ein Gewerbe in Flor setzen, das den ausgebreitetesten Nutzen stiftete; so würden die Vorurtheile nach und nach ersterben, und dagegen gereister Untersuchungsgeist und Industrie mit all' ihren beglückenden Folgen allgemein aufleben.

Noch mehr! — Man weiß, daß die Landleute an den Feyertägen, (wozu freilich der Sonntag nicht gerechnet werden darf) wann die Kirche geendigt ist, einen ganzen halben Tag mit Müßiggang, in den Wirthshäusern, oder unter andern Unordnungen zubringen; sollte man nicht diese so unnütz und schädlich verschwendete Stunden auf ein heilsameres Geschäfte, auf den Unterricht im Feldbaue, verwenden, um den Ausschweifungen zu wehren, und die Wohlfart eines Landes in der Jugend zu gründen? Der Schulmeister, der Schultheiß, einer allein, oder beede zugleich, würden diesem Institute vorstehen, und die Lehren im Feldbau an die Jugend vom 10ten bis 25sten Jahre ertheilen; und kein Beamter dürfte sich schämen, und keinem Pfarrer wäre es nachtheilig, die Aufsicht darüber zu führen.

Ein Ackerkatechismus, den die Jugend sich bekannt machen müßte, eine Erklärung, die der Schulmeister hinzusetzte, die Handgriffe, welche der Schultheiß auf den Feldern vormachte,

machte, — dieß zusammen würde diese heilsame Absicht leichtlich befördern. Um aber diese Lehrer selbsten mit guten Einsichten zu bereichern, müßte man ihnen die besten Bücher in diesem Fache ohne Entgeld verschaffen, oder ein ausführliches, systematisches Lehrbuch von der Hand eines Meisters für sie verfertigen lassen; und der Pfarrer, der Beamte, hätten ohnedem mit ihren vermuthlichen, bessern Einsichten das Ihrige hiezu beyzutragen.

Ausgesetzte Preise würden dabey ihre gute Dienste thun, und die Jugend zum Fleiß und Eifer, den Unterricht ihrer Lehrmeister gehörig zu benutzen, ermuntern. —

Und wie? — wenn man den jungen Mannspersonen das Heyrathen und den Besitz der väterlichen Güter so lange versagte, bis sie in einer Prüfung erweisen könnten, daß sie die neue, zuträglichere Methode im Feldbau gefaßt hätten; würde nicht das die Landwirthschaft bald umschaffen, und mehr als alles über entgegenstehende Hinderniße und Vorurtheile siegen?

Ein Bauer, der so von frühem an zu einer bessern Kenntniß angeführt würde, würde hernach unter seiner täglichen Arbeit auf dem Felde solche Entdeckungen zu machen im Stande seyn, die die Nachforschungen der Gelehrten in ihren Studierstuben leicht übertreffen und beschämen dürften. —

So könnte muthmaßlich Belehrung unter das Landvolk gebracht, und ihme eine hellere Erkenntniß im Feldbau gegeben werden. Freilich muß man sich junge, mit Vorurtheilen noch nicht befangene Menschen dazu auswählen, bey welchen der Unterricht noch anschlägt, und schon tief eingewurzelte Meinungen noch nicht statt finden.

Will man dann dafür sorgen, daß das Licht nicht mehr durch Finsterniß, die Aufklärung nicht mehr durch Barbarey verdrängt werde; so rufe man die unter den Römern und andern Völkern ehedem eingeführten Censores agrarios wiederum zu ihrer Würde zurück, übergebe ihnen ganz allein die Aufsicht über den Feldbau, wafne sie mit Macht und Ansehen, den verwöhnten Bauern durch den Sinn zu fahren, vorausgesetzt, daß sie die zu diesem Geschäfte gehörige Tüchtigkeit, Klugheit und Rechtschaffenheit besitzen: und bey solchen Anstalten, mit solchen Mitteln, muß und wird der Endzweck erreicht, und damit über Fürsten und Unterthanen Heil und Segen verbreitet werden. —

Bisher war die Rede von besserer Belehrung des Landmannes durch Theorie und Praxis; jetzt aber, wie flößt man ihm auch Willigkeit und Muth ein, seinen erlangten, vernünftigern Einsichten durch thätige Ausübung getreulich nachzukommen? —

Das,

Das, was seinen Muth niederschlägt, ist benennt worden; wird man solches hinwegnehmen, so wird er sich beleben. — Zu dem Ende muß zweyerley geschehen:

Das erste, daß man ihm niemalen Vorschläge thut, von denen man nicht im voraus schon gewiß ist, daß sie gelingen können, und bey rechter Anwendung auch gelingen werden, die sich also schon mehrmalen in der Praxis glücklich erprobt haben.

Hierwider stößt man sicher in all denen Ländern an, wo man jedem Projektanten Gehör gibt, seine Vorschläge auf Treu und Glauben annimmt, sie ungeprüft dem Bauer zur Befolgung vorlegt; und dann damit, weil sie fast immer nur leere Träume sind, und also mislingen, demselben eitel Verlust und Schaden verursachet. Muß er nun nicht vor allen ferneren Vorschlägen angstvoll zurückbeben? — Wenn je zu etwas die Domainen- oder Kameralgüter der Herrschaften taugen; so taugen sie dazu, daß sie zu Schulen für die Unterthanen gebraucht werden; da versuche man, und zwar wie billig, auf des Landesvaters Unkosten, weil er von der Verbesserung seines Landes den größten Gewinn einzieht, und erst nach eigenen Versuchen, welche gut ausgeschlagen sind, gebiete man dem Unterthan die Nachfolge: so wird die Strenge des Herrn gerecht und untadelhaft, und die Nachahmung des Landmanns willig seyn! —

Zweytens: wollen je Herrschaften, daß der Bauer selbst was, als noch unerprobet versuche, so muß man ihn nicht nur beym Fehl schadenfrey halten, ihm den angerathenen und selbst-verursachten Schaden ersetzen, sondern ihn auch beym Gewinn im Genuß des erhaltenen Vortheils, wo nicht ganz, doch zum größten Theile lassen. Das eine ist so billig und so nöthig als das andere. Man muß dem Unterthan darthun, daß man auf sein würkliches Wohl denke, und ihm gern Vortheile verschaffe, dies ist der Sporn, den man ihm ansetzt. Hält man ihm Wort ein- und zweymal, so macht man ihn willig auf alles; läßt man ihn im Schaden, bricht man sein Wort einmal, so füllt man ihn mit Schrecken, und die Furcht macht ihn in der Folge zu allen guten Unternehmungen unwillig und verzagt. — So lange Herrschaften nur mit Worten spielen, von landesväterlichen, reinsten Absichten auf besseres Auf- und Fortkommen sprechen, ihre Versicherungen aber mit Thaten nicht bekräftigen, vielmehr, so lange nur aus diesem Ton reden, bis sie den Bauern bewogen haben, Riesenarbeiten zu unternehmen, in Hofnung auf die landesväterliche Zusage, daß er die Frucht davon für sich einzuerndten haben werde, nachher aber, so bald getheilt werden soll, den Kern für sich anschreiben, und dem ermüdeten Arbeiter nichts als die Spreu lassen, — so lange das geschieht, kann niemalen der Muth belebt, werden immer neue Vorschläge mit Widerwillen aufgedrungen,

und

und größtentheils durch vorsetzliche Fehler vereitelt werden.

Und hievon fällt der Schaden auf die Herrschaften selbsten zurück, da ihr und ihrer Unterthanen Vortheil so genau mit einander verbunden ist. Werden sie also das Interesse dieser bey ihren Anstalten und Verordnungen, würklich, nicht nur den Worten nach, zum Endzwecke haben, und solches, so viel möglich, zu befördern sich angelegen seyn lassen; so werden sie damit ihr eigenes in gleichen Graden in Aufnahme bringen, und zugleich das königliche Vergnügen genießen, Wohlthäter und Väter ihres Volkes zu heissen.

Soll der Bauer zur Annahme und Ausübung neuer Vorschläge sich bereitwillig finden lassen, soll er überhaupt froh und gerne arbeiten; so muß er vor allen Dingen Sicherheit seines Eigenthums, Freyheit im Denken und Handeln, Freyheit in Ansehung des Gebrauchs seiner Kräften und der Zeit, und überhaupt einer, nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit eingerichteten Behandlung genießen.

Das Eigenthum, so der Burger in beweglichen und unbeweglichen Gütern besitzt, ist das natürlichste und nöthigste, wenn im Feldbau mit Muth und Fleiß etwas geschehen soll. Es ist ein angebohrnes Gesetz der Natur: unsern Vortheil zu schaffen; Geschäfte, welche ohne Rücksicht auf diesen Endzweck geschehen müssen,

werden alle nachläßig, nur halb und halb, so viel als gar nicht gethan; da aber strengen wir unsere Kräften recht froh an, wo uns eigener Vortheil lohnet, und die Hofnung, durch verdoppelte Arbeiten noch mehr zu gewinnen, immer rege erhalten wird. —

Diese Betrachtung enthält den Rath an die Grosen dieser Erde: den Leibeigenen seiner Bande zu entbinden, ihn aus seinem der Menschlichkeit so widerstreitenden Stande zu befreyen, und ihm nicht nur seinen Leib, sondern auch seine Besitzungen eigen zu überlassen. —

Die Leibeigenschaft, wie sie in Polen und in dergleichen Ländern ist, ist ein unmenschlicher Druck, ist der Feind, der die Bevölkerung der Staaten zurückhält, den Fleiß vertilgt, das von Natur fruchtbarste Land in eine Einöde verwandelt, und die Menschen selbst in den Stand der Wildheit versetzt.

Das Sklavenjoch erzeugt Tücke, Laster aller Art, Grausamkeit, den Empörungsgeist, und unter ihm kann die Tugend nimmermehr aufwachsen, nimmermehr eine edle Seele gebildet werden.

Es sind demnach abscheuliche Grundsätze der verwerflichsten Politik, wenn man glaubt, man müsse den Unterthan unter dem Drucke halten, seine Bande erschweren, ihn dumm aufwachsen lassen, und allein durch Furcht und Härte regieren, so man anders an ihm, bey

eige-

eigenem Vermögen, nicht einen gefährlichen Feind haben wolle.

Da denkt und handelt man gegen alle Erfahrung: der Fürst, der nur die Absicht hat, gefürchtet zu werden, wird nur über elende, alles Guten unfähige Sklaven regieren, darf sich von seinen Unterthanen keine vorzügliche Thaten versprechen, keine Treue gegen seine Person, keinen Eifer in seinem Dienst, ist vielmehr immer der Gefahr des Aufruhrs und der Empörung ausgesetzt. Herrscht er aber durch Liebe (*); so ist er gesichert vor allem, die Herzen seiner Unterthanen dienen ihm zur sichersten Brustwehr, das Volk, das so glücklich ist, unter seinem sanften Scepter in ungekränkter Sicherheit der Früchten seines Fleißes und seiner Unternehmungen zu genießen, segnet sich und ihn, und, weit entfernt, Veränderungen zu wünschen, ist es im Gegentheil bereit, Gut und Leben alle Augenblicke für seine gegenwärtige Verfassung, für ein Vaterland, worinn es sich so selig fühlt, oder für einen Herrn, in welchem es seinen allgemeinen Vater erblickt, aufzuopfern. Um wie vielmehr wird auch Industrie unter ihm aufblühen, der freye, nicht von aussen niedergedrückte Geist in nützlichen Erfindungen sich thätig erweisen, und so durch alles der Flor der Wissenschaften, der Künste, und



(*) So, wie jetzt Carl Friedrich, Markgraf zu Baden gethan hat.

und besonders auch des Feldbaues, begünstiget und immer mehr und mehr erhöhet werden? —

Es gehört mit zu dem Eigenthum des Unterthanen, daß man ihm seine Zeit, die er auf seinen Nutzen verwenden kann, nicht unnöthiger und unbilligerweise nehme, noch ihn im freyen und ungehinderten Gebrauch seiner Kräften beschränke. Durch beedes würde er unfähig gemacht werden, eine Verbesserung seines Feldbaues zu bewürken. —

Wer erinnert sich hiebey nicht der Frohndienste, womit der Landmann öfters nur allzusehr geplagt ist, und wobey er in die Unmöglichkeit versetzt wird, für sich, für seine Felder und für deren besseres Aufkommen zu arbeiten? und ist er auch in andern Orten nicht übermäßig damit belästiget; so drücken ihn doch da andere Beschwerden, die der nützlichen Aeusserung seiner Thätigkeit Widerstand thun.

Gesetzt, er hat mit möglichster Anstrengung seiner Kräften seine Aecker, Wiesen und Weinberge besorgt, und sieht nun das Werk seiner Hände und seines Schweises von der Vorsicht gesegnet; aber nun kommen die Hirsche, die Schweine, aus den Waldungen, durchwühlen seine so emsig bearbeitete Felder, zertreten und fressen die gehoften Früchte, und berauben ihn auf einmal des Lohns seiner Mühe und seines Aufwandes; oder, es thun das nämliche bey zur Unzeit angestellten Jagden, nebst dem Wild, die

Hunde,

Hunde, die Jäger, rc. die Samen seiner Fluren verkommen unter ihren Füssen, und er sieht sich wiederum in seinen Erwartungen, wozu ihn seine Arbeitsamkeit berechtigte, muthwilligerweise betrogen. Sagt, wie soll er hiebey noch Freude und Eifer haben, den fetten Klee zu bauen, das Unkraut zu vertilgen, neues auf dem Felde einzuführen, da man ihm auf so vielen Seiten entgegenarbeitet?

Es ist demnach die Sache der Grosen, ihm in all' diesem Erleichterung zu schaffen, ihn Herr über seine Zeit, und Herr über seine Arbeiten und deren Erfolg seyn zu lassen, und zu dem Ende weder mit gehäuften Frohnen, noch mit übelangebrachter Schonung des Wildprets, oder mit zur Unzeit angestellten Jagden zu plagen.

Die Nothwendigkeit, dieses zu thun, wird jedem Fürsten selbsten einleuchten, dem sein und seines Landes Wohl und das Gedeihen des Feldbaues nur im geringsten angelegen ist. — Und der Unterthan hat auch eben sowohl das Recht, hieran eine Ansprache zu machen, als er das Recht hat, zu erwarten, daß ihm die Herrschaft Denk- und Handlungsfreyheit gestatte; nemlich nicht Freyheit im Laster, aber Freyheit von allem Gewissenszwang, die Freyheit, ohne Rücksicht auf Namen oder Partheyen, als ein guter Bürger wandeln, nach eigener Ueberzeugung Gott dienen, und sei-

nes Glaubens froh leben und sterben zu dürfen (*).

Es ist widerrechtlicher Hochmuth, sich besser, einsichtsvoller, im Besitz mehrerer Vollkommenheiten und daher achtungswerther zu glauben, als andere, weil man in andern äusserlichen Verhältnissen gebohren ist, als sie; und Tollheit ist es, sie darüber zu neiden und zu hassen, daß sie das nicht sind, was wir uns zu seyn einbilden. Gesetzt, wir hätten uns einer bessern Erkenntniß zu rühmen, als unsere Mitbrüder; verdienen sie dann darüber Haß und Verfolgung? — Warum doch nicht vielmehr Schonung und Mitleid? —

Ueber alles aber, welche Empörung gegen Gott, das in seinem Reiche verdrängen und ändern zu wollen, was er selbsten dultet, und aus den väterlichsten und besten Absichten so geordnet hat! — Es ist also nicht nur aus diesem Gesichtspunkt Pflicht für die Obrigkeiten, der Freyheit im Denken Schutz in ihren Staaten zu gestatten, sondern auch deswegen, weil sie die Toleranz, die ergiebigste, lauterste Quelle der Wohlfahrt der Völker, der Bevölkerung der Reiche, der Aufnahme der Fabriquen, Manufakturen, überhaupt aller Gewerbe, und so auch des Feldbaues, ist. Alle Staaten, worin sie ihren wohlthätigen Sitz hat, zeugen unläugbar hievon, so wie auch die-

(*) Fürsten, lernet Kaiserlich denken!

diejenigen, woraus sie vertrieben ist, ohne Ausnahme das Gegentheil beweisen.

Die nämliche Beschaffenheit hat es auch mit der Gerechtigkeitspflege in einem Lande. Da, wo sie unterdrückt, niederträchtigen Leidenschaften aufgeopfert oder um Geld verkauft wird; da, wo nur der Reiche, der Mächtige, der Mann aus einer angesehenen Familie bey allem Unrecht Recht erhält, und wo der Geringere, der Arme, bey allem Recht, zum Unrecht verdammt wird; da, wo das Gute, der Fleiß, die Rechtschaffenheit, die Erfindung, keine Belohnung findet, vielmehr nur beneidet und angefeindet wird: da wird sich das Genie nimmermehr in nützlichen Entdeckungen üben, die Arbeitsamkeit vertrieben, der Eifer erstickt, und alles, so auch in der Landwirthschaft, beym Alten erhalten, oder vielmehr immer tiefer herabgesetzt werden.

Nicht so, wo die Gerechtigkeit die Stütze der Freyheit, der Schutz des Eigenthums, die Belohnerin des Nützlichen und Guten ist! da, da lebt alles, was die Staaten beglücket, auf: da singt der Landmann hinter'm Pflug, der Schiffer am Ruder, der Handwerker an seinem Stuhl, Gott und der Obrigkeit früh und spat, Lieder des ungeheuchelten Dankes; da sinnen alle in ungestörter Ruhe, im frohen Genusse ihrer Mühe, auf Vervollkommung ihres Gewerbes, und der Bauer wünscht unter allen am meisten die Erhöhung der Produkte seines Feldes,

nur

nur — um seinem Gerechtigkeitsliebenden, guten Fürsten recht viele Abgaben davon geben zu können. —

Heil der Welt, daß in unserm gegenwärtigen Zeitalter fast alle Grosen der Erde durch diese Grundsätze der Vernunft und Menschlichkeit geleitet, die, die Menschheit entehrende Sklaverey und Intoleranz aus ihren Ländern verbannen, den Stuhl der Gerechtigkeit befestigen, und dabey sich und ihren Völkern Segen und Glückseligkeit in unzählbaren Gattungen bereiten! Wie vieles läßt sich nicht auf die Zukunft hoffen? Und werden auch nicht alle Schwerdter in Pflugschaaren verwandelt, und wird auch nicht alles, was ungleich ist, eben gemacht werden; so wird doch die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglichste Vervollkommung und Verschönerung des menschlichen Lebens, als das Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, immer mehr erreicht werden, und als das zuverläßige Resultat von jenen edleren Gesinnungen der Grosen mit froher Ahndung zuverläßig zu hoffen seyn. —

Noch drey Vorschläge zur Aufnahme des Feldbaues, die sich auf ihn eigentlicher beziehen! —

1) Wenn man die vielen Arbeiten, welche ein Ackersmann zu besorgen hat, überdenkt; so wäre in allem Betracht zu wünschen, daß ihm

solche verringert würden, um die nöthigsten mit mehrerer Genauigkeit und Sorgfalt thun zu können. Ueberläßt man ihm nun allzuviele Feldungen zum Anbau; so heißt das seine Arbeiten vervielfältigen, und ihn in die Nothwendigkeit setzen, vieles nur obenhin zu thun, um fertig zu werden. Dadurch wird der Ertrag der Feldungen, die bey besserer Bearbeitung doppelt so viel eintragen würden, vermindert, und durch eine natürliche Folge auch die Bevölkerung zurückgehalten, indem da, wo Einer wohnt, zwey wohnen, und hinlänglichen Unterhalt finden könnten.

Diese Gründe berechtigen zu dem Rath, daß man denjenigen Höfen, die mehr haben, als 21, höchstens 27 Morgen Aecker, und 9 oder 12 Morgen Wiesen, à 256 Ruthen, à 16 Nürnberger Schuhen, den Ueberschuß der Morgen abnehmen und einem andern Bewohner geben müsse, um auch diesen in den Stand eines bessern Anbaues zu setzen. Ein Bauer von einem Hof, so wie er da bestimmt ist, hat Arbeit genug, und dazu auch hinlängliche Zeit und Kräften; will er; so kann er sie gehörig verrichten, auf eine bessere Einrichtung seiner Wirthschaft denken, und damit mehr gewinnen, als beym Besitz weitläuftigerer Ländereyen. —

2) Will und soll der Feldbau emporkommen; so gehört dazu begreiflich ein guter und fetter Dünger, und, um diesen zu erhalten, ist dem Ackersmann das Hornvieh schlechterdings

zu empfehlen. Pferde, damit das Feld zu bestellen, und die nöthigen Fuhren zu thun, oder sie auch zu erziehen, sind für ihn, in kultivirten Gegenden, in vielem Betracht eine verderbliche Sache, und besonders in Absicht auf den Feldbau. Der Dung von ihnen bleibt immer einer der schlechtesten, und kommt dem von dem Hornvieh, vorzüglich vom fetten, bey weitem nicht gleich; Die Folge hieraus ist leicht einzusehen; aber eben deswegen müssen auch

3) Zum Besten des Feldbaues die Frohnfuhren, welche mit Pferden zu verrichten sind, gemindert, oder vielmehr sämtlich aufgehoben werden. Wie gut wäre es, wenn auch die, die mit Ochsen geschehen, verbannt würden! So wäre der Bauer nicht mehr gemüßigt, den Dünger seines Viehes auf den Strassen ohne Nutzen verschleppt zu sehen, oder die so nöthige Auffuhren des Mergels u. d. g. auf die Aecker und Wiesen zum größten Nachtheil der Felder, ihrer Besitzer und der Herrschaften, zu unterlassen. —

Da so eben, wie öfters in diesen Vorschlägen, von den Frohnen, als einem grossen Hinderniß in der Aufnahme des Feldbaues die Rede ist; so sollen hier zu den, für ihre Aufhebung bereits angeführten Gründen noch mehrere folgen, um die Nothwendigkeit und Nützlichkeit davon, wo möglich, allgmein einleuchtend zu machen.

Daß

Daß die Frohndienste, welcherley Art sie auch seyn, und worinn sie auch bestehen mögen, für den Landmann durchaus eine schädliche Plage seyen, ist schon gezeigt worden. Allein, da das herrschaftliche Interesse auch dabey in Betracht gezogen werden muß, und man immer glaubt, daß solches durch sie befördert werde; so will ich das Gegentheil erweisen, und diesem blendenden Schein ein helleres Licht entgegenstellen.

Es ist vor allem unwidersprechlich wahr, daß alle Arbeiten, die frohnweise geschehen, es mag nun dafür nichts, oder etwas bezahlt werden, unter Widerwillen, nur obenhin, und also mit Schaden geschehen.

Man ackert z. B. entweder zu tief oder zu seicht, so wird hie, wie dort der gute Erdgrund verdorben, zu leicht oder zu schwer, und damit öfters auf mehrere Jahre hinein eine reichliche Erndte vereitelt.

Ich kenne einen schönen herrschaftlichen Hof, welcher in der Frohn von den Unterthanen mußte gebaut werden; er kam dadurch nach und nach so in Verfall, daß sein Ertrag zuletzt nicht mehr zureichte, den Bauer, Aufseher, das Gesinde u. d. gl. zu bezahlen. Endlich beliebte man seinen Verkauf für etwa 12000 fl. und es wurde ein jährlicher Canon für den Ze-

hend von etwa 400 fl. bedungen. Eigene Arbeit und bessere Aufsicht ließen da bald guten Gewinn machen, das Gut kam in wenigen Jahren wieder empor, es wurde nach des Besitzers Tod eingelößt, und darauf für 1800 fl. jährlichen Pacht wieder erlassen. Man sieht aus dem Pachtgelde, was eigene Aufsicht, Fleiß und Arbeit in Herstellung eines verdorbenen Gutes vermögen. Kurz darauf ist er wieder für 30000 fl. verkauft und Zehnd und grosser Canon bedungen worden.

Man sagt zwar, man könne den Frohner zur Genauigkeit in seinem Dienste, durch uneigennützige, verständige und treue Aufseher anhalten. Ganz wahr; allein wo sind die Aufseher von diesem Charakter, wo nur zwey unter 100, die auf fremdes Gut so sehen, wie auf eigenes, die mit der gehörigen Einsicht den erforderlichen Eifer verbinden, das Beste ihrer Herrschaften gewissenhaft zu besorgen? —

Die Rechnungen herrschaftlicher Höfe, bey welchen fremde Aufseher angestellt sind, liefern hiezu die Beweise; gemeiniglich gehen Einkünfte und Ausgaben gegeneinander auf, und wenn auch hie und da eine Ausnahme statt findet; so spricht doch für die Angabe der grössere Theil das Wort. —

Aber gesetzt auch, die Herrschaften gewinnen durch die Frohnen auf ihren Höfen, diese

werden

werden gut gebaut, und liefern einen reichen Ertrag. Was ist es nun, wenn dadurch die Felder der Unterthanen vernachläßigt, ihre Fruchtbarkeit gemindert, folglich der Zehend verringert, und also das obrigkeitliche Interesse auf einer andern Seite wiederum geschmälert wird? So verlieren dann beyde, — wie überhaupt beyder Verlust und beyder Gewinn immer unzertrennlich miteinander verbunden ist, — und zulezt wird dem ganzen Staatskörper Krankheit und Tod zugezogen. Man kann sich, wie ich denke, aus nachstehenden Beweisen hievon überzeugen.

1) Weil durch die vielerley Frohnen die Felder, Gewerbe, Handthierungen der Unterthanen leiden, und der Abfall von ihnen sehr vermindert wird; so muß nothwendig der Handel in und aus dem Lande erliegen, die von ihm dem Landesfürsten sonst eingehende Revenüe, Zoll, Accis, u. d. gl. entgehen, dagegen aber, da man das Benöthigte von aussen holt, das Geld ausser Landes wandern, und so in einer natürlichen Folge, Land, Fürst und Unterthan verarmen.

2) In einem Lande der Dürftigkeit und Armuth sezt sich niemand gern an, vielmehr sind da die Auswanderungen häufig: Fremde verheurathen weder Kinder dahin, noch holen sie sich daher Weiber: damit fällt der Werth und Preis der Güter, und in dem allem eine ganze Liste herrschaftlicher Einkünften — Schutz-

 gelder

gelder — Nachsteuren — Sterb- und Kaufhandlöhner und mehreres, nebst dem, daß der Ruhm und Kredit des Landes gewaltig darunter leidet.

3) Wo Mangel an Bearbeitern des Feldes ist, da bleibt vieles öde und wüst liegen, oder wird wenigstens nicht in den bestmöglichsten Stand der Fruchtbarkeit gesetzt, wodurch wiederum in den Einnahmsregistern der Herrschaften manches hinwegfällt. Und

4) Muß nicht in einem Lande, dessen Bewohner nur mit Mangel und Elend zu kämpfen haben, zu aller Aufnahme und Verbesserung die Thüre verschlossen seyn? Verdrossen und träge zu allem, wie sie sind, sind sie unempfindlich gegen neue Vorschläge, keines Gedankens an eine Aenderung ins Bessere fähig, bleiben stupid, und da sie nichts zu verlieren haben, als ein Leben, das ihnen zur Last ist; so sind sie zu Unruhen, Processen, Revolten gegen ihre Vorgesetzten, und allem, was schlecht ist, jederzeit fertig.

Wie ganz anders sieht es in einem Lande aus, wo die Frohnen mit ihren benannten verderblichen Folgen den Abschied bekommen haben? — Da sucht jederman Schutz und Sitz, dahin heurathet man mit Lust, und zusehens wächst die Vielheit der Inwohner, die Bevölkerung, als der Reichthum der Staaten; da wird jede Wüsteney urbar gemacht, alle

lie-

liegende Grundstücke steigen im Werthe, sie werden gesucht, gekauft, und die Vermehrung der herrschaftlichen Einkünften bey mehreren Zehenden, Kauf- und Sterbfällen ist unausbleiblich; da blühet Handel und Commerz, die Landsprodukte werden immer besser und vielfacher verarbeitet, häufiger ausgeführt, die Töchter des Landes von Auswärtigen gesucht und geheurathet, und die Zölle, Accise, Nachsteuren, nehmen von Tag zu Tag zu; da endlich rafinirt der Unterthan, weil er bey seinen Arbeiten Gewinn siehet, mit munterem Geiste, sich immer höher zu schwingen, sich und seinem Fürsten immer nützlicher zu werden, — er strengt sich an, und es kommen von Zeit zu Zeit, zum Vortheil des Landes, Dinge zum Vorschein, woran man zuvor nie gedacht, deren Möglichkeit selbst man bezweifelt hat! —

Bey all' dem glaubt man immer noch, der Gewinn der Herrschaften, den sie etwa aus der Aufnahme des Feldbaues bey ertheilter Frohnfreyheit ziehen mögten, werde bey weitem wieder durch den Verlust überwogen, den sie haben würden, so sie nun aus eigener Kasse das zu bestreiten hätten, was ihnen zuvor frohnweise, mit geringem oder gar keinem Aufwande geschah. Welche Ausgaben, sagt man, wenn die Herrschaften die vielerley Fuhren, Brennholz- Bau- Zehnd- Heu- Strohfuhren, und andere, wenn sie die zum Jagen, Botengehen auf den Aemtern, und sonsten benöthigten Leute selbst zahlen müssen! —

Man höre zur Beantwortung dieses Einwurfes folgendes:

Indem man die Aufhebung der Frohndienste empfielt, und also dem Bauer und dem Bürger die Freyheit davon zu erhalten wünscht; so will man von den Herrschaften diese Gnade nicht umsonst, sondern nur gegen eine verhältnißmäßige billige Schadloshaltung haben. Mit einem Wort: die Frohnfreyheit soll ihnen von den Unterthanen bezahlt werden.

Diese Bezahlung kann überhaupt in die jährliche Abgaben eingewebt werden, wie z. B. in dem Durlachischen geschieht, wo man seit 1770 in dem Orte Dietlingen mit dem besten Erfolge den Anfang gemacht hat, daß der Unterthan für alles und jedes, was Schuldigkeit heißt, von seinem jährlichen reinen Gewinne den fünften Theil abgibt, dabey dann alle Frohndienste gänzlich hinwegfallen.

Werden alle Frohndienste mit 2 fl. von dem Hundert Schatzungsanlage an die Herrschaft vergütet: so fällt z. E. in einem Amte, das 100000 fl. an Grundstücken verschätzet, jährlich 2000 fl. heraus, und die Summe vermehrt sich noch, wenn man die Taglöhner, Bloshäußler, Handwerker, welche ebenfalls ihre Handdienste bezahlen, dazu nimmt. Durch diese beständige jährliche Abgabe werden, wie ich denke, sämtliche Frohnen nicht nur hinlänglich bezahlt seyn, sondern auch alle die Arbeiten,

welche

welche zuvor durch sie geschehen sind, durch eigene Leute, Boten und Anspann, mit Vortheil noch verrichtet werden.

Hiebey würde zuerst der unbeschreibliche Misbrauch hinwegfallen, der mit den zu Frohndiensten verurtheilten Unterthanen, blos zu ihrer Kränkung, ohne Nutzen der Herrschaften, so vielfach getrieben wird. Bald schickt der Beamte einen Boten aus, um unter dem Vorwand einer Herrschaftsache ein Spiel Karten in der Stadt zu holen, bald bestellt sich der Jäger zu seinem Vergnügen Jagdleute, bald kömmt ein Soldat, und verlangt Pferd, Führer oder Wegweiser, u. d. g. und so werden oft an einem Tage, in einem Orte, zur unschicklichsten geschäftreichsten Zeit, um nichtswürdiger Dinge willen, 6. 8 und mehrere Leute von ihren Arbeiten weggenommen, und darinn zu ihrem größten Nachtheil unverantwortlich aufgehalten.

Zweytens würde man auch, bey vorgeschlagener Einrichtung, darauf bedacht seyn, in manchen Dingen eine vortheilhafte Abänderung zu bewürken. Und wie viele Sachen sind nicht einer solchen nützlichen Abänderung fähig? —

Die eigene Administration der Herrschaftgüter taugt, wie schon gesagt ist, wenig oder nichts; würde man sie, wie man könnte und zum Nutzen sollte, verpachten, oder noch besser — verkaufen und mit Unterthanen besetzen;

so hätte man sich hiemit schon, wie überhaupt nach allen Rücksichten einen sehr grossen Gewinn, so auch insbesondere eine nicht unbeträchtliche Ersparniß an Fuhren verschaft.

Die Brennholzfuhren für die herrschaftlichen Oefen und Küchen, Glas- und Treibhäuser, für die Wachtstuben und Dienerschaft, machen einen sehr wichtigen Artikel der Frohnen, und also, wenn solche abgeschaft würden, der herrschaftlichen Ausgaben selbst; allein auch diese können sehr leicht verringert werden, und zwar

a) Wenn man allgemein die an vielen Orten schon eingeführte Kunst- und Sparöfen und Heerde in den Küchen errichtet, wobey man wenigstens $\frac{1}{3}$ des Holzes und folglich auch der Fuhren weniger bedarf;

b) Wenn man den Köchen — den ärgsten Verschwendern in den Hofhaltungen Schranken setzt, indem man ihnen entweder verschlossene Heerde von Eisen gibt, dergleichen in der Hofküche zu Carlsruhe zu sehen sind; bey welchen man mit dem allerschlechtesten und wenigsten Holze alles kochen und braten kann, oder täglich ein gewisses Maas von Holz bestimmt, oder, welches das zuträglichste zu seyn scheint, indem man sämtliche herrschaftliche Küchen und Oefen gegen ein bestimmtes Quantum von Brennholz an Entreprenneurs jährlich verpachtet. So verfahre man auch mit den Gärtnern und mit den Soldaten auf den Wachtstuben, und man

wird

wird diesen dadurch gewiß die gewöhnliche und überflüßige Hitze der Badstuben benehmen.

c) Wenn man keinem Diener zur Bestallung das Holz in Natur, sondern für solches das Geld reichet. Herrschaften können immer ihr Holz im Walde eben so theuer abgeben, als es von den damit markthaltenden Bauern verkauft wird, und so wie es diese ankaufen, können es die Diener auch: dabey fallen dann nicht nur viele Fuhren weg, sondern man lernt auch in den Häusern der Dienerschaft mit dem Holze besser haushalten, welches nicht geschieht, wenn es einem gleichsam umsonst und ohne Mühe in die Wohnung gebracht wird.

Es wird übrigens hiebey vorausgesetzt, daß man den Diener nicht im Schaden lassen werde, wenn der Preis des Holzes steigt, sondern daß man ihm alsdann eine verhältnißmäßige Zulage am Gelde zu geben, billig genug sey.

So wie in den bisher genannten Rubriquen vieles mit verminderten Kosten geschehen könnte, wenn es die Herrschaften gegen die vorgeschlagene jährliche Abgabe für die Frohnfreyheit selbsten über sich nähmen; so wäre auch das nämliche in Ansehung der Ausgaben für die Botengänge und für die zu den Jagden erforderliche Leute möglich. — Dorten wird man es leicht eingestehen, da es allzu einleuchtend ist, wie vergeblich öfters, um welcher unbedeutender Sachen willen Boten da oder dorthin

geschickt werden; aber hier, bey den Jagden, dürfte man vielleicht die Möglichkeit einer solchen unschädlichen Verminderung bezweifeln. —

Es ist in allem Betracht wahr, daß das Wild eine der größten Plagen des Landmanns ist, und daß Fürsten nicht väterlicher gegen ihm handeln, als wenn sie solches, so viel möglich, ausrotten lassen; aber eben deswegen wird auch jeder Unterthan mit Vergnügen das Seinige dazu beytragen, und gern, ohne Entgeld, sich znm Jagen einfinden.

Uebrigens ist es wider den Charakter eines guten Regenten, ein Jäger von Profeßion zu seyn, um sich aus dem Jagen ein tägliches Geschäfte zu machen, so, wie es ihm niemand verarget, wenn er es jezuweilen zur Erholung des Geistes, und zur Erhaltung der Gesundheit, wozu es vorzüglich geschickt ist, gebraucht, bey welcher Einschränkung alsdann sich ein grosser Aufwand von selbsten heben wird. —

Da neue Vorschläge meistens so lange nicht Eingang finden, bis man die Ausführbarkeit davon in Vorgängen und Beyspielen bereits vor Augen sieht; so will ich nun noch zeigen, auf welche Weise die Frohndienste im Amte Kupferzell abgeschaft wurden, und wie man indeß bey den Geschäften, die zuvor durch sie geschahen, zu Werke geht? —

Die Frohnen waren lang, so wie überall, also auch da, eine Last für den Bauern, der

stärkste

stärkste Aufhalt eines besseren Feldbaues, und ihre Abschaffung also der allgemeine Wunsch.

Die herrschaftlichen Höfe, worauf sie sonderlich geleistet werden mußten, wurden verpachtet oder verkauft, das Bauen wurde gemindert, der Verlust aus den Jagden erkannt, und so erließ endlich die Herrschaft im Jahr 1727 alle und jede Frohndienste, dagegen zahlte der Bauer für diese Begünstigung jährlich von dem hundert Schatzungsanlage zwey Gulden;

Der Köbler oder Söldner, der unter 100 fl. verschätzte, zahlte in allem des Jahrs 1 fl. 30 kr.

Der von hundert bis dreyhundert Schatzungsanlage 3 fl.

Und der, so über dreyhundert verschätzte, zahlte von jedem hundert, so er mehr hatte, über das gewöhnliche noch 30 kr.

So blieb es, wie bedungen, auf beeden Seiten kaum einige Jahre stehen, und sichtbarst wuchs die Wohlfahrt des Amtes empor.

Die Viehzucht und Mastung wurde vervielfältigt, der Acker besser bearbeitet, hinlänglich gedüngt und bemergelt, der Getraidebau sehr ergiebig, und die Erndte von allen Feldern sehr reich;

Die Handelschaft mit Vieh und Getraide ausser Landes warf vielen Gewinn ab, brachte

viel Geld ins Amt; und so sah man in allem Aufnahme, Segen und Gedeihen.

Die Herrschaft hatte nun, um die nöthigen Fuhren zu bestreiten, eigene Pferde und Knechte, und was damit nicht geschehen konnte, das geschah um einen billigen Lohn, bald von diesem, bald von jenem Unterthan.

Es wurden beständige Boten aufgestellt, die die benöthigten Gänge zu thun hatten, und bey Jagden zahlte man jedem Treiber einige Kreuzer.

Allein die dankbare Liebe, welche den Unterthan gegen seinen Regenten beseelte, drang bey so augenscheinlichen, immer mehr und mehr anwachsenden Vortheilen der Frohnfreyheit für, und bewog das Amt zu dem Entschluß:

Daß der Söldner jährlich $1\frac{1}{2}$ Klafter Holz ohnentgeltlich aufmachte, und der Bauer auf den Ochsen einen Klafter Holz führte.

So verhielt es sich auch mit den Jagden: es war dem Bauer nicht zu viel, zum Vergnügen seines Herrn einige Stunden ohnentgeltlich zu jagen, und damit seinen eigenen Nutzen zu befördern.

Und auf diese Art bestehet nun die Sache bis auf den heutigen Tag; der Nachbar beneidet uns wegen unsers glücklichen Zustandes, der sich durch den besten Feldbau, die beste Viehmastung und durch den einträglichsten Handel vor-

vortheilhaftest auszeichnet, und der die Möglichkeit und fortdaurende Nutzbarkeit einer allgemeinen Frohnfreyheit nicht nur hinlänglich beweiset, sondern auch andern Ländern zur Aufmunterung dienen kann, die nämliche ersprieslicher Einrichtung zu treffen.

Gesetzt dann auch, daß die bestimmten Frohndienstgelder all' darauf giengen, ja zu Zeiten nicht zureichten; so würden dessen ohngeachtet die Herrschaften bey der bessern Cultur ihrer Länder und der daraus entstehenden Vermehrung ihrer sonstigen Einkünften reichlich überfliessend schadlos gehalten werden.

Allein diese Frohndienstgelder gehen bey weitem nicht alle auf, wenn nur durch eine einsichtige, getreue, fleissige Aufsicht aufs Ganze von Seiten der Kammer und der übrigen Dienerschaft das Unnöthige abgethan, alles in eine weise Verbindung gesetzt, und überall, im Grossen wie im Kleinen, Uebereinstimmung, Zusammenordnung, bemerkbar seyn wird.

Ein Amt, so hunderttausend Gulden verschätzt, wirft, neben den Abgaben der Bloshäusler, gern etliche zwanzig hundert Gulden ab: ich setze, daß der Herr desselben des Jahrs 900 Fuhren zu Holz, Baumaterialien und anderem bedarf; so können 2 Spann Pferde, zu einem Wagen 4 Pferde und 2 Knechte gerechnet, solche immer besorgen.

Der Aufwand hierauf würde etwa für den Lohn und die Kost der Knechte, für das Futter der Pferde, für Schiff und Geschirr, und für sonstiges jährlich höchstens 1500 fl. betragen; und mit dem übrigen Gelde, es belaufe sich auch nur auf 700 fl. könnte man die Boten- und Jagdlöhne hinlänglich bestreiten.

Wollten Herrschaften nicht selbsten einen Anspann anschaffen, wie es freilich wegen der gewöhnlichen Untreue ihrer verbrödeten Diener zu misrathen ist; so würden sich gewiß, wenn man all' dieses pachtweis abgeben wollte, Entrepreneurs genug finden, die es übernähmen, so, daß man von den bestimmten etlichen zwanzig hundert Gulden leicht noch Ueberschuß haben dürfte.

In einem grösern Staate, sey er ein königlicher, würde, der Erforderniß mehrerer Dienste ohngeachtet, der Gewinn der Herrschaft noch gröser ausfallen, bey dem, daß das Wohl des Landes und der Unterthanen nicht minder treflichst bestünde, und von Stufe zu Stufe zu immer mehrerer Vollkommenheit sich emporschwünge. —

Auch hierin bestätiget sich die Wahrheit, daß das Glück der Unterthanen auch das Glück der Herrschaften — daß beeder Interesse Eins sey. Warum sollten sich diese also nicht bereitwillig zu allem entschließen, was irgend einen Einfluß auf das Wohl des Landes hat?

und

und warum sollten sie insonderheit einen Anstand nehmen, den Bauer je früher je besser in denjenigen Zustand zu setzen, worin er die Früchten seiner Arbeiten genießen, und ohne Hindernisse sein Feld bestmöglichst bearbeiten kann, da von ihm, dem Bauern, fast alles übrige des Staates — seine Höhe und sein Fall — abhängt, mit einem Worte, — da der Bauerstand die wahre Grundlage der ganzen bürgerlichen Gesellschaft von je war, und fernerhin bleiben wird?

II. Von

# II.

## Von den verschiedenen Erdarten, und deren Mischung.

Sind die dem Feldbau entgegenstehende Hindernisse einmal gehoben; dann kann man mit der Verbesserung desselben schon einen glücklichen Anfang machen, und es darinn zu immer grösserer Vollkommenheit bringen. Eines wird dem andern den Weg bahnen, und zuletzt wird alles in dem nützlichsten Zusammenhang stehen. — Freilich kömmt es nun hauptsächlich darauf an, daß der Landmann sein Feld, das er bebauen, und aus dem er Nutzen ziehen soll, gehörig kenne, und wisse, wie er es nach seiner verschiedenen Beschaffenheit zu behandeln habe —

Nicht alle Felder sind von Natur, nicht alle in gleichen Graden, nicht alle in allen und jeden Gewächsen fruchtbar; daraus folgt, daß zwar die Erde zum Wachsthum der Frucht nothwendig, daß sie aber das allein nicht sey, was solches gibt, und die Fruchtbarkeit ausmacht, sonst müßte jeder Boden gleiches Wachsthum gewähren.

Das, woraus die Pflanzen bestehen, ist das, so ihr Wachsthum befördert; je mehrere dieser ihrer Bestandtheile ihnen zugesetzt werden, desto höher, dicker und schneller wachsen

sie heran, und da man bey und in ihnen, so sie aufgelöset werden, nichts anders als Erde, Wasser, Salz und Oel, findet; so sind das auch die Theile, durch deren Ansetzung sie wachsen und zur Zeitigung gedeihen.

Die Salze und Oele zeigen sich nicht bey allen Gewächsen in gleicher Menge, und in gleicher Würkungsart; welches theils aus der Verschiedenheit ihrer Farben, theils aus der Verschiedenheit ihres Geruchs und Geschmacks, theils auch daraus erhellet, weil einerley Fruchtsorte beständig auf einerley Feld gepflanzt nicht immer geräth, da es im Gegentheil bey andern Sorten, mit denen man abwechselt, seine Fruchbarkeit nicht versaget.

Wird man z. B. auf einen und eben den Acker alle Jahre, oder auch nur alle drey Jahre, Flachs säen; so wird man gewiß wenig Ertrag haben, und Erbsen bestätigen diesen Satz noch besser. Man säe, — um sich durch eine Probe im Kleinen davon zu überzeugen, — in einen mit Erde gefüllten Blumentopf Erbsen, und gebe ihnen die benöthigte Feuchtigkeit und Wärme; so werden sie bestens heranwachsen. Man nehme sie aber, einer Hand lang gewachsen, heraus, und säe dann, so oft man will, wieder andere in die nämliche Erde; so wird kaum Eine mehr keimen, und vielweniger wachsen, da doch ein anderer Same, darein gesäet, gleich wieder aufwächst. —

Sollte

Sollte dies nicht beweisen, daß jede Art der Gewächse auch ihre eigene besondere Art an Oel und Salz habe, und daß sie dann andere, gleichsam zu ihrer Natur nicht gehörige, Oele und Salze andern Gewächsen zurücklasse? —

Die Gewächse ziehen diese zu ihrem Wachsthum erforderliche Theile sowohl durch ihre Wurzeln, als auch durch die unendlich kleine Oefnungen an ihren Blättern und Stielen, theils aus der Luft, theils aus dem Boden, worauf sie verpflanzt sind, an sich; und je mehr nun ein Erdreich mit bemeldten Bestandtheilen der Pflanzen geschwängert, je mehr die Luft, worinn es gleichsam webt, damit angefüllt ist, desto fruchtbarer — tragbarer ist es auch. —

Die Witterung hat natürlich hiebey auch ihren Einfluß; allein, da solche nicht von der Macht der Menschen abhängt; so ist auch davon die Rede nicht, sondern nur von dem, was diese thun können. Und daß es ihnen möglich sey, die Fruchtbarkeit der Erde zu mehren, das heißt, ihr dasjenige an den zum Wachsthum der Pflanzen erforderlichen Bestandtheilen zuzusetzen, was ihr dazu im gehörigen Maas aus sich selbsten abgeht, das ist eben die Wahrheit, die sich durch so viele, zuvor wüst und unfruchtbar gelegene, nun aber urbar und bestens fruchtbar gemachte Feldungen hinlänglich über allen Zweifel bestätiget, und die zugleich einen jeden, der auf die Verbesserung seines Ackers denkt, bereitwillig machen kann und soll, auf

diesen

diesen Endzweck hin mit Muth und Eifer ununterbrochen zu arbeiten. Er darf dann auch mit Zuversicht sich eines glücklichen Erfolges seiner Bemühungen getrösten.

Ich wohne in einem Lande, wo ich ein Weiler von neun Bauern, die alle vollauf haben, stets vor Augen sehe; vor fünfzig Jahren wohnten nur vier da, die aber, da sie nach dem Schlendrian bauten, kaum auf die Helfte des Jahrs ihr Brod hatten, und gegenwärtig verkaufen jene jährlich noch einmal so viel Getraide, als diese von dem nämlichen Felde in allem kaum erndteten. Nur Fleiß, Kenntniß der Erdarten und deren gehörige Mischung hat diese vortheilhafte Aenderung bewürkt, so wie das Nämliche sich heute noch, und zu allen Zeiten, und auf allen Feldern, nützlichst erprobt.

Die Erdreiche sind also, wie gesagt, verschieden: das eine enthält der zur Fruchtbarkeit gehörigen Dinge mehr, als das andere, das eine läßt die ihm mitgetheilte Nahrung der Gewächse nicht hinlänglich in sich eindringen, das andere ist unfähig, solche in sich zu erhalten; thut man von diesem zu jenem, oder von jenem zu diesem, so ist beeden geholfen. Das erste kann man das zu schwere und das lezte das zu leichte Erdreich nennen, und so überhaupt alle Erdarten in diese zwo Gattungen eintheilen.

Das Erdreich wird schwer, wenn seine Theile genau und fest zusammenhängen; es

wird leicht, wenn die Theile weniger genau verbunden, locker, und durch Zwischenräumgen mehreres getrennt sind.

Zu dem schweren Erdreich rechnen wir alle Gattungen Thons oder Letten — alle Arten des schweren Mergels, welcher nichts anders als verhärteter Thon ist, der eine Steinart annimmt, die aber durch Frost, Regen und Sonnenhitze sich wieder in Erde auflöset, so wie er sich im Feuer verhärtet. —

Zu dem leichten Erdreich gehören die nicht mit Thon oder Letten beschwerte weisse oder fahle Feldungen — aller Lehmen, und jene lockere schwarze Erde, welche man in sumpfigten Gegenden und auch an Bergen findet, und gewöhnlich die Mohrerde nennet.

Um eine Beschreibung von beeden zu machen, sage ich:

**Ein schweres Erdreich** ist diejenige Erdart, die man Thon, Letten, Mergel und Kies heisset, welche bald fahl, blau und grünlicht, bald gelbbraun, schwarz und hochroth, immer aber sehr zähe, fest und gebunden ist; welche in der Bearbeitung zwey- bis dreymal mehr Mühe, als leichtes Feld, verursachet, weil sie hart und schwer zu hauen, zu stechen, zu pflügen und zu eggen ist; welche den Regen sehr langsam annimmt, aber die eingesogene Feuchtigkeit auch langsam verliert; welche endlich, gegen die leichte Erde gerechnet, viel schwerer wiegt,

wiegt, und sich im Gewichte wie 22 gegen 19 verhält. —

Ein leichtes Erdreich ist demnach das Gegentheil: es ist diejenige Erdart, die man weisses, Leimen- und Mohrfeld heisset, welche bald weißfahl, bald gelb und schwarz, immer locker, nicht zähe, nicht fest gebunden ist: welche in der Bearbeitung wenig Mühe macht, weil sie sich leicht hacken, stechen, pflügen und eggen läßt; welche den Regen bald annimmt, aber ebensobald wieder abtrocknet; welche endlich weniger, als die schwere Erdart wiegt, und sich zu ihr wie 19 gegen 22 verhält. —

Von dem Sande war bisher die Rede noch nicht; man belegt ihn zwar auch gewöhnlich mit dem Namen einer Erde, und rechnet ihn zu dem leichten Erdreiche. — Allein, ob man ihn schon dieser Erdart beysetzet; so kann dies doch nicht deswegen geschehen, als wenn er so leicht, wie selbige, wäre, denn er ist schwerer, und verhält sich gegen sie, wie $19\frac{1}{2}$ gegen 19, und gegen den Thon wie $19\frac{1}{2}$ gegen 22, sondern deswegen, weil seine übrige Eigenschaften denen des leichten Feldes mehr, als denen des schweren, beykommen. — Ihn aber Erde zu nennen, scheint widerrechtlich zu seyn, da er nicht Erde, sondern ein gepulverter, oder in sehr kleine Theile zerriebener Stein ist, aus den subtilsten Kieselsteinen bestehet, und allerhand Farben hat, weiß, fahl, roth. —

Den Sand, der bis in die kleinsten Theile zerrieben ist, nennt man den Flug- oder Triebsand, welcher sehr unfruchtbar ist, und durch den Wind, wie Schnee, gestöbert wird. — Man hat Sand, der gröber als dieser ist; aber in der Unfruchtbarkeit sind alle Arten desselben einander gleich; man wird vom Sand, als Sand betrachtet, und ungemischt mit Erdreich, niemal etwas Ergiebiges erwarten dürfen, ob er gleich, vermischt, sonderlich mit dem schweren Erdreich, der Tragbarkeit fähig gemacht, und zum Besten des Feldbaues umgearbeitet werden kann. —

Man sieht aus der bisherigen Beschreibung des verschiedenen Erdreichs, daß weder das schwere, noch das leichte, daß keines für sich in dem zur Fruchtbarkeit erforderlichen Zustande sey, daß in keinem ohne Beyhülfe des andern die Gewächse aufkommen, und den besten Wachsthum erhalten können. — Man erwäge folgendes:

1) Der Thon- oder Lettenboden ist für sich unfruchtbar, dann

a) dringen die Bestandtheile der Pflanzen, Wasser, Salz, Oel zu schwer, zu langsam in ihn ein;

b) fallen sie nur auf die Oberfläche, und verfliegen wieder ohne Würkung;

c) dringen sie auch durch; so hält sich das Wasser zu lange und zu viel auf; wo also die

die Gewächse nicht mehr hinlänglich erwärmt werden können und im Wasser ersticken;

d) die Wurzeln der Gewächse sind zu gespannt, also unfähig, sich auszubreiten, und die fruchtbarmachende Säfte, die um sie herliegen, einzusaugen.

2) Ein lockeres, leichtes, weisses Leimen- und Mohrfeld ist für sich allein eben so unfruchtbar, dann

a) sind da die Bestandtheile, wenn sie gleich leicht und tief eindringen, allzubald wieder verschwunden, wegen der Lockere zu geschwind entflogen;

b) stehen da die Wurzeln, wenn sie sich auch ohne Widerstand ausbreiten, nicht fest genug, und da die Erde ihnen nicht genau anliegt, können sie auch aus ihr nicht hinlänglich einsaugen;

c) durch Regen, Frost, Aufthauung, Winde, werden die Wurzeln von der Erde immer mehreres weggezogen, ausgerissen, und endlich ganz blos gelegt.

Wenn nun auf der einen Seite die allzugrosse Festigkeit, und auf der andern Seite die allzugrosse Lockernheit die Fruchtbarkeit der Felder hindert; so versteht's sich von selbsten, daß eine durch die andere gemäßigt, daß in gehörigem Verhältniß das schwere Erdreich mit dem

leichten verbunden werden müsse, um damit jenem das allzubindende, und diesem das allzulose zu benehmen, und also beeden fruchtbringende Kräfte zu verschaffen.

Bey dieser so nöthigen Mischung der verschiedenen Erdreiche kömmt es hauptsächlich darauf an, daß sie

1) in der rechten Art, mit den gehörigen Handgriffen geschehe,

2) daß man Erdarten, die für einander taugen, mit einander paare, — und

3) daß man bey ihrer Verbindung in Ansehung des mehrern oder mindern Zusatzes das richtige Maas treffe. — Von jedem dieser drey Punkten nun das besondere!

I) Die gemeinste und gewöhnlichste Art der Vermischung der Erdreiche geschiehet so, daß man eine Art auf die andere aus der Ferne oder der Nähe herbeyführet: Thon und Mergel auf leichtes Feld, und leichte Erdarten auf schweres Feld.

Eine andere Weise ist diese: trift man gleich unter dem Pflug eine andere Art an, z. B. Thon oder Mergel unter der leichten Erde, welches sehr oft, und fast immer geschieht, oder umgekehrt, wiewohl es sich selten eräugnet, daß man unter den obenliegenden schweren Erdarten leichte findet; so läßt man im Herbst beym Stürzen, oder im Frühjahr beym ersten Umackern,

ackern, den Pflug tiefer als sonst gehen, und ackert einen, höchstens zwey Zoll tief die fremde Erdart herfür.

Wer die verschiedene Erdarten so über und unter einander antrift, hat freilich vielen Vortheil; und obgleich dies Glück selten ist; so ist's doch schon manchem zu theil worden. Daher kann man das tiefere Pflügen, oder die doppelte Furchen, daß nemlich die untere, niemal benutzte Erde herfür= die obere hinabgepflügt, und so in etlichen Jahren abgewechselt werde, mit Nutzen empfehlen; freilich nicht immer auf thonigtem, Mergel und Leimenfelde, welches unter sich, wie gesagt, selten eine leichtere Erdart hat, aber doch jederzeit auf weissem, schwarzem Mohr= und gemischtem Sandfelde, und auf dem von Natur guten Erdreich, vorausgesetzt, daß solches zwey Furchen tief die nämliche Erde gewähre, oder Thon habe.

Ganz allein liegt an der Verfahrungsart die Schuld, wenn sich die Mischung der Erdarten nicht fortdaurend nützlich erzeigt. Je mehr und besser sie geschieht, desto grösser ist der von ihr zu erwartende Gewinn, so wie man im Gegentheil desto weniger von ihr zu hoffen hat, je schlechter sie ist. — Man führe z. B. leichte Erde auf schweren Boden, und mische sie durch tiefes und öfters wiederholtes Ackern nicht hinlänglich untereinander; so hat man hier schwere, dort leichte Erde; haben zuvor beede, da sie noch allein lagen, nichts genutzet; so wird

es nun eben so seyn, wenn sie einander zwar näher gebracht, aber doch nicht in die gehörige innige Verbindung gesetzt worden sind.

Je mehr man demnach das Feld, welches mit einer andern, der seinigen entgegengesetzten Erdart überführt worden ist, bearbeitet, egget und pflüget, je mehrere Jahre man damit anhält; desto fruchtbarer wird es werden, desto gesegneter also die Mischung seyn.

Man siehet aus diesem auch, daß der Erfolg davon sich nicht gleich im ersten Jahre äussern kann, sondern so lang ausbleiben muß, bis die verschiedene Erdreiche einander angenommen haben, und zu Einer Natur umgeschaffen sind.

Würde man die Ueberführungen, wie im Kupferzeller Amte schon seit achtzig und mehrern Jahren zur sichtbarsten Aufnahme des Feldbaues geschieht, im Herbste vornehmen, alsdann, wann sie vollbracht, und die aufgeführte Erde mit der Haue oder Schaufel auf dem Acker gleich hoch verbreitet ist, den Acker umwerfen, und folgenden Sommer, mehr als gewöhnlich ist, pflügen und eggen; so hätte man sich schon im ersten Jahre Vortheile davon zu versprechen.

Es ist aber nicht genug, daß die überführte Felder nur von Anfang gut bearbeitet werden, sondern man muß mehrere Jahre damit fortfahren, wenn ihre Tragbarkeit bestehen soll. — Die auf fremden Boden gebrachte Erdarten ver-

verkommen in gewissen Jahren auf einigen Feldern früher, auf andern später, indem sie von dem Regen durch den Ablauf nach und nach weggespühlt werden, und auf diese Art den natürlichen Boden wieder in seinen vorigen Zustand versetzen. Dieses geschiehet vorzüglich auf abhängenden Feldern, wo die Abspühlungen eher erfolgen, und die Würkung der Verbesserung also auch eher wieder zernichten. Werden dann solche Felder mehrere Jahre ohne neue Ueberführungen gelassen; so verlieren sie natürlich ihre ergiebige Kraft, und werden, wie sie zuvor waren, unfruchtbar.

Man hilft diesem allem bey uns ab, und zwar jederzeit mit Gewißheit und glücklich, indem man nachstehendes beobachtet. — Sobald nemlich ein leichtes Land, mit Thon oder Mergel vormals befahren, die Nutzung versaget; so pflügt man entweder, so unter dem Pfluge noch leichtes Erdreich gefunden würde, solches durchaus eines Zolls tief herfür, oder man bringt ausgestochenen Waasen, oder weisse, lockere Erdarten auf denselben, giebt damit seiner zu bauenden Erde die nöthige Erhöhung, und verfährt so drey, höchstens sechs Jahre; hierauf dann wird es wieder mit Thon oder Mergel befahren, und dieses verschaft ihm zuverläßig seine ehemalige und nun entgangen gewesene Fruchtbarkeit. — Gesetzt aber, ein schweres Feld, das vormals mit leichtem Erdreich gemischt war, stehe in der Fruchtbarkeit

zurück; so sieht man daran, daß der Thon oder Mergel mit seiner zu bindenden Kraft allein zurückblieb, daß die zugeführte leichtere Erdart sich verlohren hat, und daß man also mit dieser die Ueberführungen zu wiederholen habe, um es aufs neue in guten Stand zu versetzen.

Hiebey merke man sich noch dies: ein Thon- oder Mergelfeld, mit leichten Erdarten gemischt, muß hoch geackert, und die Beeten dürfen nicht breit gemacht werden. —

Ein leicht Feld aber, mit Thon oder Mergel gemischt, darf seicht geackert, und die Beeten können breit gemacht werden; und zwar hat man dieses deswegen zu beobachten, weil dorten das Wasser, obgleich durch die obere aufgeführte leichte Erde bald, doch durch den untern Boden, der Thon ist, sehr langsam durchbricht, hier aber bald durchfällt und nicht stehen bleibt, indem der untere Boden mehr leicht, als schwer ist. — So viel von dem ersten Punkt! Nun von dem

IIten. Aus dem schon oben gesagten sind die Erdarten leicht zu bestimmen, die zum Nutzen mit einandert gepaart, gemischt werden können:

Die schwere Erdarten mit den leichten, diese mit jenen, und die künstlichen Erdarten, wovon unten geredt wird, mit beeden; jedoch geschiehet das letzte mit unterschiedenem sich auszeichnendem Vortheil.

Die

Die Natur lehrt uns diesen Handgriff der Mischungen beym Feldbau selbsten. Man betrachte eine natürlichfruchtbare Erde: ihr Gehalt ist immer Thon, Sand und andere leichte Erde, sie hält das Mittel zwischen leichtem und schwerem Felde; folgt man ihr also; so kann man nicht irre gehen.

Thon und Mergel, auf ein leichtes Feld geführt, wird mit diesem glücklich gemischt, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Die eingesogene Bestandtheile der Pflanzen, Wasser, Salz und Oele werden, da sie im leichten, lockern Erdreich allzuleicht wieder verfliegen, durch des Thons bindende Kraft besser verschlossen und länger behalten.

2) Eben diese bindende und schwere Kraft legt die Erde den Wurzeln der Pflanzen genauer an, und verschaft dadurch den in ihr enthaltenen Nahrungssäften einen leichtern Eingang in solche.

3) Durch den engeren Schluß, welchen der Thon der Erde giebt, verlieren Frost, Aufthauung, Regen und Winde ihren gewaltigen, zu schädlichen Einfluß auf die Wurzeln, können solche nicht so leicht entblösen, und besonders in Frühlingszeiten dem Samen nicht so viel schaden.

Thon also mit Thon, Mergel mit Mergel, oder diesen mit jenem zu mischen, ist immer schädlich, wenigstens ganz vergeblich und fruchtlos;

los; da im Gegentheil ein leichtes Erdreich, auf Thon- und Mergelboden verführt, eine sehr wohlthätige Mischung abgiebt. Denn alsdann

1) dringen die Bestandtheile der Pflanzen leichter und tiefer ein, und erhalten sich besser, als wenn sie wegen der zu grossen Festigkeit des Bodens nur auf die Oberfläche hinfallen.

2) Das Wasser aus Regen und Schnee fällt durch die lockere und erhöhete Beete im rechten Maas durch, und

3) können sich die Wurzeln hinlänglich ausbreiten, und auch die gehörigen Säfte an sich ziehen.

Leichtes mit leichtem Erdreich befahren, wird zwar mehrers fruchtbar, als schweres mit schwerem, doch ist die Würkung von keiner Dauer, etwa auf zwey oder drey Jahre, und bezahlt also Mühe und Kosten nur halb. — Leimen auf Leimen ist ganz umsonst. —

Der Sand, der mehr als ein gepülverter Stein, dann als Erde zu betrachten ist; und den man, wenn man ihn ja dazu rechnen wollte, als eine Zwitterart anzusehen hätte, da er der Schwere seiner einzelnen Theile nach zu der schweren Erdart, und seiner Lockernheit nach zu der leichten zu gehören scheint, — von welcher Gattung, Gröse und Farbe er seyn mag, wird ungemein vortheilhaft mit allem zähen und schweren Erdreiche gemischt; die Ursachen davon

von sind diese: er bricht die Zähigkeit des Erdreichs gewaltig durch; die unzählbare und fast unsichtbare Kieselsteine trennen das feste Feld, verursachen, zwar unmerklich, aber doch in grosser Menge leeren Raum, und damit erhalten nicht nur die Wurzeln Platz, sich ausbreiten zu können, sondern das Wasser vermag nun auch sowohl besser einzudringen, als leichter durchzuseigen und abzufließen.

Auch auf leichten Feldungen ist der Sand nicht ohne Nutzen, und zwar wegen der Schwere seiner einzelnen Theile, wodurch die Lockernheit derselben in etwas gehoben wird; doch wird der Nutzen, den er da gewähret, bey weitem durch den überwogen, welchen er dem schweren Erdreiche verschaffet. — Es versteht sich von selbsten, daß Sandfelder mit Thon, Mergel, und auch leichtem Erdreich befahren, den nämlichen Erfolg davon äussern, den diese Felder, mit Sand überführt, davon haben. Thon und Mergel aber sind ihnen immer am zuträglichsten. —

Bey den Mischungen der Erdreiche hat man auch darauf Rücksicht zu nehmen, daß man nicht solche, die einander in der Farbe ähnlich sind, mit einander verbinde. Einerley Farben verrathen einerley Gehalt und Bestandtheile, mit einem Wort, einerley Natur; da aber diese umgeändert werden soll; so muß man ihr das, was am meisten, nach allen Eigenschaften, von ihr entfernt ist, entgegenstellen. Ist z. B. der

gelbe

gelbe Thon vom gelben Leimen auch gleich der Schwere nach verschieden; so kommen sie doch darinn mit einander überein, daß beede Eisentheilgen enthalten, also im Grunde von einerley Gehalt sind, und nur im Grade des Gehaltes von einander abweichen; die Verschiedenheit der Grade allein aber ist nicht zureichend, die verlangte Veränderung zu bewürken, sondern die Verschiedenheit der ganzen Natur, daß nämlich die Erdarten, die man mischen will, nicht nur in der Schwere, sondern auch in ihren innerlichen Bestandtheilen differiren, überhaupt — ganz heterogen sind. — In dieser Verbindung erst kann das eine von dem andern das erhalten, was es vor sich nicht besitzt. —

Da man nicht immer Gelegenheit hat, diejenige Erdarten, welcher man zur Ueberführung ihrer leichten oder schweren Felder bedarf, in der Nähe, oder überall nicht, zu erhalten; so hat man gelernt, sich solche durch diese und jene Zubereitung zu verschaffen, und diese, von den Menschen, aus verschiedenen Körpern, auf verschiedene Art zusammengesetzte Erdarten werden die künstlichen genennt.

Dahin gehöret alle gebrannte Erde, — gebrannter Kalch und Leimen, — die Lehmwände aus abgebrochenen Häusern, Scheuren, Ställen, — allerhand Erde, die man in den Mistlachen eine zeitlang liegen läßt, oder welche, mit Mist gemengt, hie und da eine zeitlang auf Haufen gelegen und gefault ist, u. s. w. —

Es geschehen mit allen diesen künstlichen Erdarten die nützlichste Mischungen, nur muß man auch dabey mit Einsicht verfahren, und auf das, was die Erfahrung an die Hand gibt, genau achten; und diese lehrt, daß eine jede, durch die Kunst veränderte Erdart nach und nach wieder in ihre eigenthümliche Natur zurückkehrt, und dasjenige ablegt, was ihr die Kunst gab: daß die schwere Erde wieder in schwere, die leichte wieder in leichte, eine jede in das, was sie ursprünglich war, sich umwandle: — daß demnach auch die künstliche Erdart nicht mit einem ihr der Natur nach gleichen Felde, schwere, gebrannte Erde nicht mit natürlich schwerem Boden gemischt werden dürfe.

Der Kalch kann zu allen Feldungen gebraucht werden, und seine Würkungen auf die Fruchbarkeit sind jederzeit sichtbar; er benimmt die schädliche Säure, löset das Erdreich auf, ziehet aus ihme, wie aus der Luft, die Oele, und theilt solche den Gewächsen wieder mit. —

Leichte, gebrannte Erde, sonderlich der Leimen, taugen zwar zu allem Erdreich, doch dieser scheint auf dem leichten Felde, ohngeachtet er dazu gehört, nutzbarer zu seyn, als auf gelbem thonigtem, worauf jene sich vortheilhafter auszeichnet. — Die nämliche Beschaffenheit hat es mit den Lehmwänden, und der in den Miststätten gefaulten Erde; man hat davon, wohin man sie brauchen mag, zwar immer einigen Nutzen, doch den größten und dauerhaf-

testen, wenn sie auf entgegengesetzte heterogene Erdreiche gebracht werden. —

Endlich ist des Mistes noch zu gedenken. Er ist zwar für sich kein Erdreich, doch schaft ihn die Gährung dazu um, und dann ist er die Seele der Mischung, welche ohne ihn nie gesegnet geschehen kann, wenn man anders einen anhaltenden Nutzen davon erwarten will. —

Es gehören dazu alle Auswürfe lebendiger Geschöpfe, selbst ihre Bestandtheile, ihr Blut, ihre Haare, Haut, Klauen, Hörner, Fleisch und Gebeine, — wollene Flecke von Kleidern, altes Schuh- und Lederwerk, die Horn- und Klauenspähne der Dreher und Kammmacher, der Abgang in Roth- und Weißgerbereyen. —

Die Asche vom Ofen und Heerd, von Ziegelhütten, Pottaschen- Salpeter- und Seifensiedereyen, die abgelaugte Asche der Wäscherinnen, der Ofen und Kaminrus, das Hallbözig in Salzsiedereyen, — die verfaulte Gerberlohe, der Schlamm aus Seen, Bächen, aus und bey den Viehtränken, die Gassenerde, die Erde unter den Ausgüssen der Küchen und Waschhäuser ꝛc. —

Wann die nöthige Mischung der Erdreiche vorhero geschehen ist, alsdann werden alle diese Gattungen Dungs, als worein die Nahrungssäfte der Gewächse in vorzüglich reichem Maaße eingeschlossen sind, mit bestem Erfolge auf die Felder verführt; und zwar, je eher im Frühling

ling diese Aufführung geschiehet, je eher sie untergeackert, und je mehr der Acker mit ihnen bis zur Saat herumgeworfen wird, desto einträglicher und wirksamer ist sie. —

Man kann nun alles dieses wissen, und gleichwohl dabey den Ruin seiner Feldungen befördern, wenn man nicht auch

III) in Ansehung des mehreren oder minderen Zusatzes das richtige Maas trift, und die Quantität nicht weiß, in welcher die Aufführungen geschehen müssen. Zu wenig nützet nichts, bezahlt den Aufwand und die Arbeit nicht, und zu viel ist schädlich. —

Die Bauern in hiesigem Amte haben davon, daß sie anfänglich die Quantität nicht verstunden, betrübte Erfahrungen gemacht; sie hatten, indem sie des Mergels zu viel auf ihre leichte Aecker verführten, ansehnlichen Schaden, und waren, um solchen zu entfernen, genöthiget, wieder leichtere Erde aufzuführen. Seitdem sie aber das rechte Verhältniß gefunden haben; so verfehlen sie sehr selten ihres Zwecks, und man darf ihnen in ihrer Verfahrungsart, da sie schon seit 70 und mehreren Jahren dabey glücklich sind, mit ganzem Zutrauen nachfolgen.

Nach ihrer langen Erfahrung ist es das sicherste Maas, wenn man auf leichtes Feld so viel Mergel führt, daß derselbe, gleich ausgebreitet, einen Zoll hoch aufliegt, oder auf einen Morgen à 256 Ruthen, à 16 Nürnber-

ger Schuhen, 100 volle, mit vier Ochsen bespannte Wagen. — Würde man das leichte Feld mit Thon oder Letten befahren; so wären auf einen benannten Morgen 80 bis 90 Wagen zureichend, weil solcher bindender ist, als Mergel; und an Sand erhält es mit 75 Fuhren genug.

Werden auf ein leichtes Feld, um ihm die gehörige Festigkeit zu geben, 100 Wagen voll schwerer Erde erfordert; so werden mehrere Fuhren leichter Erde vonnöthen seyn, um damit einem schweren Felde das allzuzähe und allzubindende Wesen zu benehmen.

Man kann hievon nur dann bestimmt sprechen, wenn man die Tiefe der gebauten Fläche des Ackers angiebt, und sagt, wie tief der Pflug gehe. —

Der Pflug wirft gewöhnlich das Feld auf zwey bis drey Zoll tief um, und dieses ist auch hinreichend, um den Wurzeln des verschiedenen Getraides lockern Raum zu verschaffen. Werden drey Zolle vor beständig umgeworfen, und die Fläche mit einem Zoll erhöhet; so geschiehet die Mischung mit einem Drittel fremder Erdart: bindet demnach ein Zoll schweren Bodens zwey Zolle leichten Feldes; so müssen zwey Zolle leichter Erde zu einem Zoll schwerer Erde im Verhältnisse stehen, woraus man also ersiehet, daß es nöthig ist, einen Morgen schweren Erdgrundes mit wenigstens 200 vollen Wagen

leichten

leichten Erdreichs zu befahren, um ihn damit um zwey Zolle zu erhöhen — Ja, da ein schweres Land tiefer geackert wird, und die Beeten auch mehr erhöhet seyn sollen, als bey leichten Feldern; so werden 300 Wagen, von diesen auf jenes verführt, niemal zu viel seyn. —

Dagegen wird man mit 100 Wagen Sand mehr, als mit 200 Fuhren leichter Erde ausrichten, und damit zuverläßig im Stande seyn, ein schweres Feld seiner Schwere hinlänglich zu entbinden.

Uebrigens da das schwere Feld in der Schwere, der Zähigkeit und Festigkeit, den Graden nach verschieden, da nicht eines wie das andere gleich gebunden ist; so folgt natürlich, daß das weniger gebundene auch nicht so viel leichte Erde oder Sand zu seiner Entbindung nöthig habe, und daß man da öfters nur 150, ja zuweilen nur 100 Wagen bedürfe. —

Will man ein Sandfeld durch Aufführungen anderer Erdarten verbessern; so kann man, da das leichte wie das schwere Feld dazu geschickt ist, mit 150 bis 200 vollen Wagen von jenem, und mit 100 bis 150 Wagen von diesem, auf einen Morgen, die verlangte Verbesserung bewürken. —

Was letztens die künstliche Erdarten und den, ihnen der düngenden Kraft nach gleichkommenden Mist betrift; so machen beede zusammen das Wesen, die Seele einer gesegneten

Mischung aus. Zwar auch ohne sie äussert die Aufführung fremder Erdarten die vortheilhafteste Wirkung; aber in der Verbindung mit ihnen zeigt sich die Nutzbarkeit davon in ungleich höheren Graden. —

Auf einen Morgen von 256 Nürnberger Ruthen bedarf man nach dem gewöhnlichen Maas 9 bis 10 Wagen gefaulten Dungs; nach geschehener Mischung sind 6 bis 7 schon hinlänglich; und wechselt man mit dem Mist und mit den künstlichen Erdarten geschickt ab, so, daß man einem Acker in der angegebenen Quantität bald jenen, bald eine Sorte von diesen zuführt, oder streuet man besonders auf kaltes und leichtes Feld zur rechten Zeit, wann nemlich der Same darauf schon handlang aufgegangen und ein Anschein zum Regnen da ist, Hallbözig, etwa zwey Kornsäcke voll auf den Morgen, oder auch Gyps, wovon bald die Rede seyn wird; so thut man hiemit alles, was Menschenkunst und Fleiß zu thun im Stande ist, und man darf von seinen Bemühungen, aus der segnenden Hand der Vorsicht, alles Gute erwarten.

Freilich hat der, aus diesen Mischungen erwachsende Nutzen auch wieder seine Grade, und diese richten sich natürlich vorzüglich nach der Arbeit und Klugheit, womit man dabey zu Werke gieng, aber auch nach der Lage der Feldungen, worauf sie vorgenommen wurden. Liegen solche eben; so hat da die aufgeführte Erde

einen bleibenden Sitz, und wird 20 und mehrere Jahre den fruchtbarsten Einfluß haben; liegen sie aber abhängend, oder gar an Bergen; so wird ihnen das abspühlende Wasser das mitgetheilte fremde Erdreich nach und nach wieder entführen, und damit auch, bald früher, bald später, die daraus erhaltene Fruchtbarkeit hinwegnehmen.

Wenn daher gleich auf allen und jeden Feldungen, wie auch ihre Lage seyn mag, die Mischung nie ohne Vortheil ist, und die auf sie verwendete Mühe immer bezahlt; so bergen wir doch nicht, daß unsere Meinung diese ist: — Ebene, nicht viel abhängende Feldungen, wo das abspühlende Wasser keine Gewalt hat, taugen zu Getraideäckern, — anderes, weniger ebenliegendes Land zu Holz und Wiesen; — ganz abhängende, bergichte Gegenden zum Klee, welcherley Art er sey, Lucerner, Nürnberger, Türkischer, oder Esparset, endlich auch zur Ansäung des Raygrases. — Von diesem Klee und Gras überwachsene bergichte Gegenden erhalten ihr Erdreich, und liefern eben so viel Ertrag, besonders im Frühjahr mit Hallbözig oder Gyps besäet, als ein mit Haber befruchteter Acker.

# III.

# Vom Mergel und Gyps.

Von beyden, von jenem mehr, von diesem minder, war schon die Rede; allein da sie bey'm Feldbau von so grosem Gewichte sind; so ist es auch nöthig, einen so deutlichen und vollständigen Unterricht von ihnen zu geben, als immer möglich ist. Von jedem daher besonders, und zwar

A) **vom Mergel.** Hiebey sind folgende Fragen zu beantworten:

1) Was und wie vielerley ist der Mergel?

2) Wie ist er am besten zu unterscheiden?

3) Wie ist er am leichtesten zu entdecken?

4) Wie sind die Mergelgruben am besten anzulegen, und mit den geringsten Kosten zu erhalten? —

5) Endlich wo würkt er am besten? —

1) Der Mergel, der von andern auch **Schlier, Leberkies**, oder schlechtweg **Kies** genennt wird, ist ein **werdender oder angehender Stein**, welcher aus sich bröcklender Erde, Schiefer oder so weichen Theilen bestehet, daß er, der Witterung blos gelegt, sich bald wieder in reine Erde verwandelt. — Er ist demnach im Urstoffe Erde; fängt diese an, sich zu verhärten, so, daß man sie in Würfel brechen

brechen kann, — wächst sie zu kleinen, oder grösern, dichten Schiefern, — gewinnt sie das Ansehen eines wirklichen Steines, läßt sie sich aber in diesen Formen nicht nur leicht zerbrechen, sondern zerfällt sie sogar von selbsten in ihre ursprüngliche Beschaffenheit, so sie der Sonne, dem Regen, dem Froste Preis gegeben wird; so schließt man aus all' diesem ganz sicher, daß sie Mergel seyn müsse. Er hat überhaupt diese Eigenschaften: Er wird a) beym Brennen hart, dagegen zerfällt er b) von der Sonnenhitze sowohl, als von der Kälte, in Erde und Staub, und schwillt vom Wasser auf. Ein Stück, an die Luft und freye Witterung gelegt, bricht in kurzer Zeit, wenn es wahrer Mergel ist, durch Sonne, Thau, rc. in kleine Theilgen, bekommt auch an der Seite, welche der Sonne ausgesetzt ist, eine schimmlichte oder weisse Zusammengerinnung; c) reibt man ihn zwischen den Fingern; so fühlt man an ihm eine öligte, seifenartige Fette u. s. f. —

Es giebt des Mergels allerdings verschiedene Arten. Man kann ihn betrachten nach seinem **Gewicht**; da giebt es leichten und schweren: nach seiner **Dichtigkeit**; da giebt es **Erd- Schiefer- Stein-Mergel**: nach seinen **Farben**; da giebt es gelben, blauen, braunen, schwarzen, weissen, röthlichten, grauen u. s. m. nach seiner **Verwandlung**; einiger verwandelt sich in Gyps- anderer in Sandsteine, wieder anderer in Zeichelstein rc.

nach seiner Güte, nach dieser berechnet, ist der eine mehr, der andere minder nützlich; dieser taugt besser auf dieses, jener besser auf ein anderes Feld u. s. f.

2) Um den Mergel recht unterscheiden, und nach seiner verschiedenen Güte und Brauchbarkeit kennen zu lernen, muß man vorzüglich dieses merken: daß derjenige Mergel, welcherley Art er sey, dem keine oder nur sehr wenige unauflösbare Steine eingemengt sind, der folglich am leichtesten in freyer Luft sich wieder in reine Erde umwandelt, überhaupt der beste sey, und daß der Steinmergel immer den Vorzug vor dem Schiefermergel, so wie dieser vor dem erdartigen behaupte. — Zu dieser Rangordnung berechtiget die Erfahrung, welche ebensowohl dies beweist, daß der steinleere Acker jederzeit besser sey, als der steinreiche, — welchemnach also auch derjenige Mergel, durch welchen ihm am wenigsten harte, untheilbare Steingen zugeführt werden, der zuträglichste seyn muß, — als auch dies, daß sich der Steinmergel geschwinder und besser mit dem Feldboden mische, als der Schiefermergel, und dieser wiederum füglicher, als der erdartige, und daß die beyden ersten Arten, ihrer grösern Schwere wegen, leichter und häufiger, als die letzte, die Luftsalze anziehen, und daher auch besseres Wachsthum verschaffen. —

Man kann ferner den Mergel nach seiner verhältnißmäßigen Güte unterscheiden, wornach

der schwere nur auf zu leichtem, und der leichte nur auf zu schwerem Erdreiche seine Nutzbarkeit erprobet. Zur Kenntniß von jenem wie von diesem gelangt man schon blos durch das Anfühlen: der schwere Mergel fühlt sich sehr sanft, da der Sandmergel, als der leichtere, sehr rauh ist. Diese Rauhe ist dem letztern deswegen eigen, weil er aus harten Körnchen bestehet, welche ihre Eigenschaft auch dann nicht, wenn sie durch einen Kleber verbunden sind, verlieren; so, wie das fühlbare Sanfte des ersten ebenfalls eine Folge seines Urstoffes ist. Solcher ist Thon, also feine compakte Erde, welche auch bey ihrer angenommenen Dichtigkeit und Verwandlung in Schiefer und Stein, ihre Zärte doch nicht ablegt. —

Da es freilich auch eine leichte Art Mergels gibt, welche im Berühren sich ebenfalls sanft fühlt, weil sie aus einer sehr leichten, mehlichten Erde besteht; so thut das Anfühlen allein hiebey nicht alles. Man nimmt deswegen noch die Wage zu Hülfe: Mergel, der nur so viel oder weniger, als der Sandmergel, an welchem man durch das Auge und Fühlen nicht irre werden kann, wieget, ist er auch in der Berührung noch so sanft, gehört zu dem leichten, und wiegt er mehr, zu dem schweren. Zwey Stücke von gleicher Gröse können auf zwo Händen auch ohne Wage geprüft und unterschieden werden. —

Um in der Sache aber noch gewisser zu gehen, setze man auf die Erdart der ganzen Stelle, woraus der Mergel gegraben wird: ist da oberhalb dem Mergel Thon oder Letten; so ist auch der daraus erzeugte Mergel allezeit schwer. —

Will man wissen, ob auch die Farbe ein sicheres Unterscheidungszeichen des bessern, oder schlechtern Mergels sey; so ist es zwar an dem, daß selbige an und vor sich zum besser und schlechter seyn wohl nichts beytrage, und also auch keiner Mergelart vor der andern eine Würde weder gebe, noch nehme. Indeß ist doch nicht zu läugnen, daß dieselbe aus den innern Bestandtheilen des Mergels gebildet werde, und davon also auf seinen mehr oder minder guten Gehalt ein Schluß gemacht werden könne. —

Die Erfahrung gilt hier abermals vor allem, und diese lehrt seit mehreren Jahren, daß der gelbe Mergel mit Recht obenan stehe, weil er am wenigsten oder gar keine unauflösbare, kleine feste Steine bey sich führt, und also dem Acker nie zur schädlichen Last wird.

Nach diesem wird in Ansehung der übrigen Farben kein groser Unterschied seyn, ausser, daß der schwarze von den Landleuten als der schlechteste erkannt wird. — Es bleibt bey allem diesem doch durchaus wahr, daß die Wirkungen aller Arten Mergels nicht weit von einander abstehen, und daß es also fruchtlose Arbeit

seyn

seyn würde, wenn man in der Aussonderung allzupünktlich seyn wollte. Man nimmt ihn, so wie man ihn in den Gruben findet, in welchen er ohnedem selten von einerley Farbe und Art, wohl aber und fast immer gemischt von allerley Sorten und Farben angetroffen wird. Hiebey würde es beynahe unmöglich seyn, die bessere Sorte von der schlechtern wegzunehmen, und man hat auch, wie gesagt, nicht so genau darauf zu achten, da keiner Art von Mergel eine vortheilhafte Wirkung abgesprochen werden kann. — — Wichtiger 3) ist es für den Landmann, zu wissen, wie er den Mergel finden, und seine Lagen auf den Feldungen mit Gewißheit entdecken könne?

Die natürliche Lage des Mergels ist unterhalb der reinen Erde, oberhalb ganz ausgebildeter Steine. — Man findet im unveränderten Erdboden, so wie er seiner ursprünglichen Beschaffenheit nach ist, die Lagen immer so: 1) Bau- oder reine Erde, 2) gebröckelte, 3) schieferichte Erde, 4) Schiefer, stärkerer Art, 5) Steinmergel, 6) harte Steine, zerstreut, oder beysammen liegend u. s. f. die 2te, 3te, 4te, 5te Nummer spricht man als Mergel an.—

Es folgt so aus dem Drucke der Schwere, daß das Erdreich von Lagen zu Lagen in die Tiefe hinab immer fester und compakter seyn müsse. Ist nun also des Mergels natürliche Lage unterhalb der Oberfläche des Erdbodens; so wird man ihn gewöhnlicherweise nicht ober-

halb

halb desselben antreffen. — Indeß da durch Regenfluthen das obere Erdreich öfters weggespühlt wird; so zeigt er sich auch nicht selten oben, am Tage liegend. So sieht man ganze Abhänge der Berge, wo weniges oder nichts wächst, deren Seiten durchaus mit gebröckelter, oder kleinschieferichter Mergelerde bedeckt sind. — Man findet Klingen, Hohlwege, wo durch's herabfallende und durchlaufende Wasser Schiefer und Steinmergel auf beeden Seiten blos gelegt ist. In solchen Gegenden ist es also nicht schwer, die Mergellagen zu entdecken. —

Auf Ebenen, wo durchs Wasser die Abspühlungen nicht leicht geschehen können, kostet es freilich etwas mehr Mühe, ihn zu finden. Doch, wenn man ihn finden will, wird man sich niemals vergeblich darnach bemühen, weil beynahe keine Gegend seyn wird, wo nicht diese oder jene Art des Mergels anzutreffen wäre; es müßte dann seyn, daß durch Ueberschwemmungen oder durch andere, nicht sehr gewöhnliche Zufälle alle obere Lagen des Erdbodens bis zu denen der harten Steine abgeführt worden seyen. Diesen Fall ausgenommen, ist wohl der ganze Erdboden unter der Oberfläche mit Mergel gefüllt, nur, daß er sich nicht in einer Gegend, wie in der andern, in gleicher Tiefe vorfindet. Er kann hier nur einen Schuh, dorten etliche Schuhe, eine ganze Ruthe tief unter der reinen Erde begraben liegen, je nachdem auf einer Gegend mehr Ueberführungen, oder auch Abfüh-

führungen vorgegangen sind, als auf einer andern.

Nirgendswo dürfte er tiefer liegen, als unter gelbem Leimen, so wie man im Gegentheil auf der Gegend, die mit schwerem Boden bedeckt ist, selten tief darnach graben, und ihn da zuverläßig zu finden, sich nach vieljährigen Erfahrungen mit Gewißheit versprechen darf. —

Auch auf leichtem Sandfelde ist er freilich in mehreren Tiefen, zu haben. Grabe man da zwey, drey Schuhe durch; so wird man schweren Thongrund finden, und noch einen Schuh; so kömmt ohnfehlbar ächter, vortreflicher Mergel zum Vorschein. Mehrere Gegenden, wo der Versuch gemacht wurde, bürgen für diese Behauptung. —

Man gräbt ihn in der Kupferzeller Gegend auf den fast ganz ebenen Feldern allenthalben auf Aeckern und Wiesen aus; doch, um solche nicht zu zerwühlen, und um sich nicht mit der Einebenung derselben mehr Arbeit zu machen, gräbt man ihn gemeiniglich an den breiten Landstrassen aus, an welchen man hin und wieder nicht wenige Gruben bemerken wird.

Ein fast sicheres Zeichen, daß in einer Gegend Mergel vorhanden sey, ist endlich auch dies: so irgend ein Fleck Erdbodens an Gras ganz unfruchtbar daliegt, und da nichts, als hin und her schlechte Stengel herfürwachsen;

so

so kann man daraus auf das Daseyn des Mergels einen Schluß machen, und zwar deswegen, weil eine seiner vorzüglichsten Wirkungen darinnen besteht, daß er das Unkraut und Gras fast gar ausrottet, und besonders den, der Frucht so gefährlichen Rehwasen gänzlich hinwegnimmt. —

4) Hat man dann den Mergel gefunden, wie sind nun die Gruben, woraus er gegraben wird, am sichersten anzulegen, und am leichtesten zu erhalten? — Eine für den Landmann in allem Betracht nicht gleichgültige Frage, der Kosten eben sowohl, als der Gefahr wegen! Viele, die mit Ausgrabung des Mergels beschäftiget waren, haben dabey schon ihr Unglück, ja selbst ihren Tod gefunden.

Eine Grube unrichtig angelegt, entweder nicht auf dem rechten Fleck, oder nicht schicklich gegraben, erschwert die Arbeit und vervielfältigt den Aufwand, oder fällt zu frühe wieder zu, und muß nachher mit mehreren Kosten, als ihre erste Erbauung verursachte, wieder geöfnet werden. —

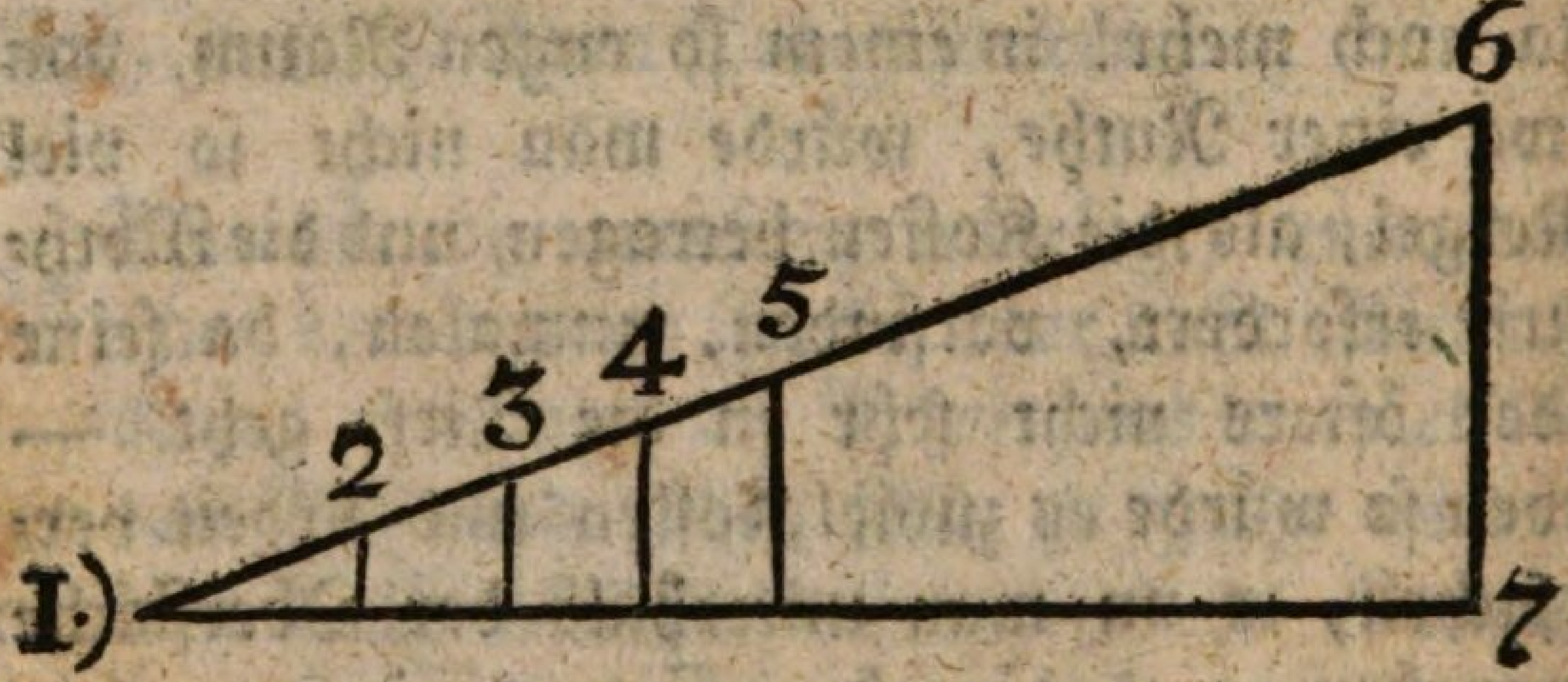
Der Mergel muß demnach nicht fern von dem Acker, worauf er geführt werden soll, gesucht werden; man muß die Grube so nahe da anlegen, als immer möglich ist. Und, wie gesagt, dies kann, so man nur will, beynahe überall und allezeit geschehen. Jedes Feld,

selbst das leichteste, hat Mergel in sich, und muß man hier einige Schuhe tiefer graben, und ihn erst unter dem Thon herfürziehen; so ist dabey doch der Aufwand geringer, als wenn man ihn aus weiten Entfernungen herbeyführen müßte. —

Die Mergelgrube muß ferner nicht perpendikulär, nicht schachtförmig, wie ein Schöpfbrunnen, gegraben werden. Man würde dabey den Einsturz der Wände jederzeit zu besorgen haben; das Heraufziehen des Mergels würde zu mühsam, und die Verzögerung, oder gar die gänzliche Vernichtung der Arbeit durch den Zufluß des Wassers aus Regen oder unterirdischen Quellen, würde unvermeidlich seyn. — Ja noch mehr! in einem so engen Raum, von etwa einer Ruthe, würde man nicht so viel Mergel, als die Kosten betragen, und die Nothdurft erfordert, vorfinden, zumalen, da seine Ader öfters nicht sehr in die Tiefe geht. — Eben so würde es zuviel Kosten und Arbeit verursachen, wenn man unterhalb der Oberfläche eingraben, und die obere Erde, wie man bey Bergwerken thut, stollenmäßig durchgraben wollte. Man verfährt demnach am füglichsten auf folgende Art.

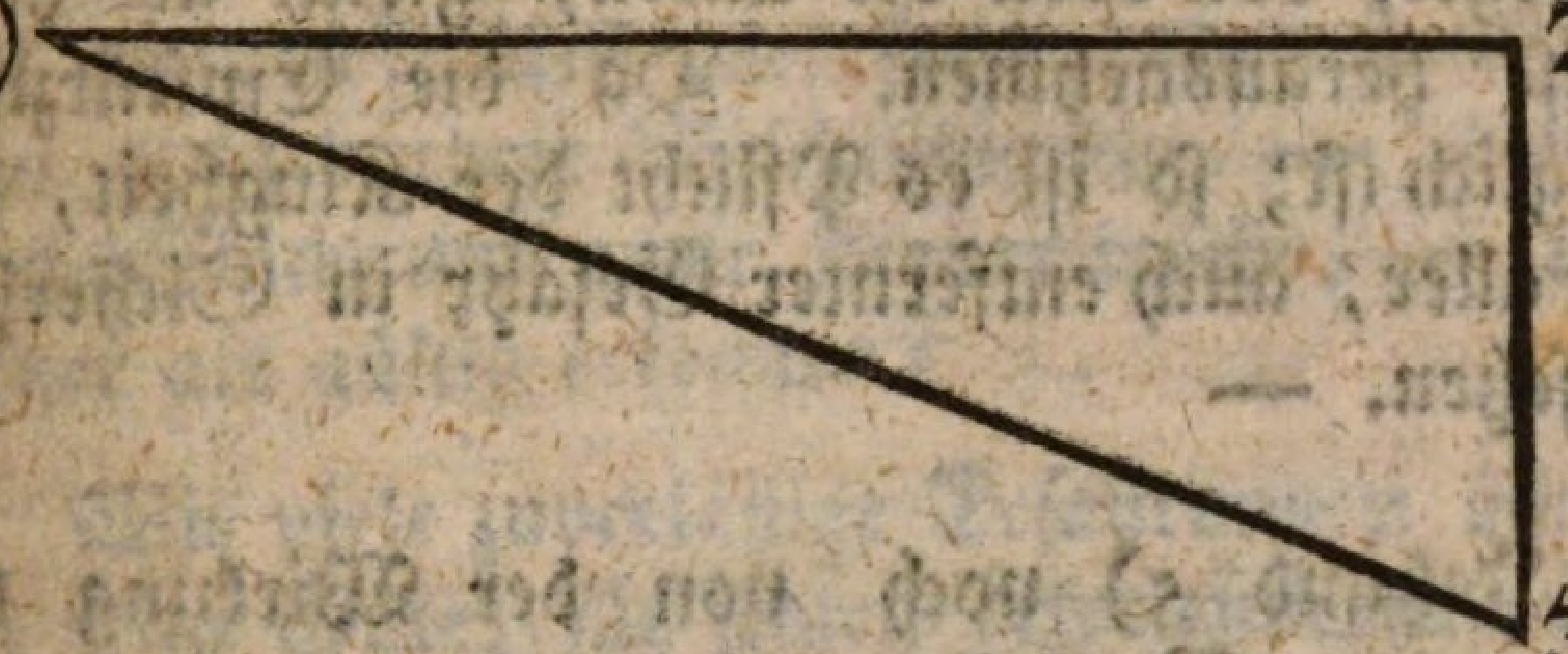
Die Mergelgruben werden, da ihre Errichtung an hohen Bergen, wegen der zu grosen Gefahr des Einsturzes, sehr mißlich ist, entweder auf Ebenen, oder an einer mäßigen Anhöhe,

Höhe angelegt. Im letztern Falle, nemlich an einer nicht steil, sondern verlohren gehenden Anhöhe, gräbt man am Fuße derselben auf, wirft die obere Erde auf die Seite, und haut den Mergel von oben herab in einer breiten Weite, die etwa ovalförmig angelegt wird, nach und nach mit der Haue ab; hat man so etliche Ehlen breit angefangen; so hebt man die nichts taugliche Erde oben wieder weg, haut den zum Vorschein kommenden Mergel abermals heraus, und zwar so, daß der obere mit dem in der Tiefe, also Mergelerde, Mergelschiefer und Mergelstein untereinander gemischt, aufgeladen und weggeführt werde. Beystehende Figur mag zur Erläuterung dienen:




Bey N. 1. fängt man an einzugraben, man gräbt bis N. 2. so ist der Mergel da; dann schält man bis N. 3. die Oberfläche ab, haut den Mergel aus, und fährt so bis N. 5. und so weiter nach und nach fort; 6. bezeichnet die Höhe des Berges, 1. bis 7. die gleiche Grundfläche der Grube.

Wird auf Ebenen gegraben; so wendet man die vorstehende Figur um, wo sie dann so erscheint:




N. 1. bis 2. bezeichnet die Oberfläche der Ebene, — von 1. bis 3. gräbt man in die Tiefe, und nimmt den Mergel heraus. — Nach diesen Figuren ist ersichtlich, daß der Bauer, so wie er mit dem Ausgraben von 1. bis 2. oder 6, 3. oder 7. fortrückt, auch im Stande ist, mit seinem Wagen einzufahren, den Mergel auf dem Fleck, wo er ausgehauen wird, gleich aufzuladen, und durch den lehnen Abhang bequem auszuführen. Ueberhaupt, die Gruben, so angelegt, bedürfen keine Unterhaltung, erfordern wenig Arbeit, und sind von Dauer auf mehrere Jahre hin; rieselt auch etwas Erdreich oben ab; so ist solches bey erneuerten Mergelführen bald wieder weggeschaft, und man hat nicht nöthig, seine Gruben öfters mühsam abzustechen.

Die Gräber haben etwa diese Vorsicht dabey zu beobachten, daß sie sich nicht erkühnen, von 2. bis 3. den Mergel unterhalb der Ober-

 fläche

fläche ausgraben zu wollen, ohne daß sie allezeit, Schuh vor Schuh, die untaugliche Oberfläche zuvor wegschaffen, und sodann erst den Mergel, von oben bis unten, gleich ab hiebweise herausnehmen. Da die Einstürzung möglich ist; so ist es Pflicht der Klugheit, sich vor aller, auch entfernter Gefahr in Sicherheit zu setzen. —

Jetzund 5) noch von der Wirkung des Mergels. Vor allem reiniget er das Feld von Unkraut und Gras, hauptsächlich von dem so nachtheiligen Rehwaasen, der besonders auf nassen Gegenden wie ein Belz in einander hineinwächst, und dadurch, wie das Umpflügen, also auch den Wachsthum der Pflanzen aufhält.

Er ist das wahre Gegengift der so höchst schädlichen Trespen, zu deren Ausrottung er sicher das seinige mit beyträgt.

Er hat die Eigenschaft, einem lockern, leichten Felde die gehörige Festigkeit und Schwere zu verschaffen; — feuchte und nasse Felder zu trocknen, und damit ihre Fruchtbarkeit zu befördern; — die Winter- und Frühlingsfröste für die Samen unschädlich zu machen, und selbst die Erdflöhe von dem Reps, den Rüben und andern Wurzelgewächsen zu verscheuchen. Auf Wiesen vertilgt er das Moos, sauer Gras, u. s. w. —

Ist der Gebrauch des Mergels mit diesen und andern vortheilhaften Wirkungen begleitet, warum sollte er nicht mit Recht zu den Mitteln, den Feldbau emporzubringen, gerechnet werden? Und wer kann dabey jene alte, ihm aufgebürdete Beschuldigung, — daß er reiche Väter und arme Kinder mache, — noch ferner als gültig erkennen?

Wie viele zuverläßige Erfahrungen bürgen für seine Güte, für seinen ersprießlichsten Einfluß auf die Erhöhung des Ertrags der Felder, und überhaupt auf die Verbesserung der ganzen Landwirthschaft? — Mehrere im Amte Kupferzell behaupten einstimmig, — der eine, daß sein geringes Aeckergen vor 3 Jahren 5½ Neunling getragen, und nun, nachdem er es mit Mergel, oder wie sie ihn nennen, Kies überführet hätte, liefere es Jahr für Jahr sicher die Hälfte mehr: — der andere, daß er vor Aufführung des Mergels auf ¾ Morgen, den Morgen à 256 Ruthen, 22 Neunling geerndet, und daß er von dem nämlichen Acker nun, da er mit Mergel versehen sey, 40 und mehrere Neunling empfange, u. s. f.

In Assumstadt, einem vorzüglich schönen Rittergute, wo eine nachahmungswürdige ökonomische Einrichtung ist, war auf einem Hofe ein Stück Feld, naß, untragbar, vor noch nicht vielen Jahren ganz öde; man baute es nach und nach an, und es ertrug zwar etwas, aber sehr weniges nach seinem Umfang, etwa

 20 Neun-

20 Neunling: eine zeitlang nachher wurde nach Gyps gegraben, man fand, nachdem einige Schuhe in die Tiefe gegraben ward, Mergel allerley Art durcheinander, schafte solchen beyseite, um weiter graben zu können, verführte ihn Jahrs darauf nach und nach auf jenes unfruchtbare Stück, und heuer, da ich dieses schreibe, etwa zwey Jahre nach der Ueberführung, lieferte es bey 150 Neunling des schönsten Dinkels. — Solche Beyspiele sollten doch wohl endlich über Vorurtheile siegen, und zu gehöriger Würdigung des Mergels verhelfen. Nimmt man nun, daß ein gemergelter Acker reinere und mehrere Früchten, mehr Stroh und Garben gibt, — daß, da das Getraide sich nicht lagert, daß der Kern davon mehlreicher und von feineren Hülsen, so, wie das Stroh süsser, und dem Vieh wohlschmeckender ist, und dann auch dies, daß man dabey nicht mehr nöthig hat, so viel Mist auf die Feldungen zu führen, und solcher also zur Verbesserung der Wiesen, und zur Beförderung eines fetteren Graswuchses, angewendet werden kann; so leuchtet hieraus seine Nutzbarkeit deutlichst herfür. —

Was in Ansehung des Gebrauchs des Mergels zu beobachten ist, ist schon in dem vorhergehenden Abschnitt gesagt worden. Eines halben Zolls dick, auf dem Acker gleich vertheilt, ist das hinlängliche Maas seiner Aufführung, und dazu werden auf einen Morgen von 256 Ruthen,

then, zu 16 Schuh, 100 Wagen, mit vier Ochsen bespannt, hinreichen; der gelbe kann etwas dichter aufgeführt werden, besonders auf Feldungen, die mehrere Feuchtigkeit haben; auf welchen er etwas stärker gestreut werden muß, so, wie schwächer auf Feldern, die z. B. an Bergen liegen, und die nur 3—4 Zoll tiefen leichten Boden haben.

Da seine Hauptkraft vorzüglich darinn besteht, daß er dem leichten und lockern Felde die gehörige Schwere und Zusammenfügung verschaffet; so darf man dabey den Mist nicht ganz beyseite setzen; zwar macht er denselben immer in etwas entbehrlich, doch wird der alle zwey bis drey Jahre wiederholte Zusatz von solchem, etwa sechs Wagen voll auf einen Morgen, das Wachsthum der Früchten noch mehreres befördern, und die Wirkung des Mergels auf viele Jahre hinein, auf 15 bis 20, 30 Jahre sichtbar machen.

Versaget nach dieser Zeit der bemergelte Acker; so darf er nicht sogleich wieder mit Mergel befahren werden, sondern er muß vorher weisse Erde, oder besser, ausgestochenen Waasen, erhalten, zwey, drey Jahre so gebaut werden, und hierauf wird die abermalige Aufführung des Mergels mit bestem Erfolge geschehen. —

Nun B) vom Gypse, und zwar 1) von seiner Natur und Beschaffenheit, 2) von seinem

Nutzen, 3) von der Art, ihn zu gebrauchen und zuzubereiten, 4) von den Einwendungen dagegen, welche widerlegt werden.

1) In Ansehung der inneren Beschaffenheit des Gypses kommen die Meisten darinn überein, daß er ein erdigtes Mittelsalz inhabe, aus einer wahren Kalcherde, — aus einer Vitriolsäure, — und aus einer Portion Wasser bestehe; daß er nicht so dünge, als enthalte er Pflanzennahrung in sich selbst, sondern daß er es anziehe und ein sicheres und zuverläßiges Hülfsmittel sey, die Kräften des Dungs sehr zu erhöhen. Nebst dem, daß er, nach den Bemerkungen verständiger Beobachter, den Boden verbessert, und nicht nur das zähe, strenge, thonigte Erdreich lockerer macht, sondern auch auf sandigen und leichten Feldern nützlich ist, ist seine eigentliche Wirkungsart diese: er nimmt eine Menge Feuchtigkeit in sich, und erhält sie; und weil er nun nach seiner salzigten Natur die Feuchtigkeit in grösserer Menge, als andere Erdarten an sich ziehet, und sie dem Boden erhält; so vermehrt er eben dadurch das Wachsthum, befördert den Trieb, gibt den Gewächsen ein saftvolleres Wesen, und zeigt den größten Nutzen vorzüglich bey saftreichen Pflanzen und bey solchen, welche beym ersten Wuchse einen stärkeren Trieb leiden können.

Da sich der Gyps, bald früher, bald später, auflöset; so kann eben diese seine Auflösbarkeit ein Mittel werden, wodurch er seine

Kräften

Kräften in einem höheren Grade zu äussern, vermögend wird. Der sandige Boden läßt die Feuchtigkeit bald verdünsten, der kalchigte verliert sie auch bald, der thonigte ist dem Wuchse der Pflanzen hinderlich, weil er in der Dürre stark zusammenhängt, und bey der Feuchtigkeit ein steifes zähes Wesen bekömmt. Der Gyps ist durch seine salzigte Natur, einer leichteren und genaueren Verbindung mit dem Wasser mehr fähig, als benamste Erdarten, bleibt auch geschickt, das Wasser dem Boden mitzutheilen. Daher verbessert er zwar die Leichtigkeit des Bodens nicht, doch verhindert er bey leichten Böden den zu geschwinden Verlust der Feuchtigkeit, und bey thonigten die zu starke Austrocknung, und aufgelöset und dem Boden beygemischt, seine Zähigkeit und Festigkeit.

Wenn nun gleich der Gyps selbst in sich nichts nahrhaftes enthalten sollte; so trägt er doch das seinige zur besseren Ernährung der Pflanzen bey, insofern er ihnen mehrere Feuchtigkeit, ohne welche sie keiner nahrhaften Säften empfänglich sind, erhält, und also eben dadurch bey der ersten Entwicklung und dem Aufkeimen des Samens den Trieb vermehrt, der in einem andern Boden, aus Mangel der Feuchtigkeit, schwächer ist. Diese Pflanzen werden bey ihrer mehrern Entwicklung desto geschickter, vermittelst der Blätter viel mehr Nahrung aus der Luft und durch den Thau in sich zu nehmen, als Pflanzen, die in ihrem ersten

Wuchse aufgehalten, einen Mangel an diesem Theil der Nahrung leiden. Denn die Gewächse bekommen ihre Nahrung nicht allein aus dem Boden, sondern sie ziehen auch einen Theil derselben aus der Luft durch ihre Blätter und andere Theile an sich. —

Dies sey genug von der inneren Beschaffenheit und Wirkungsart des Gypses. Die Theorie davon mag wohl noch in manchen Stücken einer Berichtigung fähig seyn; indeß ist es für den Landmann hinlänglich, wenn er weiß, daß etwas zum Besten der Felder wirkt, ohne nöthig zu haben, zu wissen, wie? es wirkt. Also jetzt

2) von dem Nutzen des Gypses. — Daß der Gyps, auf welchen Feldungen man ihn brauchen mag, auf leichtem oder auf schwerem Boden, auf Ebenen oder an Bergen, auf dem elendesten Flugsande, überall, die nassen und schattigten Plätze ausgenommen, wie auch die mit Gyps von Natur geschwängerte Felder, den ersprießlichsten Nutzen äussere, ist nun eine durch tausend und mehrere Erfahrungen bestätigte Sache. Alle, die ihn je in der rechten Ordnung gebraucht haben, und die nicht zuvor wider ihn eingenommen waren, bekennen einmüthig, daß er auf Aecker und Wiesen ein ganz vorzügliches Beförderungsmittel des Wachsthums für beynahe alle Pflanzen, Erbsen, Linsen, Wicken, Haber, Roggen, Kraut, Gartenfrüchte,

Wein=

Weinberge, ja selbst Stauden und Bäume, u. s. w. sey.

Vorzüglich aber ist er der recht eigenthümliche Dünger des Klees, den er auch ungesäet, weil seine Wurzeln überall verdeckt liegen, in magern und steinigen Plätzen, dichte und hoch herfürtreibt.

Wird der Wachsthum desselben auf wässerigen, niedrigen Wiesen und Sümpfen durch die allzuviele Feuchtigkeit zurückgehalten; so wird ihn zwar auf solchen Stellen der Gyps allein nicht herfürtreiben; allein man trockne diese nasse und sumpfigte Plätze nur zuvor durch Mergel oder Kalk, und mache sie damit feste; so wird er gewiß da seine Kraft doppelt äussern.

Der Klee, gesäet, auch auf Feldungen, wo kein Halm Haber mehr wachsen will, wird begypset, des Jahrs drey- viermal fett und hoch emporwachsen. Man hat die Probe damit so gemacht: man säete den dreyblätterichten im Frühling auf einen mit Dinkel besamten Acker, und gab etlichen Beeten davon den Gyps, etlichen nicht; dort wuchs er der Höhe nach bis zur Erndte dem Dinkel fast gleich, hier, wo kein Gyps war, nicht die Hälfte so hoch, — dort erhielt man fünfmal mehr Klee, als hier. —

Oft zeigt sich die Wirkung des Gypses auf den Wiesen am Heu und am Grummet gleich stark: oft an diesem, oft an jenem stärker, je

 nach-

nachdem auch die Witterung das ihrige dazu beyträgt, jederzeit aber äussert sie sich zuverläßig an dem einen oder dem andern, in nicht geringen Graden, ja in höherm Grade, als die viel kostbarere Salzasche oder Haallerde.

Eben so ist sein Einfluß auf den Wachsthum der Erbsen und Wicken, ja selbst auf die Verfältigung ihrer Schotten, unläugbar und grösser, als der des Viehdungs. Die Grundbirn, das Kraut, die Rüben, überhaupt alle Erdgewächse, ziehen von ihm sichtbaren Vortheil; und da er die Feuchtigkeit, welcher die Pflanzen zu ihrer Entwicklung so sehr bedürfen, dem Boden erhält; so lassen sich diese seine wohlthätigen Aeusserungen gar leicht als möglich denken. — Zugleich ist der Gyps als ein heilendes Mittel für krankes Vieh bewährt erfunden, und unter das Futter gestreut, verwahrt er für ansteckenden Seuchen.

3) Es kömmt auch bey dem Gyps, wie bey allem, auf den rechten Gebrauch an. Man gebraucht ihn demnach a) jederzeit mit Vortheil auf allen leichten Feldarten, auf Leimen, gelbem und weissem Sand und dergleichen Böden, auf dürrem, magerem Erdgrunde, wo zuvor niemals Klee oder Gras gewachsen ist.

In einem schweren, ohnehin von Natur gypsichten Lande hat er freilich auf die Frucht und Grassorten wenige, oder gar keine Wirkungen; allein ein solches Land bedarf seiner auch

nicht: genug, daß die schlechte Felder so viele Vortheile von ihm ziehen.

Auf nassen Gegenden, wo Sumpf ist, oder der Letten das Regenwasser aufhält, und auf Feldern, die allzusehr im Schatten liegen, ist er von keinem, oder wenigstens geringem Erfolge: hebt man aber diese seiner Wirkung entgegenstehende Hindernisse dadurch, daß man jene zuvor trocknet, und diese der Sonne mehr blos legt; so wird er auch da nützlichst gebraucht werden.

Je höher also, je trockner, je leichter und wärmer, und je ausgesetzter der Sonne das Land liegt, desto mehr zeigt er Kraft und Vortheil.

b) Beym Ausstreuen ist es nicht gleichviel, ob man zu wenig oder zu viel nehme? — Zu wenig würde nichts nützen, und zu viel würde schädlich seyn. Daß ein Feld, mit Gyps überladen, versage, ersieht man daraus, weil diejenigen Strecken, wo er in Brüchen in einer Menge sich vorfindet, gemeiniglich unfruchtbar da liegen.

Man hat also im Ausstreuen das gehörige Maas zu beobachten: auf einen Morgen zu 256 Ruthen, die Ruthe à 16 Nürnberger Schuh, kann man 10 bis 16 Simry, entweder lauter, oder mit Asche, oder mit guter Erde zur Hälfte vermengt, ausstreuen. Man wird wohl thun, so man dichter ausstreuet, je nachdem

dem das Land mager ist: je magerer, je mehr nehme man Gyps. Streuet man den Gyps unvermischt aus; so nimmt man in folgenden Jahren weniger; vermischt man ihn aber; so kann man immer gleichviel nehmen.

c) In Ansehung der Zeit, zu welcher der Gyps gestreuet werden muß, hat man folgendes zu beobachten: je früher man ihn ausstreuet, je früher und besser erfolget seine Wirkung. Man streuet ihn also, ehe die Samen noch keimen, — bey Feldfrüchten, z. E. Roggen, Gerste, Erbsen u. s. f. so bald sie gesäet sind; — auf Wieswachs, ehe das Gras gros ist, mithin im Frühling, wann der Schnee abgeht, und der Thau stark fällt, zu Ende des Februars, oder Anfang des Merzen, oder auch schon im Herbste, oder auch sogleich, wenn das Gras oder der Klee abgemäht ist.

Wird er auf Wiesen erst im April oder May gebracht; so wird man beym Heu wenigen Nutzen, aber desto mehr beym Ohmet, von ihm einerndten.

In allen Fällen streue man den Gyps immer vor einem Regen, oder wenigstens gleich nach demselben; und will man seine Wirkung auf den höchsten Grad erhöhen; so bringe man ihn, gestossen, den Winter über unters Dach ins Trockne, menge etwas Asche darunter, befeuchte ihn den Winter hindurch öfters mit etwas Mistlachenwasser, rühre alles durcheinander, und streue ihn endlich so aus.

d) Was

d) Was die Zubereitung der rohen Gypssteine betrift; so zerschlägt man sie mit eisernen Hämmern in einem Troge zu Stücken, so gros als ein Hühnerey oder wälsche Nuß, und diese zermalmt man dann vollends in einem Wergeltrog, worinn man das Obst mahlt. Man mahlt ihn auch in einer Oel- oder Stampfmühle, deren Stampfen unten mit dicken Eisen beschlagen sind. Auf keine Art ist die Zubereitung kostbar, mit zwey bis drey Kreuzer kann eine Metze, oder ein Simry bereitet werden, und in 24 Stunden kann man vermittelst des Wergeltrogs oder der Stampfmühle 60 Viertel Gypsstaub erhalten. Je feiner dieser ist, je zuträglicher. —

e) Einige sind gewohnt, den Gyps, ehe man ihn zermalmet, zu brennen; wenn man die Kosten des Holzes nicht achtet, und die Zermalmung sich zu erleichtern sucht; so mag es hingehen. Würde man aber glauben, daß der gebrannte Gyps dem ungebrannten vorzuziehen wäre; so würde man sich irren. Durch das Brennen verliert er in allem Betracht etwas an seinem inneren Gehalt, und folglich auch an seiner Wirkungskraft, daher ihn dann auch die meisten ungebrannt gebrauchen.

f) Man hat viele unbezweifelbare Proben, daß der Gyps acht und mehrere Jahre hindurch ohne allen Zusatz von Mist treflichst gewirkt, und auf zuvor, fast durchaus unfruchtbar gewesenen Wiesenstücken das beste Gras herfürgebracht

bracht habe. Indeß wird man immer am sichersten und vortheilhaftesten verfahren, wenn man entweder mit Gyps und Mist von Jahr zu Jahr abwechselt, oder auch zwey, drey Jahre hintereinander Gyps allein, und am dritten und vierten Jahr Mist allein gebraucht. Eine solche Verfahrungsart wird gewiß jederzeit mit großem Gewinne begleitet seyn, und niemand wird dabey über eine Abnahme der Feldungen in ihrer Tragbarkeit zu klagen, wohl aber sich ihrer durch den Gebrauch des Gypses zwey- und dreyfach erhöheten Fruchtbarkeit zu erfreuen Ursache haben. —

4) Wenn man nicht wüßte, wie beynahe alles, was einigermassen neu und ungewöhnlich ist, seine Gegner und Widersacher hat; so sollte man sich fast wundern, daß der Gyps, aller seiner am Tage liegenden, von so vielen Landleuten erprobten, und durch die Untersuchungen aufgeklärter Naturforscher bestätigten ersprieslichen Wirkungen ohngeachtet, so viele Widersprüche, Anklagen und Beschuldigungen hat erleiden müssen, so sehr, daß selbst Obrigkeiten, den gänzlichen Gebrauch desselben unter hohen Strafen zu verbieten, sich gemüßigt glaubten. Nachfolgendes soll ihn wider das, was man ihm zur Last legt, retten, und ihn gegen die Beschuldigungen seiner Feinde vertheidigen.

a) Der Gyps, sagen einige, mergelt die Felder aus. — Um diese Anklage ungegründet zu finden, sehe man vorerst nur auf die Erfah-

fahrung, welche beweist, daß er, wenn man ihn recht gebraucht, also das Düngen dabey nicht versäumt, das Feld nicht nur nicht ausmergle, sondern so gar noch verbessere. Tausend und aber tausend Beyspiele sprechen seit etlichen zwanzig Jahren für diesen Satz, und wer ihn etwa nicht als wahr anerkennen mögte, der darf sicher glauben, daß er den Gyps nicht in der gehörigen Ordnung gebraucht habe. — Und dann, um den Beweiß, daß der Gyps den Feldern nicht schade, von forn zu führen, erwäge man folgende drey Punkte:

Erstens: auf einem ohnehin guten, sonderlich von Natur gypsichten Lande, hat er auf alle Gattungen Frucht- und Grassorten wenig oder gar keine Wirkung; würde er nun die Kräften des Bodens gewaltsam herfürziehen; so würde man auch ein solches Feld eine zeitlang durch seinen Gebrauch in einen tragbaren Stand versetzen können: da aber dieses nicht ist, und das gute Feld, auch mit Gyps bestreut, immer seine gleiche Fruchtbarkeit behält; so kann ihm eine Verderbniß des Erdbodens nicht zugeschrieben werden. —

Zweytens: zöge der Gyps die Dungkräften aus der Erde, und übergäbe er von daher solche den Pflanzen; so müßte er solches auf schattigten und nassen Gegenden eben sowohl äussern, als auf dürren und trockenen: er nützet aber auf jenen nichts, wenn sie nicht zuvor ins Trokne gelegt sind, folglich wirkt er nicht auflösungs-

weise,

weise, und kann also auch das Erdreich seines inneren guten Gehalts nicht berauben.

Drittens: der Gyps ist von ausserordentlicher Wirkung auf dürrem, leichtem, ganz magerem Erdgrunde, wo zuvor nichts gewachsen ist: hätte ein solcher Erdgrund von jeher gute Nahrungskräften in sich gehabt; so hätte er solche auch in einem guten Graswuchse geäussert; da er aber das nicht thut; so besitzt er auch keine fruchtbarmachende Kräften, und wenn dies ist; so kann auch der Gyps keine aus ihm herausziehen; — zeigt er aber dessen ohngeachtet auf einem solchen unfruchtbaren Erdgrunde die sichtbarste Wirkung in Herfürtreibung des fettesten Grases; so folgt unläugbar, daß er seine Dungkraft nicht aus dem Lande ziehe, sondern wohl meistens in sich selbst besitze, und theils durch seine Auflösbarkeit, theils dadurch, daß er den Pflanzen die benöthigte Fruchtbarkeit erhält, zur Verbesserung der Felder, zur Verwandlung der schlechten in fruchtbare beytrage.

b) Der Gyps, sagen andere, enthält schädliche Theile in sich, theilt solche den Pflanzen mit, und macht sie dadurch ungesund. — Hierauf ist die Antwort diese:

Nach vielen, mit Einsicht und Genauigkeit gemachten Versuchen hat es sich ergeben, daß der Gyps nicht nur nichts schädliches in sich habe, sondern sogar heilbar sey. — Meine eigene

eigene Erfahrung zeuget hievon, so wie die Erfahrung mehrerer, welche mit mir Sommers und Winters dem Vieh nichts füttern lassen, als auf begypstem Boden erwachsenes Futter, Heu und Klee, und wovon unser Vieh nicht nur niemals erkrankte, sondern auch noch jederzeit gesunder blieb, als das derjenigen, welche nie auf ihre Wiesen oder Aecker Gyps streuten. Und daß der Gypsstaub wirklich eine heilende Kraft habe, dies bestätigen gerichtliche Aussagen glaubwürdiger und prüfender Männer, welche solchen bald kranken Kälbern auf das Futter handvollweis gestreut, bald kröpfigten Schafen mit dem Salz vermischt, zu fressen und zu lecken gaben, und durch solches Verfahren diese und jene dem Tode entrissen. Mit diesem stimmet ganz das Urtheil überein, welches der einsichtsvolle Herr Bernhard in den Bemerkungen der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Lautern vom Jahr 1769. p. 249. 250. hierüber fällt, wenn er sagt:

„Viele wollten den Gypsgebrauch der Gesundheit des Viehs äusserst schädlich erachten, und in dieser Absicht hat die Fürstlich-Speyerische Regierung vor einiger Zeit ein Schreiben ergehen lassen, und sich ausgebeten, die damit gemachte Versuche mitzutheilen.

„Die Sache wurde mir zum Berichte zugeschickt, der alsdann nach Speyer gesandt



Bayerische Staatsbibliothek München

„worden. — Ich zeigte meine Versuche „an, nemlich, daß ich nicht die mindeste „Krankheit bey dem Vieh während der „Fütterung der auf den mit Gyps ge„düngten Feldern erwachsenen Futterkräu„tern verspüret, sondern daß ich sogar et„lichen, ohnehin kränkelnden und schlech„ten Schafen in einem Grasgarten ein „Stück Gras, alle drey bis vier Tage „frisch mit Gyps überstreuet, abzuwai„den gegeben, welches ich dann drey Wo„chen lang anhalten lassen. Statt krän„ker zu werden, wären sie ganz „munter und gesund geworden.

„Endlich hätte ich einem sehr kranken jungen „Stier den Gyps, wie das Salz, im Stall „auf das kurze Futter streuen, und etliche „Wochen lang füttern lassen, ohne den „geringsten Schaden davon zu verspüren."

Noch eine Anekdote zur Bestätigung der heilenden Kräften des Gypses! — Am Jagstflusse bey Dörzbach stehet eine Kapelle, dem H. Wenzel geweihet; weil nun das in der Nähe davon wohnende Landvolk allda, bey Seuchen und Krankheiten seines Viehes, Hülfe finden zu können glaubt; so kömmt es auch in dergleichen Angelegenheiten dahin, opfert und betet, schabet sich von dem, aus pur Gyps gehauenen Altar eine Quantität Pulver ab, giebt solches dem Vieh, und — es hilft. Der Altar ist meistens aufgezehrt, und

das

das davon abgeschabene Pulver hat schon viele glückliche Kuren verrichtet, welche der Aberglaube der inneren Kraft des geheiligten Altars, die Vernunft aber der Wirkung des Gypses, wovon er erbauet ist, zuschreibet. —

Ist der Gyps selbst heilsam; so kann er auch dem Klee nichts schädliches beybringen, wovon das Rindvieh auflaufen müßte, und überhaupt keinem Gewächse, so durch ihn erwächst, ein Gift mittheilen, davon er seiner Natur nach gänzlich frey ist. Sind also von der Kleefütterung für das Vieh schon Nachtheile entstanden; so ist solches wohl ehe von dem unrechten Verfahren bey der Fütterung selbst herzuleiten, wenn nemlich das Vieh vom jungen, und vorzüglich nassen Klee zuviel und zu begierig frißt, und gleich darauf getränkt wird. Und in diesem Fall läuft es vom ungegypsten, wie vom gegypsten Klee auf. — Warum will man dann nun widrige Erfolge, die in etwas ganz anderm ihren Grund haben, einer Sache beymessen, welche an sich gut ist, und deren Verlust für die Landwirthschaft sehr wichtig seyn würde? —

c) Der Gyps, sagte der dritte, verursacht durch die Dünste, die er erzeugt, Hagelwetter, verdirbt die Blüten des Obstes, macht die Bienen sterben, u. s. w.

Wenn aber der Gyps in freyer Luft nichts als bloses Wasser ausdünstet, und nur in der gewaltsamsten Hitze etwas von seiner Vitriol-

säure verliert; wenn ferner viele Oerter sind, welche Gypsgruben und gegypste Felder haben, von Hagelwettern frey bleiben, von denen andere Gegenden Schaden gelitten haben, wo weder Gypsgruben sind, noch Gyps gestreut wird; so erweist jenes, wie dieses, daß der Gyps zur Erzeugung der Hagelwetter nichts beytrage. Wäre dieses; so müßten die Hohenloh-Waldenburgische und Neuensteinische Lande bey Waldenburg, Niedernhall und Schillingsfürst, die Rothenburgische bey Insingen und Oestheim, die Anspachische bey Crailsheim und Uffenheim, und mehrere andere Gegenden, wo sich Gypsgruben, Gypschausseen, das Gypsstreuen ꝛc. in grosser Menge vorfinden, jederzeit davon heimgesucht werden. Es ist aber nun nicht so, und also lasse man doch auch bey dem unschuldigen Gypse den alten Satz gelten — Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen!

Die nämliche Beschaffenheit hat es auch mit den Blüten des Obstes, und mit dem Bienensterben. Jene, wie diese leiden da eben sowohl Schaden, wo kein Gyps ist und gebraucht wird, als da, wo man das Gegentheil findet, und so auch umgekehrt. Man sey nur nicht partheyisch, und lasse das, was Wahrheit ist, Wahrheit seyn; so wird man zugestehen, daß vormals, ehe noch der Gyps im Gebrauche war, der Mangel am Obst, das Sterben der Bienen, u. s. f. sich nicht mehr und nicht

nicht minder zeigte, als in unsern Zeiten, in welchen er im Gange ist. — Thau, Nebel, Regen, darauf Kälte und Frost, waren ehemals, wie jetzt, der Tod des Obstes und der Bienen, und man wird doch von diesem allem die Schuld nicht auf den Gyps legen.

d) Einige Hülsenfrüchten, als Erbsen, Linsen, ꝛc. sollen nach der Meynung des vierten, wenn sie auf Plätzen gewachsen, wo Gyps gestreut worden, sich theils nicht weich kochen lassen, theils gar nicht zur Zeitigung gelangen, weil sie beständig fortblühen. —

Wenn die Hülsenfrüchten im Kochen nicht weich werden; so kömmt solches daher, wann sie gleich nach der Blüte heisse Witterung haben. Man frage auch hier die Erfahrung, und diese wird nimmermehr für das Hartseyn der auf begypsten Feldern erwachsenen Erbsen oder Linsen sprechen, wie dann auch, wenn man ja den Bemerkungen eines Einzelnen nicht glauben wollte, das ganze Amt Wilspach im Würtembergischen auf die ihm gerichtlich vorgelegte Frage:

„ob die mit Gyps bestreute Erbsen sich „ordinaire nicht ließen weich kochen?“

einstimmig antwortete:

„die mit Gyps bestreute Erbsen lassen sich „so weich kochen, als die, so nicht mit „Gyps bestreut sind.“

 Und

Und so wird mans überall finden, wenn nicht in der Witterung andere Ursachen eintreten, die eine grössere Härte der Hülsenfrüchten zuwegebringen. —

Was das Hinderniß der Zeitigung betrift; so beruhet solches eben sowohl, als das des Weichwerdens allein auf den ungegründeten Schlüssen solcher, welche nur immer von der Stube aus raisonniren, ohne die Natur in ihren Wirkungen, auf den Aeckern und Wiesen, zu beobachten. Der Landmann, der auf sein Feld, worauf er Gyps gestreut hat, selbst gehet, findet alles ganz anders, und überzeugt sich durch seine Sinnen, daß die Erbsen und Linsen auf dem begypsten Boden so gut reif werden, als auf dem unbegypsten, nur daß er dort das Vergnügen hat, die gereifte Schotten in grösserer Anzahl vorzufinden, als hier. —

Sonstige Einwendungen, welche man noch wider die Güte des Gypses machen mögte, und wirklich auch macht, lassen sich aus dem bisher gesagten leicht beantworten. Man nehme nur immer Thatsachen, glaube nicht ungeprüft jeder Sage, urtheile in einer Sache, deren Theorie noch nicht gänzlich vestgesetzt, und über allen Zweifel erhaben ist, nicht immer von vorn, sondern nach den Erfahrungen, die man davon hat; so wird man sich bey dem einleuchtenden Nutzen, den man von ihr einerndtet, hinlänglich beruhigen können. — Wenn nur durch den Gyps das Gras wächst, was haben wir

nöthig zu wissen, wie es durch ihn wächst? — was nöthig, das Gras wachsen zu hören? —

Ist der Gebrauch des Gypses eine für den Wachsthum aller Pflanzen und Gewächse eine so vortheilhafte Sache; so ist der Wunsch, an recht vielen Orten Gypsgruben zu haben, in allem Betracht billig. Man hat dergleichen auch, seitdem man diesen vortreflichen Dünger kennen gelernt hat, mit Glücke aufgesucht, und da gefunden, wo man zuvor nie daran dachte. Und gewiß, wenn man sorgfältig nachsuchet, wird man ihn an mehreren Stellen entdecken. Man gebrauche hiezu entweder den Erdbohrer, oder suche in Hohlwegen, Wasserrissen, Gräben, Spalten der Felsen, und sonsten nach, oder mache hie und da auf seinem Gute Gräben etliche Schuh tief, und vorzüglich sehe man auf die Farbe und das Gewicht des Erdreichs, in dem man Gyps suchen will: — schwarzer, grauer, schiefrichter, schwerer Feldboden, und der gemeiniglich an Bergen, doch auch öfters in ganz flachen Feldern, verspricht fast allezeit Gyps, besonders wenn ein solcher Boden hin und wieder mit weissen Fleckgen untermischt ist. —

Uebrigens, so wie für die Güte des Gypses eine häufige Erfahrung bürgt, eben so ist und bleibt es auch eine durch die nämliche Erfahrung und zahlreiche Versuche bestätigte Wahrheit, daß alle härtere Steine, den Sandstein ausgenommen, zu Staub zermalmt, und auf

die Feldungen gestreut, den Wirkungen des Gypses zwar nicht gleich kommen, doch ihn da, wo man zu seiner Entdeckung nicht gelangen kann, beynahe ersetzen. Und die härtesten Steine, wenn man sie in eine heisse Glut legt, und recht durch und durch glühend werden läßt, fallen theils von selbst, theils durch wenige Schläge in viele Stücke auseinander, welche man dann mit einem Hammer, oder umgekehrten Beil, so klein, als man sie haben will, machen kann. Mit Eisen beschlagene Stampfen thun es noch mehr; — so erhält man leicht den Steinstaub, welcher, gebraucht wie der Gypsstaub, zwar in geringerem, doch merklichem Grade, das Wachsthum der Pflanzen, und hauptsächlich des Steinklees, befördern wird.

Bey allem dem zeichnet sich die Wirkung des Gypses, er mag nun Dux, welcher nichts anders, als ungezeitigter Gyps ist, oder Alabastergyps oder anders heissen, vor allem aus, und da, wo man gypset, giebt das Stück Feld fünfmal mehr Klee, und dreymal mehr Hülsenfrüchte, als ein anderes eben so gutes und so großes, aber ungegypstes Stück Feld. —

# IV.

## Von der Viehwaide – der Stallfütterung – der besten Benutzung und proportionirten Vertheilung der Huthwaiden.

Daß der Viehtrieb auf Waiden, er geschehe im Frühjahr oder im Herbste, auf eigentlichen Huthwaiden, oder auf Wiesen, — in vielen Rücksichten der Landwirthschaft schädlich sey, das läßt sich voraus mit völligster Gewißheit behaupten. Er äussert einen nachtheiligen Einfluß in Absicht 1) auf die Viehnutzung, 2) auf den Dung, 3) auf die Wiesen, worauf sie geschehen, und 4) auf die gehörige und einträglichste Verwendung des Erdbodens.

1) Der Trieb auf Waiden ist dem Vieh schädlicher, und hindert dessen bestmöglichste Nutzung. — Es ist eine ganz unläugbare Wahrheit, daß die meisten Seuchen unter dem Vieh in denjenigen Gegenden sich finden, in welchen dasselbe auf die Waiden getrieben wird; und daß es so seyn müsse, läßt sich gar leicht begreifen, wenn man bedenkt, wie es da Reifen, beschlammtes Gras, und auch öfters, aus Hunger, giftige Kräuter, die es sonst nicht anrührt, z. E. die Wasserschierling, einfrißt, ferner den verschiedenen Abwechselungen der Witterung, der Hitze und der Kälte, dem Frost

und dem Regen ausgesetzt, und so beständig in Gefahr ist, durch das bethaute, feuchte, schädliche Futter sich Krankheit und Tod zuzuziehen. —

Und, nebst dem, daß das Vieh durch das beständige Herumlaufen nur ermüdet wird, findet es auch auf den eigentlichen Waidplätzen theils nicht hinlängliche, theils schlechte Nahrung, fällt also vom Leibe, wird mager und unbrauchbar. — Eine Viehwaide, sie sey wie sie will, ist in dem Futter nie so ergiebig, wie eine gehegte Wiese, das Gras wächst nie so hoch, so dicht, und die gute Grassorten mangeln beständig.

Die Natur hat ein jedes Gras mit seinem Samen versehen, wodurch es sich fortpflanzet; wie kann das aber da geschehen, wo der Same niemals zur Reife gelangt, wo das Vieh das Gras, ehe es blühet, oder in der Blüte wegnimmt, ja die Stöcke samt den Wurzeln herausreißt? Die Ursache, warum alle Waiden sehr dünne bewachsen sind und schlechte Grassorten aufhaben!

Ist die Waide mit Buschwerk und Bäumen bewachsen; so werden hier, durch den Schatten, die guten Grassorten verdrängt; liegt sie hoch an der Sonne; so ist das Gras zwar nahrhaft, aber kurz, und durch das hin und wieder laufen wird es vollends mehr vertreten, als gefressen. — Auch der Dung, welchen das Vieh darauf ver-

verstreut, kann zur Besserung nicht anschlagen, weil er, theils durch den Regen, theils durch die Sonnenhitze und den Frost, ehe er gähret, seiner Dungkraft beraubt wird, und, ungegohren, wegen seines corrosiven Wesens das Gras samt den Wurzeln auf den Stellen, wo er auffällt, hinwegbrennt.

Wenn nun das Vieh auf den Waiden sowohl ungesunde, als unzulängliche Nahrung erhält, wie kann da die Kuh milchreich, der Ochse fett, und das junge Vieh stark und zu einer guten Nachzucht brauchbar werden? Man sehe auch überall hin, wo die Waidgänge noch üblich sind, und man wird da das Vieh leicht, klein, dürr und elend, ohne Fleisch, wie ein Gerippe, einherschleichen sehen. — Der Ochse, der auf den Waiden herumläuft, wird von der Arbeit, abgewöhnet, und, da ihm die Kräften versagen, dazu nach und nach fast untüchtig gemacht: die Kuh, welche zur Zucht und zur Milch ausersehen ist, erwartet ihre gehörige Nahrung, so sie anders ihrer Bestimmung entsprechen soll; nun sind aber die schlechte Grasarten auf den Huthwaiden, und auf diesen, wie auf den Wiesen, das nasse, beschlammte Gras, der Mangel an Wasser und mehreres zuverläßig die Dinge nicht, die Fettigkeit und Milch erzeugen, weswegen es auch eine wiederholte Beobachtung ist, daß das Melkvieh dann vorzüglich, wann Regen oder starker Thau auf die Waide gefallen ist, stark an der Milch abnehme.

Die Ursache ist: weil 1) das im Regen und in der Nässe waidende Vieh, das traurig auf der Waide steht, am ganzen Leibe zittert, und schwankend hin und her geht, selten einige Hälmlein abreißt, also weniger frißt, mithin Mangel an Säften leidet; weil 2) die Ausdünstung vermindert, folglich das Vieh krank, und also mit der Abnahme der Eßlust ebenfalls der Zufluß der Säften gehemmt wird. — Das junge Vieh erwartet nicht minder eine gehörige Pfleg und Fütterung, wenn es im Wachsthum gut fortschlagen soll; wie kann es das aber auf den Waiden erhalten, wo es verwildert, ohne Bürste und Striegel, ohne zureichende Nahrung gelassen, in der, dicht auf ihm liegenden Unreinigkeit mit Ungeziefer geplagt, und so in seinem Wuchse durchaus gehindert wird? —

Nimmt man dieses alles zusammen, so wie es jedem, der darauf achtet, in die Augen leuchtet; so muß durch die Waidgänge natürlicherweis der Viehnutzung sehr beträchtlicher Ertrag gethan, und der Vortheil, den man von dem Vieh, bey Abschaffung der Waiden, ziehen könnte, ungemein geschmälert werden. Und daß es so sey, bezeugt die unwidersprechlichste Erfahrung.

Wenn nun die Vermehrung des Viehstandes allerdings auch zu der Viehnutzung zu rechnen ist, und wenn, wie es wirklich ist, die Huthwaiden dieselbe ebenfalls einschränken; so erken-

erkennet man daraus ihre Schädlichkeit, in Absicht auf den Viehhalt, vollständig.

Es ist leicht zu erweisen, daß ein Land, welches seine Huthwaiden in Aeker, Wiesen und Kleefelder verwandelt, noch etlichemal mehr Vieh zu halten im Stande ist, als es bey ihrer Beybehaltung zu ernähren nicht vermag. — Eine Wiese wirft viermal mehr ab, als eine Huthwaide; hält man auf dieser, von 100 Morgen, 100 Stück Vieh; so muß man auf ihr als Wiese 400 Stück ernähren können: verhält sich aber ein Kleefeld zur Wiese wie 6 zu 1; so muß man, so die Huthwaide in einen Kleeacker verwandelt wird, 2400 Stücke darauf zu halten im Stande seyn. — Diese Zahl scheint groß zu seyn, und sie ist doch nach Grundsätzen und Erfahrung nicht übertrieben: man nehme auch die Hälfte, und mehr, davon weg; so bleibt es jederzeit richtig und ausgemacht, daß die Huthwaiden den Viehstand ungemein schwächen.

2) Durch das Austreiben des Viehes auf Waiden geht der von ihm abfallende Dung entweder gänzlich, wie der Harn, verlohren, oder erhält man auch etwas davon; so ist er doch von einem verloffenen, ausgehungerten Vieh auf der Waide, wie im Stalle schlecht, mager und kraftlos. — Da nun der Dung, und vorzüglich der Mist lebendiger Thiere, jederzeit die Seele des gesamten Feldbaues bleibt; so ist dieser Verlust für die Aecker und Wiesen, folglich für die ganze Landwirthschaft, von nicht gerin-

geringer Bedeutung. Ohne Dung des Viehes ist einmal auf keinem Felde eine fortdauernde Fruchtbarkeit zu erwarten; in der Natur ist und soll seyn ein beständiger Kreislauf der Kräften, überall und bey allem heißt es: wer gibt, der nimmt: ohne wechselseitiges Mittheilen hört alles auf, und so auch der Ertrag der Felder und der Wiesen. Wollte man sich allein künstlicher Dungsorten bedienen; so würde man damit immer einigermaßen seinen Zweck erreichen; allein der Landmann müßte Baarschaften und Zeit hierauf verwenden, wovon er doch einen bessern Gebrauch machen könnte; und warum soll man das in der Ferne suchen, was man in der Nähe haben kann, — warum den wohlfeilen Dung vernachläßigen, und den theuren einkaufen, — warum den besten verschleppen, und den schlechtern wählen? — Zu solchen widersprechenden Handlungen aber veranlaßen die Waiden, deren vielfachen Nachtheil man, wird er auch anfangs nicht bemerkt, doch endlich schwer und unersetzlich empfindet.

Der Viehtrieb ist den Wiesen, worauf er geschieht, allezeit, im Frühjahr und im Spatjahr, im höchsten Grade nachtheilig. — Der erste Trieb des Grases im Frühjahr ist immer der frecheste; wird dieser gleich anfangs beym Herfürkeimen wieder abgefressen; so kann da ohnmöglich, bey solcher Hinderniß des Wachsthums, bis auf die Heuerndte vieles Gras aufwachsen, und daher ist es unläugbare Erfahrung,

rung, daß eben der Platz, wenn er Frühlings vom Vieh verschont wird, 1½ mehr Heu gibt, als wenn das Gegentheil geschieht. — Sind noch dazu die Wiesen naß; so durchknetet das Vieh durch sein Waden den Rasen, so, daß man Loch an Loch siehet. In diese Löcher fällt das wenige Gras, welches darinn verfaulen muß. Die bey den Löchern aufwärts getretene Erde bleibt als ein Hügel, wird bey dem Mähen mit der Sense durchhauen, und so werden ganze Stücke Erde mit ihren Graswurzeln weggehauen, daß dort lange nicht mehr Gras zum Vorschein kömmt. Zugvieh und Arbeiter werden beym Heuen und Oemden gehindert: jenes fällt in die Löcher, und diese müssen in selbigen, mit Nachtheil ihrer Gesundheit, stehen. Weil in den Löchern das Wasser sich aufhält; so wächst darinn eine Art von Schilf, die nicht auszurotten ist, sondern immer weiter um sich greift. Hiedurch wird der Ertrag der Wiesen noch mehreres geschmälert, welcher erhöhet werden könnte, wenn man vorerst den Viehtrieb darauf unterlassen, und dann die daraus entstandene Löcher bey bequemer Jahrszeit zuwalzen, und den Boden recht gleich ebnen würde.

Die Herbstwaide hat die nämliche Nachtheile. Ist die Witterung naß; so hinterläßt besonders das große waidende Vieh tiefe Fußtapfen, in denen sich das Schnee- und Regenwasser sammelt, stehen bleibt, gefriert, und die

nahe Graswurzeln tödtet. — Liegt die Wiese abhängig; so drückt ebenfalls das schwere, herabglitschende Vieh den Rasen weg, und macht mehrere blose Flecken, worauf, weil sie der Wurzeln beraubt sind, in der Folge nichts mehr wächset. — Wenn ferner für die Wiesen nichts erwünschter ist, als daß sie im Herbste noch mit herfürwachsendem Grase eine gute Decke auf den Winter bekomme, und wenn ihr eben dieses durch das waidende Vieh entzogen wird; so muß die Schädlichkeit des Triebes auch hieraus erhellen. Man halte nur eine Wiese, welche spät gemähet wird, auf der also im Herbste nichts mehr wachsen kann, gegen eine andere, die früher gemäht wird, und noch mit Grase etwas überwächst, welches weder abgewaidet, noch abgegraset wird; so wird man einen großen Unterschied bemerken, und finden, daß die letztere im Frühjahr früher und frecher wieder grünet, besser fortschlägt, und mehreres Gras abwirft, als die erste.

Welcher Nachtheil endlich für die Wiese, und deren Eigenthümer, daß das darauf waidende Vieh, (und besonders die Schafe,) entweder die Grasstöcke selbst mit den Wurzeln herausreißt, oder doch die Krone der Wurzeln und dort sitzende Keime abnagt, daß dann die Wurzel fault, und der künftige Graswuchs vernichtet wird! — Und diese Zernichtung der Grasarten trift die besten immer am vorzüglichsten, wobey also am Ende die Wiese in gänzlichen Abgang gerathen muß. —

Was hier vom Verschonen der Wiese mit der Waide gesagt wird, zeiget zugleich, daß man noch viel mehr Ursache habe, Grasgärten, besonders solche, die mit Bäumen besetzt sind, derselben gänzlich zu überheben, weil da nicht nur der Graswuchs, sondern auch die Bäume, Schaden leiden würden.

4) Die eigentliche beständige Huthwaiden werfen, als Erdreich betrachtet, denjenigen Vortheil nicht ab, den man davon, anders benutzt, ziehen könnte. Um sich hievon zu überzeugen, erwäge man folgendes:

Eine Huth, als Huth genutzet, erfordert, wenn sie von mittelmäßiger Güte ist, zur hinlänglichen Ernährung 100 Stück Viehes von verschiedener Art und Gröse, eine Strecke Felds von wenigstens 100 Morgen, à 256 Quadratruthen à 16 Schuhen Nürnberger Maases. Würde man nun von diesen 100 Morgen Huthwaide nur 35 Morgen wegnehmen, und solche mit Klee, dem dreyblätterigten, Lucerner, oder Esparset, einsäen; so könnte man davon ebenfalls für 100 Stück Vieh überflüßige Fütterung erhalten, und die zurückbleibende 65 Morgen wären zum Anbau anderer Pflanzen und Gewächse gewonnen.

Nach der Erfahrung untersuchender Oekonomen darf man so rechnen:

Ein Lucerner Acker von 1 Morgen gibt jährlich so viel Futter, als 6 Morgen natürlicher Wie-

Wiesen, deren jeden Morgen man nur einmal mähet; der Ertrag des Lucerner Ackers ist also zum Ertrag der Wiesen, wie 6 zu 1.

Nun aber gibt ein Morgen natürlicher Wiesen so viel, als vier Morgen Waide; also ist der Ertrag der Wiesen gegen den Ertrag der Waiden wie 4 zu 1.

Mithin der Ertrag des Lucerner Ackers zum Ertrag der Waiden, wie 24 zu 1, folglich würden 35 Morgen mit Lucerner oder dreyblätterigtem Klee, so viel betragen, als 840 Morgen Waide. — Wahrlich ein groser Gewinn! — Machte man dann auch noch eine beträchtliche Rechnung von Kosten, welche die Urbarmachung, oder Verwandlung der Huthwaide in Wiesen oder Kleefelder verursachen mag; so bleibt immer noch ein überaus wichtiger Vortheil übrig. Wie viele ansehnliche Höfe könnte man errichten, wo man hinlänglichen Getraidbau und zureichende Viehzucht haben würde — wie viele Menschen darauf mit Unterhalt und Arbeit versehen, — wie sehr damit in der Zukunft die herrschaftlichen Einkünften vermehren, — wenn überall die weite Strecken, wo das Vieh hungernd waidet, in Aecker, natürliche und künstliche Wiesen verkehrt würden? —

Alle diese Vortheile aber fallen hinweg; wenn die Huthwaiden, sie seyen gemeinschaftliche oder Privathuthen bestehen, und mit ihnen die bestmöglichste Benutzung des Erdreichs, die

Verbesserung und Vermehrung der Viehzucht, und damit die Erhöhung des Interesse des einzelnen Bürgers sowohl, als des ganzen Staats und der Herrschaften, gehindert wird.

Weislich daher war es in der Grafschaft Tyrol gehandelt, daß daselbst im Jahr 1770. 800 Jaucharten von den fast unnützen Viehwaiden fruchtbar gemacht, und beschlossen worden, auch mit den übrigen nach und nach solche Veränderuug vorzunehmen. — Eben so wurde in dem Gebiete der Reichsstadt Rothenburg eine Vertheilung der Huthen, um sie in Aecker und Wiesen umzuschaffen, mit so sichtbarem Vortheile vorgenommen, daß die Gemeinden, welche sich anfangs dawider setzten, nachher nicht nur freiwillig ihre, zuvor freye Gemeingüter in Steuer und Schatzung legten, sondern auch noch aus Dankbarkeit ansehnliche Verehrungen an das dortige Waisenhaus machten. —

Aus dem bisher gesagten ist die Schädlichkeit der Viehwaide sichtbar, und damit auch zugleich der Vorzug der Stallfütterung erwiesen.

Hier, bey der Stallfütterung, bleibt das Vieh in Ruhe, genießt seine Speise ohne abzehrende Ermüdung, und erhält reine, gesunde, trockene, unbeschlammte Fütterung.

Hier wird es unter dem Striegel und der Bürste, überhaupt in gehöriger Reinlichkeit, gehalten, welches zu seiner Ruhe und Gesundheit so unumgänglich nöthig ist. Es ist im

Stalle, unter dem Dach gedeckt, und die heißen Stralen der Sonne, Frost und Regen, ungesunde Nebel und Dünste, können auf solches keinen schädlichen Einfluß äussern.

Es bekommt zur Tränke reines und helles Wasser, und ist also vor Sumpf und ungesundem Wasser verwahrt.

Hier empfängt es reichlichere Nahrung, wird also gröser, stärker, milchreicher; und zum Zug wie zum Verkauf brauchbarer, nebst dem, daß man es in mehrerer Anzahl halten kann.

Hier, bey der Stallfütterung, kann von dem Dunge des Viehes, den man ungleich besser und vermehrter erhält, als bey der Waide, gar nichts verkommen; alle Excremente, Harn und Koth, werden gesammlet, mit Stroh und anderen Einstreuungen gemischt, auf Haufen geworfen, und so der nöthigen Gährung und Moderung überlassen: hierauf dann wächset das Dungsalz, und mit ihm die Hoffnung zu neuen und gegründeten Aussichten auf einen reichlichern Ertrag der Aecker, Wiesen und Gärten.

Will man mit gehöriger, landwirthschaftlicher Sparsamkeit verfahren; so wird man von allem Dünger des Viehes bey der Stallfütterung auch nicht das geringste verlieren. — Man errichtet seine Miststätte, wo möglich, auf der Mitternachtseite des Stalles, oder man setzet gegen Mittag und Abend schattenreiche Bäume,

Bäume, weil die Sonnenhitze sehr nachtheilig ist. Darauf richtet man von jedem Stalle einen Auslauf, durch welchen der Harn des Viehes den Dungstätten zugeführt wird, oder besser:

Man gräbt gleich bey dem Auslauf des Stalles eine grose Kufe von etlichen Eimern ein, worein der ablaufende Harn nach und nach rinnet; ist die Kufe voll; so schöpft man daraus In ein Faß, das zu diesem Endzweck auf einem Karren festgemacht ist, und oben ein groses, mit einem Deckel verwahrtes viereckigtes Loch zum Eingießen hat, fährt damit auf die Aecker oder Wiesen, öfnet es, bringt an dem Zapfenloch einen Seiher, so wie an einer Gieskanne an, und fährt so auf und ab, bis sich das Faß ausgeleert hat. — Man bringt auch in die Kufe Abfall von Tauben, Hünern, Menschen, Ruß aus dem Kamin, Asche u. d. gl. läßt sie mit Regenwasser voll füllen, und alles zu Zeiten mit einer Stange umrühren. Wirft das Wasser keine Bläsgen mehr auf; so ist die Gährung geschehen, und so verspritzt mans dann auf seinen Feldern im Winter beym Schnee, wann es nicht gefroren ist, oder sonst zu allen Zeiten, wenn der Boden weich, das Gras aber nicht schon etwas hoch ist.

Ein erwachsenes Stück Rindvieh kann jährlich, wenn es beständig im Stalle gefüttert wird, so viel dieser Gauche abgeben, daß man 3 — 4 Morgen damit allein düngen kann. — Schon beträchtlicher Vortheil aus der Stall-

fütterung! — — Man mag überhaupt solche gegen die Waide betrachten, von welcher Seite man will; so spricht alles und jedes für jene, und alles und jedes wider diese.

Man nehme die einzige Gegend des Kupferzeller Amtes, (man darf aber auch auf alle andere Gegenden, in welchen das nämliche geschieht, hinsehen!) wo seit 60 und 70 Jahren die Waiden ganz eingegangen sind, wo deswegen bis hieher nicht nur keine Krankheiten unter dem Vieh geherrscht haben, sondern wo es auch bey seinem Futter im Stalle einen vorzüglich schönen, frechen Wuchs hat, jederzeit gut bey Leibe, und, ohne besondere Mastung, selbst für den Metzger von der Arbeit weg brauchbar ist.

Man wendet nun freilich manches gegen die Stallfütterung ein, und sieht bald auf diese, bald auf jene Art, die allgemeine Nutzbarkeit davon zu bezweifeln. Allein, man sey nur unpartheyisch, und wäge aufrichtig Vortheile und Nachtheile gegen einander ab; so wird man jene gewiß überwiegend finden. —

So sagt man z. B. im Stalle habe das Vieh keine Bewegung — es athme da, zum Nachtheil seiner Gesundheit, nur faule, eingesperrte Luft ein — es koste da mehr Arbeit, Mühe und Aufwand, als auf den Waidgängen, — die Kühe beständig im Stalle gehalten, rindern selten, werden nicht trächtig, —

auch

auch der Farrochse werde zur Begattung untüchtig, u. s. w.

Hierauf dieses: Es ist zuverläßige, durch beynahe unzählbare Erfahrungen bestätigte Wahrheit, daß kein Vieh gesunder ist, als das, so beständig im Stalle gehalten wird; da sind die Seuchen, wenn sie nicht von aussen herein gebracht werden, etwas ganz unbekanntes, da hört man nichts von dem Milzbrand, dem Rothen, dem Auflaufen, (so man anders bey der Fütterung die gehörige Vorsicht gebraucht) welches bey dem Waidevieh fast alltägliche Sache ist. —

Aber keine Bewegung! — Je nun, diese hat der Zugochse bey seiner Arbeit, und die Kuh, das Rind, wann es zur Tränke getrieben wird, und überdies ist solche bey dem Vieh etwas entbehrliches, da es auch ohne sie bestens fortschlägt. —

In Ansehung der freyen Luft verhält es sich auf die nämliche Art; ist die Stallluft schwindsüchtigen Menschen zuträglich, warum sollte sie dem Vieh schädlich seyn? Und will man frische Luft haben; so öfne man die Fenster, die Thüren, so wird sie dadurch hinlänglich hineinziehen.

Mehrere Arbeit, und also auch mehreren Aufwand mag die Stallfütterung immerhin verursachen. Allein, was hat man ohne Arbeit? und der grössere Aufwand wird durch die

bessere Gesundheit des Viehes, den fettern und frechern Wuchs des Ochsen, die mehrere und kräftigere Milch der Kuh, und, was das vorzüglichste ist, durch die Erhaltung eines mehrern und bessern Düngers, reichlich, überschwänglich reichlich vergütet. Wäre diesem nicht also, wahrlich die Schweizer würden bey ihren fetten Waiden der Stallfütterung den Vorzug nicht geben, wie sie doch gegenwärtig fast überall thun. —

Die Bemerkung, daß die jederzeit im Stalle gehaltene Kuh einigermasen unfruchtbar, und auch der Farrochse zum Sprung etwas träg werde, hat allerdings einigen Schein; indeß doch auch nur einigen Schein, da viele Erfahrungen für das Gegentheil sprechen. Doch, sey es auch, daß vorhergehende Bewegung zur fruchtbaren Begattung, auch der Einrichtung der thierischen Natur zuträglich, ja nöthig ist; so kann man solche ja, der Kuh, wie dem Farren, ehe man sie zusammenläßt, geben, und dies ohne Mühe und Kosten. Man halte in einem Dorfe oder Stadt einen mit Bäumen beschatteten umzäunten Platz von etwa 180 Quadratruthen; dahin bringe man die Kuh und den Farrochsen, lasse sie sich da hinlänglich herumtaumeln, und bemerke was vorgeht, so ist allem geholfen. —

Nur beobachte man bey der Stallfütterung folgendes: Man reinige nemlich die Ställe, die Tröge fleißig und täglich wohl aus, und säubere

so

so auch das Vieh durch Bürste und Striegel sorgfältig von seinem Unrath, Staub und anderem; man füttere bedachtsam, gebe nie zu viel Futter auf einmal, immer wenig, aber desto öfter; man vergesse nicht, mehrmalen in der Woche, wo nicht täglich, Salz auf das Futter zu streuen, gebe die grüne Fütterung nie naß, erwarmt, oder gar gefault, sondern jederzeit hinlänglich getrocknet, die dürre Fütterung aber dürre man wohl, daß sie nicht schimmlicht werde, oder anlaufe, und, ehe man sie aufstekt, werde sie zuvor sattsam ausgestäubt: — Wird man so mit Aufmerksamkeit verfahren; so wird sich gewiß alle angewandte Mühe hinlänglich bezahlen. —

Die Huthwaiden sollen also abgeschaft, und in Aecker, Wiesen verwandelt werden. Es entsteht demnach die Frage, wie dieses am besten bewirkt, und wie ihre Vertheilung am vortheilhaftesten vorgenommen werden könne? —

Nicht jeder Boden taugt zum Fruchtfeld, und nicht jeder zur Wiese. Ein Acker, der nicht auf der Ebene, oder wenigstens einer sehr mäsig abhängenden Anhöhe, sondern an Bergen, oder gar in Tiefen angelegt ist, ist jederzeit der Gefahr ausgesetzt, durch die hinströmende Gewässer von Platz- oder anhaltenden Landregen, oder ausgetretenen Flüssen und Bächen ausgewaschen, seiner guten Erde beraubt, und damit unfruchtbar gemacht zu werden. — Diese Anmerkung also, die sich auf die Natur der Dinge

gründet, bestimmt schon hinlänglich die Lage der Aecker und die Lage der Wiesen. —

Aecker, die aus der Huthwaide herausfallen sollen, müssen eben und hoch liegen, und die schicklichste Lage der Wiesen, wenn sie schon auf den nämlichen Stellen, wo Aecker angelegt werden, auch angelegt werden können, ist im Thal, an den Seiten der Anhöhen, auf Hügeln und Bergen, weil ihnen Ueberschwemmungen, ablaufende Gewässer, am wenigsten schaden, und auch selbst sumpfigte Plätze von Gras trächtig gemacht werden können.

Ist diese Auswahl geschehen; so versteht es sich, daß die umzuwandelnde Gegend von Steinen, Büschen, wilden Bäumen, Dornen, Ameisen- und Maulwurfhaufen gereinigt, und durchaus eben und platt gemacht werden muß, weil dieses das Wachsthum des Grases sowohl, als die Sense erfordert. — Sind sumpfigte oder nasse Plätze vorhanden; so ist unumgänglich, daß solche zuvor ins Trockene gelegt werden, indem hier ohnmöglich eine gute Grassorte gedeihen kann. —

Kommt das den Sumpf verursachende Wasser aus nahen oder entfernten Quellen, welche gegen die tiefe Lagen des Feldes einen Fall haben: so hilft man hier am besten, wenn man gleich am Berge, an dem Ende der Wiese, so gegen den Berg, oder die anlaufende Anhöhe hingehet, eingräbt, rings um sie einen Gra-

ben

ben zieht, und durch solchen das Wasser in die Tiefe ableitet.

Gesetzt aber, man hätte nirgendswo Fall, wohin man das Wasser abzuführen vermögte; so ist man doch auch hiebey öfters im Stande, mit recht tiefen Gräben zu helfen, besonders dann, wann das Wasser deswegen auf einem Flecke stehen bleibt, weil da Lettenboden sich vorfindet, durch welchen es nicht durchdringen kann; wird man nun diesen Lettenboden durchgraben; so wird man unter ihm jederzeit lockere, kiesigte Erde entdecken, und damit dem Wasser einen freyen, ungehinderten Lauf in die Tiefe verschaffen.

Diese eingegrabene Löcher müssen oben weit, unten enge seyn, 2—3 Schuhe im Quadrat mit Steinen ausgemauert, 1—2 Schuhe tief unter der Oberfläche mit einer steinernen Platte zugelegt, und sodann mit Erde zugeschüttet werden; so würden die Feuchtigkeiten nach und nach durch sie unterirdisch ablaufen.

Auf einen Morgen braucht man deren mehrere, die alle da, wo Eintiefungen oder die meisten Feuchtigkeiten sind, am besten angebracht werden.

Würde aber dies nicht zureichend seyn; so müßte man in einen solchen Sumpf Steine, Kies, Erde einführen, und damit so lang fortfahren, bis er ausgefüllet, und der Boden fest und erhöheter seyn würde, durch welches Mittel

tel schon viele der elendesten Sümpfe in die besten Wiesen verkehrt wurden.

Ist nun die Austrocknung geschehen; so ist für einen hohen und guten Graswuchs zu sorgen. — Daß beynahe alle Huthwaiden gar keine gute Grassorten, und überall wenig Gras auf sich haben, und zudem höchstmager seyen, ist bekannt. Beeden also muß abgeholfen werden, und zwar dem ersten dadurch, daß man guten Samen in gehöriger Quantität dahin bringt. Man hat zu diesem zwey Wege: Man streut

1) auf die Strecke, so wie sie da liegt, reichlich Heu- oder Grasblumen, welche in der Scheune vom Heu ausfallen, oder, welches besser ist, den Lucerner oder dreyblätterigten Klee, oder beede gemischt, wie man sie jetzt überall haben kann: wann man im Herbste vorher, ehe man im folgenden Frühling dies thut, Mist oder Gassenerde aufgeführet hat, nach der Einstreuung des Samens das Land mit dem Rechen überfahrt, den Mist zerkratzt und alles so liegen läßt; so ist der Aufwuchs getroffen. Eine lange Erfahrung bestätigt es, daß sie, auf diese Art ausgesäet, frech aufwachsen, und zu einer fruchtbaren Wiese verhelfen, sonderlich, wenn man sie nachher allezeit, ehe man Heu machet, wohl zeitigen läßt, daß ihr Samen wieder ausfällt, und so nach und nach gute Grassorten erzeugt werden. — Noch sicherer

2) würde

2) würde es seyn, — zwar kostspieliger, aber auch einträglicher, — wenn man diejenige Strecken, welche vorzüglich schlecht sind, mit dem Pfluge herumbrechen, sie das erste Jahr mit Haber, der überall ohne vielen Bau geräth, besäen; das zweyte Jahr, wobey sie mit der Haue wohl bearbeitet werden, mit Kartoffeln bestecken, und sodann im dritten Jahre mit untereinander gemischtem Esparset- Lucerner- dreyblätterigtem Klee- und Raygrassamen tüchtig bestreuen würde. Das müßte Wiesen in kurzer Zeit abgeben, die alle Mühe und Kosten reichlich bezahlen, und Fütterung im Ueberfluß liefern würden. —

Dem andern, nemlich der Magerkeit der in Wiesen zu verwandelnden Huthwaiden hilft man durch die Zufuhr der benöthigten Fettigkeit, des Mistes ab, und da man diesen bey dem bisher geringen Viehstand noch nicht hat; so gebraucht man an seiner statt den künstlichen Dünger, Aschen vom Ofen, vom Salpeter und Seifensieder, vom Gerber, Ziegler, der Wäscherin, u. s. w. und bestreut damit die Wiese ganz dünne; oder, man nimmt ohngefehr 1 Theil Salz, 6 Theil Asche, 6—8 Theil Erde, schüttet es an einem, vor dem Regen und der Sonne bedecktem Orte zusammen; mischt es in der Zeit eines halben Jahrs öfters untereinander, und bringt es dann auf das Feld. — Will man dies nicht; so bediene man sich des Gypses, oder des Staubes von andern harten Steinen,

beson-

besonders auf leichtem und trockdnem Felde, und man wird sich damit bestens berathen. —

Die Erdgründe, auf welchen der Klee von seinen dreyerley Sorten mit Nutzen gebaut wird, sind diese: der Lucerner und der dreyblätterigte Klee lieben alles und jedes Erdreich ohne Ausnahme, das leichte, wie das schwere, das ebene, wie das abhängende, der Esparset aber geräth am besten auf einem schweren Boden, wenn solcher auch durchaus mit Steinen besteckt wäre, daher er nirgendswohin besser taugt, als auf die abhangende Seiten der Berge und Hügel, wo ihm keine Witterung, wie sie auch sey, schadet. Anhaltende Nässe und Sumpf aber ist durchaus allen Kleearten nachtheilig, und dabey verkommen sie ohnfehlbar sehr schnell wieder. —

Was noch die Aecker betrift, welche auf einer Huthwaide angelegt werden sollen; so hat man dam itso zu verfahren:

Man reinigt, wie gesagt, zuerst die dazu bestimmte taugliche Plätze von allen Gebüschen, grossen Steinen, Bäumen u. s. f. Die Bäume aber muß man nicht abhauen, sondern ausgraben, weil damit die Stöcke, und besonders ihre tiefgehende Wurzeln, besser herausgebracht werden, welches zum einträglichern Anbau des Bodens erforderlich ist.

Ist dieses geschehen; so untersucht man die Beschaffenheit des Feldes, und fängt an die

schwe-

schweren Stellen mit leichtem, die leichten mit schwerem Erdreiche zu beführen: alles auf einmal oder in einem Jahre zu thun, ist freilich nicht möglich; die Ueberführungen geschehen demnach von Jahren zu Jahren. — Unterdessen, man reisset die Aecker mit dem Pfluge im Herbste herum, und läßt sie Winters hindurch also liegen. Im Frühling säet man auf sie, so wie sie jetzt, ohne noch einmal umgeackert zu werden, daliegen, den Haber auf. Ist dieser eingeerndet; so werden die Aecker quer geackert, bleiben so Winters liegen, und werden im Frühling wieder quer geackert; — und hierauf ist es bestens gethan, wenn man sie durchaus mit Kartoffeln besteckt, und Sommers hindurch, wie man bey Kartoffeln thut, mit der Haue wohl herumarbeitet. — Sobald die Kartoffeln heraus sind, theilet man sein Feld, es seyen z. E. 21 Morgen, in drey gleiche Theile, besäet das eine Drittel im Herbste mit Wintergetraide, das andere Drittel im Frühling mit Sommerfrüchten, und hält das letzte im Bau, um es auf den Herbst mit Roggen oder Spelzen besamen zu können.

Ueberhaupt wird die im Kupferzeller Amte durchaus eingeführte Bauart jederzeit mit dem vortheilhaftesten Erfolge nachgeahmt werden.—

In die Winterfluhr, auf den ganzen, auf die Helfte, oder auf ein Viertel, wie man nur will, säet man im Frühling, sobald der Schnee abgeschmolzen ist, oben auf den Roggen- oder

Spelzen-

Spelzensamen den dreyblätterigten Kleesamen ein, und dadurch wird man in den Stand gesetzt, ganz ungemeinen Vortheil zu ziehen. Man wird nach einer vielfachen Erfahrung bey einem solchen Verfahren immer finden, daß, wann man im dritten Jahr um Jacobi seinen Kleeacker wieder herumwirft, derselbe ohne Dung ein Drittel Früchten mehr giebt, als wenn man ihn zwar gedüngt, aber Sommers über nach der gewöhnlichen Bauart behandelt hätte. Man darf nur flüchtig auf einen Acker, worauf nebst dem Getraide Klee gesäet ist, und auf den, wo solches nicht geschahe, hinsehen: so wird aller Orten schon der erste Blick jenen fruchtreicher als diesen bemerken.

Wollte jemand sagen, man verlöhre dadurch sein Sommergetraide; so kann man auch diesem Verlust abhelfen, (wiewohl derselbe durch den grösseren Gewinn aus dem Klee ersetzt wird) so man nemlich, wann die Sommerfrüchten gesäet werden, diesen Klee oben drauf einsäet, wobey dem Landmann alles bleibt: er graset das folgende Jahr den Klee zweymal ab, stürzet seinen Acker um Jacobi, wendet ihn wieder zweymal herum, egget ihn gut, und säet die Winterfrucht abermals ein. — So darf er sicher auf die gesegneteste Erndte jederzeit rechnen. —

Alle Neuerungen machen anfangs unter dem Volke Lermen; man wird also dieses bey der vorgeschriebenen Abänderung und Benutzung der Huthwaiden allerdings auch zu besorgen haben,

haben, und vorzüglich alsdann, wann es darauf ankommt, wie sie, als Gemeingüter betrachtet, wobey jeder Inwohner sein Ja oder Nein zu geben hat, vertheilt werden sollen? — Was ist also zu thun? —

Obrigkeiten sind Väter; Vätern aber kömmt es zu, die Umstände der Kinder wohl zu überdenken, und dann nach Güte und Weisheit, welches zusammen genommen das Wesen der Gerechtigkeit ausmacht, zu entscheiden, und, ohne weitere Rücksicht auf das Geschrey unverständiger Kinder, zu befehlen: dies thut, und jenes unterlasset! — So mit ihren Unterthanen zu verfahren, hat die gerechte und menschenfreundliche Obrigkeit jederzeit das Recht; und werden jene mit diesem Betragen anfangs unzufrieden seyn; so werden sie, wenn ihnen ihr eigener Vortheil daraus nach und nach sichtbar wird, zuletzt dafür dankbar werden. — Folgendes mögte nun bey dieser Sache zu einem etwanigen Fingerzeig dienen. —

Es kömmt, vorausgesetzt, daß die Gemeinschaft der Güter überall nichts tauget, und daß nur Eigenthum die Arbeit leicht und zur Lust macht, — bey der Vertheilung der Waiden unter die Bewohner einer Stadt, eines Dorfes oder Weilers auf die zwo Fragen an; 1) Wer unter solchen bekommt einen Antheil: 2) wie viel erhält jeder Theilnehmer Eigenthum? — Auf die

1ste Frage! Alle diejenige, welche von jeher an der Nutznießung der Gemeingüter, und besonders dieser Waiden, Antheil hatten, bekommen von denselben billig auch bey der Theilung ihre verhältnißmäßige Portion zum Eigenthum. Und welche hiezu gehören, das entscheiden

a) die Statuten der Gemeinde, b) der Besitz, c) der Beytrag an Geld, Arbeiten, u. d. gl. welche auf solche Gemeinheiten jährlich von den Gliedern einer Gemeinde verwendet werden. — Sagen die Statuten selbst, daß jeder oder nicht jeder, nur dieser oder jener Inwohner daran Theil habe; so ist die Sache schon klar. — Ist aber dieses nicht; so gilt verjährter Besitz. Wer bisher die rechtmäßige Nutznießung hatte, dem kann dieselbe in keinem Falle abgesprochen werden, ausser dann, wenn er sich derselben freywillig, entweder auf immer, oder nur auf eine Zeitlang selbst begäbe. So entscheidet dann auch das dritte.

Wer zum Besten, zur Erhaltung der Gemeingüter, und also auch der gemeinschaftlichen Triften, das Seine an Arbeit, Geld beytrug, oder wegen derselben sonst ein Onus auf sich hatte; der muß nach aller Billigkeit auch Nutzen davon ziehen, und darf also bey der Austheilung nicht übergangen werden. — Das alles ist einleuchtend. Aber schwerer zu beantworten ist die

2te Frage. Diejenige, die eine Gemeinde ausmachen, sind nicht einerley Art; einige sind einfache, andere halbe Bauern, andere Söldner, Bloshäusler, Taglöhner, Handwerksleute, und dergleichen. Jene haben viel, diese wenige, die dritten gar keine Güter, und doch ist der eine Inwohner und Bürger wie der andere. Der eine trägt, wie der andere, zum Besten der Gemeinheit das Seinige bey, oder diese thun entweder wirklich, oder auch nur dem Scheine nach mehr, als jene. Z. B. der Bauer liefert seinen Beytrag mit Ochsen und Wagen, der Söldner und Bloshäusler aber mit der Hand, dagegen treibt jener mehr Vieh auf die Waide, als diese. — Hieraus nun entstehen Collisionen; der Bauer verlangt, seiner anscheinenden mehreren Arbeit wegen, bey der Theilung mehr Eigenthum, als der Halbbauer u. s. w. und dieser verlangt, wo nicht mehr, doch eben so viel seines bisher erhaltenen, geringeren Nutzens wegen. — In vielen Ortschaften, wo man die Huthungen gerne abschafte, und umwandelte, hat dieser Widerspruch das vortheilhafte Unternehmen bis daher aufgehalten. — Man könnte vielleicht den Streit so entscheiden:

Daß der Bauer mehr Güter von den Dorfgütern besitzt, — ferner, daß er auf den Gemeinheiten seine Arbeit mit Ochsen und Wagen, der Bloshäusler aber mit der Hand thut; darin liegt noch kein Grund, ihn vor diesem bey der

Austheilung zu begünstigen. Eine Arbeit ist so nothwendig, als die andere, und die mit der Hand macht dem Taglöhner so viel, oder noch mehr Mühe, als die mit dem Fuhrwerke dem Bauern; und wäre auch dies nicht; so macht der von dem Bauern gezogene grössere Vortheil die Sache wiederum gleich.

Sind nun die Umstände einer Gemeinde so beschaffen, und widerspricht das Recht und der verjährte Besitz nicht; so ist das räthlichste, die Waide nach den Köpfen, ohne Rücksicht auf andere Nebenumstände, unter die bürgerliche Bewohner eines Ortes gleich aus zu vertheilen, und davon einem jeden gerade zu, nach dem Verhältniß seiner Bürger- und Hofgerechtsamen, so wie auch seines Beytrags zum Besten der Gemeinheiten, auszumessen.

Sprächen aber die Statuten eines Ortes mit klaren Worten dem ganzen Bauern mehr, als dem Halbbauern, diesem mehr, als dem Söldner, diesem mehr, als dem Bloshäusler, von der Gemeinheit zu; so müßten sich natürlich hienach die letztern mit wenigerm, als die erstern, begnügen. — Es beruhet hierinn freilich das meiste auf den Localumständen. — Uebrigens kommt das Bauerngeschrey weiter nicht in Betracht. Die Stücke der vertheilten Waide können ohnmöglich einander völlig gleich und ähnlich seyn, das Loos mag dabey entscheiden. — Die Waide liegt nahe oder ferne, dieser Fleck sey von besserem Gehalt, als jener, sie wird nun einmal vertheilt; ein jeder nutze seinen

erhal-

erhaltenen Antheil so gut, als er kann, — er baue oder verkaufe ihn, oder lasse ihn auch unangebaut liegen, es kommt doch eine Zeit, da man sich der Vertheilung freuen wird. —

Wollte man sagen, die allzuweite Abgelegenheit einer Waide mache deren Anbau mühsamer, und also auch kostspieliger; so mag dies zwar immer so seyn, dessen ohngeachtet aber wird der Nutzen immer größer seyn, als wenn man sie unumgeändert, als Heide, liegen läßt. Und das Vieh auf eine dürre, magere, entfernte Trift wegtreiben, heißt und ist ja weiter auch nichts, als es aus einer weiten Ferne ungesättiget wieder nach Hause treiben, ihm dabey Fett und Milch abjagen, und es noch auf der Straße den Dung, zum Schaden des Feldbaues, verschleppen lassen. — Jedoch ein Feld mag liegen, wo es will, so kann und wird es, vertheilt und in Eigenthum verwandelt, allezeit mehr abwerfen, als wenn man es blos zur Waide gebraucht. Kartoffeln, Turnips, sonderlich Klee, da zu bauen, bleibet allezeit möglich. Trägt man den Klee nicht grün nach Hause; so heuet man ihn; eine Wiese, welche eine Stunde weit abliegt, ist hiezu nicht zu weit entfernt. Ueberall trift man Wiesen von dieser Entfernung an, und man ist ihrer herzlichst froh, da es stets eine gegründete Wahrheit bleibt, daß der **Wiesen- und Futterbau das Fundament der Landwirthschaft ist.** —

# V.

## Von der Pflege, Verbesserung und Vermehrung der Wiesen, wie auch vom Futterbau.

Man kann mit Vortheil, ohne einen Acker zu haben, eine Wiese besitzen; will man aber Aecker besitzen; so können solche, ohne Wiesen zu haben, nicht gehörig benutzet werden. — Diese Wahrheit kann schon hinlänglich die möglich beste Wiesenpflege empfehlen, und es dem Landmanne einleuchtend machen, wie er darauf sein vorzüglichstes Augenmerk zu richten habe, wenn es ihm um die Erweiterung des Viehstandes, um die Vermehrung des Düngers, um die Verbesserung des Fruchtfeldes, und also um die durchgängige Erhöhung seines gesammten ökonomischen Nutzens zu thun ist. — Bey den Wiesen ist hauptsächlich darauf zu sehen, daß auf ihnen vieles und gutes Gras erzeugt werde. Man kann vieles, aber kein gutes; gutes, aber nicht vieles Gras von einem Wiesenstücke erhalten; ist nun aber nicht beedes mit einander vereinigt; so verliert man auf der einen Seite wieder, was man auf der andern scheint zu gewinnen. —

Gutes Gras ist das, welches einen langen, saftigen Halm, viele, lange, breite und weiche Blätter, und viele Blätterbüschel an jedem

Stocke

Stocke hat; — welches schleimicht süß, dem Vieh schmackhaft ist, von ihm begierig gefressen wird, und zu seiner Fettigkeit, Wachsthum und Stärke gut anschlägt; — das nicht allzuleicht überfüttert, nicht allzufett ist, und nicht nur grün gut gefüttert, sondern auch zu einem brauchbaren Heu, welches gedörrt nicht strohig hart wird, leicht gemacht werden kann. Ein Exempel eines solchen Grases ist der Wiesenhaber; (das Raygras) das schlechte Gras also ist das Gegentheil, das nemlich sauer, hart, scharf, unschmackhaft, bitter, stachlicht ist, und aus solchen Gewächsen besteht, deren Blätter und Stengel zu fett und saftig sind, also ihre Feuchtigkeit lange behalten, das Gras nicht recht trocken werden lassen, daher das Heu verderben, und in so fern schädlich ist. Z. E. Binsen, Wolfsmilch, Wegerich, u. d. gl. gehören zu den schlechten Grasarten. —

Weniges, und meistens zugleich schlechtes, Gras erwächst auf einer Wiese, welche entweder zu naß, oder zu dürr ist. Diese, die dürre Wiese, hat Mangel sowohl am hinlänglichen, als am proportionirten Maas der zum Wachsthum der Pflanzen erforderlichen Bestandtheilgen. Die fette Erde, das Oel, wird ihr, da sie gemeiniglich hoch und der Sonne ausgesetzt liegt, durch diese entführt, und in ihren ausgetrockneten harten Boden kann das Regen- und Schneewasser nicht eindringen, wo ihr also auch zugleich die benöthigte Feuchtigkeit, und mit

 diesem

diesem allem die Fruchtbarkeit entgehet. — Jene, die nasse oder sumpfigte Wiese nimmt zwar, da sie lockern Boden hat, die befruchtende Kräften leicht ein, verliert sie aber auch eben so leicht wieder, und, was zurückbleibt, das Wasser, bleibt im Uebermaase zurück, und ist also, wie alles, was zu viel ist und das gehörige Verhältniß übersteigt, mehr schädlich, als nützlich. —

Aus dem bisher gesagten ist ersichtlich, was vorgenommen und gethan werden muß, um eine Verbesserung einer minder guten Wiese zu bewirken. — Wenn eine gute Wiese diejenige ist, auf welche viele und gute Grasarten hoch und frech emporwachsen; so ist also dafür zu sorgen, 1) daß auf einem als Wiese gebrauchten Flecke gute Gräser in hinlänglicher Menge angebauet, und 2) daß diese Gräser durch gehörige Bearbeitung des Bodens sowohl, als durch Zufuhr dieser und jener fruchtbarmachenden Kräften, zum Wachsthum befördert werden.

In Ansehung des 1sten hat man demnach dahin zu sehen, a) daß alle schädliche und schlechte Gewächse, die unter dem guten Graswuchse sind, vertilgt werden, und zwar alle Jahre, weil Wind, Vögel und andere Zufälle jährlich wieder neuen Samen auf die Wiese bringen. —

Schilfgras bringt man weg, wenn man den Boden erhöhet und trockner macht. —

Sauer

Sauer Gras vertilgt man, so es von der Nässe kommt, eben so; kömmts nicht von Nässe; so dämpft Mergel, Kalk, Gyps, Asche die Säure. —

Die übrige schlimme Kräuter, z. E. Binsen, Wolfsmilch, Wegerich, und andere, die sich ausbreiten, deren Wurzeln über Winter dauern, und deren breite Blätter die gute Gewächse ersticken, sticht man, wann sie im vollen Safte stehen, und ehe sie Samen tragen, in einem heissen Tage, mit einer schmalen Spade tief unter der Erde ab, und wiederholt solches ein paar Jahre, so bleiben sie endlich aus. —

Enthält die Wiese meistentheils unbrauchbare Gräser, oder sie ist ganz alt und kraftlos geworden; so thut man am besten, wenn man sie im Herbste tief umbricht, um Weihnachten, wann der Wasen verrottet ist, wieder umarbeitet, und im Frühling das drittemal pflügt, so von dem Samen und den Wurzeln des Unkrauts reinigt, und sie hierauf mit gutem Heusamen und weissem Klee, der einen vorzüglich guten, dicken Wasen gibt, ganz frisch besäet. Will man sie noch nicht ganz umbrechen; so kann man sie mit dem Stechpflug durchschneiden, oder eine eiserne Egge darüber gehen lassen, düngen, und dann auf sie gute Heublumen und Klee ausstreuen, welches allezeit gut thut. —

Daß b) von Zeit zu Zeit auf die Wiesen die Samen guter Futterkräuter nachgesäet werden.

Geschieht dieses nicht; so artet auch die beste Wiese nach und nach aus, das Wiesenunkraut, das ist, die härtere, zum Futter untaugliche Gewächse, nehmen überhand, und die Wiese wird merklich geringer; wie es die Erfahrung an Grasplätzen giebt, auf welchen man dieses nicht beobachtet, oder welche immer nur zum grünen Futter abgemähet werden, wo sich demnach kein abfallender Samen aussäet.

In Betracht des letzten ist es vorzüglich dienlich, alle Jahre bey der ersten Heuerndte ein Stück der Wiesen zu Samen stehen zu lassen, besonders ein solches, worauf gute Futtergräser stehen, damit sie sich fortpflanzeu. Ueberhaupt sollte man darauf bedacht seyn, sich auf einem dazu besonders bestimmten Fleck jederzeit einen guten Heusamen nachzuziehen, worunter vorzüglich das Raygras, das gemeine Hundsgras, der Futtertresp, Wiesenfuchsschwanz, Wiesenschwingel, und dergleichen, seyn müßten, und womit man seinen Wiesen immer nachhelfen könnte. —

2) Der Boden, auf dem gute Gräser und Futtergewächse in Menge aufwachsen sollen, muß dazu, sowohl durch Hinwegräumung dessen, was die Fruchtbarkeit aufhält, als auch durch Herbeyschaffung dessen, was zur Fruchtbarkeit beyträgt, tüchtig gemacht werden.

Wie befreyt man also eine Wiese von diesen, jenen Hindernissen der Fruchtbarkeit?

Zu

Zu diesen Hindernissen wird gerechnet, wenn sie zu dürr und trocken, zu naß und sumpfigt, zu locker, u. s. w. ist.

Liegt die dürre Wiese an der Seite eines Berges; so hat sie meistens mehr schweren, als leichten Grund, wodurch der Regen nicht eindringen kann. Hier nun ist kein besserer Vorschlag zu thun, als daß man den Boden, es sey durch den Pflug, die Haue oder den Karst, umreute, ihn alsdann mit Kartoffeln zwey Jahre bebaue, so lockerer mache, und hierauf mit Esparset besäe. Dieses Futterkraut erhält ein lockgemachtes Beet, seine Würzel schlägt einer halben, ja ganzen Ellen tief ein, sein Kraut hat einen hohen und dichten Wuchs, und dieses zusammen verhindert es, daß dem Erdreiche nicht so schnell wieder Regen und Feuchtigkeit entgehen, wodurch dann auch die übrigen ausgestreute Gräser einen bessern Wachsthum erhalten. —

Liegt sie auf einer hohen oder niederen Fläche; so ist auch da wieder das beste, wenn man sie gerade zu mit dem Pfluge herumreisset, und, besteht ihr Grund durchaus aus Thon oder Letten, mit etwa 50 Wagen Sand, oder weisser Erde; besteht er aber hieraus, aus Sand, weisser Erde, oder Leimen, mit eben so viel Wagen Thon oder Mergel überführet. Ist dann die Erdmischung hinlänglich geschehen; so wird sie zwey Jahre mit Haber besäet, das dritte Jahr wieder mit Haber, aber nicht dichte, son-

dern ganz sparsam, in desto vollerem Maas hingegen mit untereinander gemischtem Heu- und Kleesamen, welches man zusammen unteregget; um Bartholomäi nimmt man den Haber ab, und hat nun zugleich auf immer eine schöne Wiese.

Kann man auf einer zu trockenen Wiese eine Wässerung anbringen; so ist solches immer gut. Liegt sie hoch, und zugleich an einem Flusse, Bache, u. s. f. so schöpft man das Wasser durch ein Schöpfrad herauf, und leitet es auf sie durch Rinnen; man kann auch auf andere Arten das von Feldern kommende Regenwasser, oder ein Quellwasser ihr zuführen. Hievon unten ein mehreres.

Eine zu nasse, sumpfigte Wiese ins Trockene zu legen, ist auf mancherley Art möglich. — Man kann sie mit Kies, Mergel und anderen Erdarten, mit Moder und Schutt von alten Gebäuden, wenn auch schon darunter mehrere Steine seyn sollten, überführen, erhöhen, und damit sowohl das fernere Eindringen des Wassers abwehren, als auch die Austrocknung befördern, doch dürfen diese Erhöhungen auf einmal nie weiter, als 1 — 2 Zoll hoch geschehen, weil sonst die Graswurzeln ersticken. —

Am sichersten und besten hilft man so: Man suche einen Fall zum Abzug des im Boden stehenden Wassers aus. Wo die Wiese am tiefsten, aber doch noch ein Fall zum Abzug des

Wassers ist, mache man einen geraden, etwa $2\frac{1}{2}$ Schuh breiten Graben nach dem Abzug. In diesen gehen Ableitungsgräben hinein, die drey und mehr Schuhe breit sind, und mehr oder weniger von einander abstehen, je weniger oder mehr sumpfig die Gegend ist. Mit dem ausgegrabenen Boden erhöhet man die tiefere Stellen des Platzes, oder läßt ihn auf Haufen modern, und düngt die Wiese damit. Die Ableitungsgräben füllt man unten einen halben Schuh hoch mit Steinen aus, die einer Faust groß, auch grösser und kleiner seyn können; legt ganz dichte Moos auf die Steine, füllt vollends mit Erde zu, und zwar, daß der aufgeschüttete Boden höher, als der anliegende Wasen wird; auf jenen Boden säet man dann Heublumen, u. d. gl. Durch diese Gräben wird sich das Wasser recht gut in den Hauptgraben ziehen. — Hievon ist schon mehreres in dem vorhergehenden Abschnitt gesagt worden. — Das Umbrechen einer solchen Wiese ist abermals anzurathen. Man pflüget sie, nach obigem Vorschlag, um, bauet sie zwey Jahre, besäet sie dichte mit Klee und Raygrassamen, und erhält die beschriebene Gräben in gutem Stande. — Das überschwemmende Wasser von aussen hält man durch Dämme ab.

Ist der Boden einer Wiese zu locker; so betreibe man sie mit Vieh, welches das Erdreich fest tritt; oder, wenn man dieses nicht will, wie es dann auch wegen anderer Nach-

theile des Viehtriebs nicht räthlich ist; so bediene man sich der Walze. Das Walzen ist immer auf allen Wiesen von grossem Nutzen: es macht das Land eben, daß man hernach das Gras desto besser abmähen kann. Die Erde drückt sich dadurch zusammen, beschützt den jungen Keim gegen Hitze und Frost, welches bey leichtem Boden am allerersten nöthig ist. Man kann dasselbe auch wiederholen, und im October, November, Februar und März verrichten. Vor dem Winter beuget es dem Schaden von der Kälte vor, und geschieht es im Frühling; so hindert es die Austrocknung. Man drückt damit die Wurzeln des Grases gleich ein, diese treiben dann mehr Nebensprossen, und geben einen dicken Wasen, welcher eine jede gewöhnliche Hitze aushält, daß die Wiese nicht so leicht ausbrennt. —

Ist der Boden uneben; so erhöhet man die niedrige Plätze, indem man sie, aber, wie schon gesagt, nicht höher als 1 — 2 Zoll, mit Erde, Schlamm, Teich- oder Mergelerde überführt, und die Maulwurfshügel, Ameisenhaufen, und andere zu hohe Stellen abträgt. Man theilt durch einen Kreuzstich einen bewachsenen, unnützlichen Hügel in vier Theile, sticht ihn, dem übrigen Boden gleich, ab, und verbrennt die Ameisenhaufen, und streut Erde und Asche herum, oder legt die Stücke auf Haufen schichtenweise mit Mist oder Schlammerde, und wirft sie, wenn alles verwesen ist, herum, oder

gleicht

gleicht damit unebene Plätze aus, oder füllt auch damit die vom Wasser gerissene Löcher zu. Von Plätzen, die zu hoch sind, sticht man die Wäsen ab, legt sie beyseit, gräbt, so weit es nöthig ist, die Erde weg, und deckt die Wäsen wieder drüber her.

Es ist nicht genug, die Wiese in einen guten Stand zu setzen, sondern man muß sie auch darinnen erhalten, und ihr zu ihrer fortdauernden Fruchtbarkeit von Zeit zu Zeit nachhelfen. — Dieses geschiehet theils durch die **Wässerung**, theils durch den **Dung**. —

Die Wässerung, verständig gebraucht, ist ein zur Verbesserung der Wiesen sehr geschicktes Mittel. Das Wasser hat die meisten Bestandtheilgen der Pflanzen in sich; es lockert die Erde, löset die Säfte auf, verdünnert und führt sie in die Röhrgen des Grases, daß sie sich da ansetzen, und sein Wachsthum erzeugen.

Indessen hat hierinn ein Wasser vor dem andern den Vorzug. Das Regenwasser führt schon seiner Natur nach salzigte, öligte und irrdische Theilgen bey sich, so auch das Wasser in stehenden Seen; ein besseres für die Wiesen ist aber nicht, als das, so sich in den Pfützen der Dörfer, worinn das Vieh getränkt wird, und seinen Afall öfters zurückläßt, sammlet. Da modert es im Stehen, verliert sein scharfes, ezendes Wesen, und zeugt die besten alkalischen Salze.

Kann

Kann ein Dorf die Ausflüsse solcher Pfützen oder Seen auf seine Wiesen leiten; so ist es vor andern glücklich. Da, wo solches nicht zu erhalten ist, kann das auf den Strassen herschießende, oder von Aeckern abfließende Regenwasser, so den vom Vieh daselbst abgefallenen Dung abspühlt, den Abgang in etwas ersetzen, wenn solches durch Gräben den Wiesen zugeführet wird. — Die Bäche und Flüsse können auch, wie schon gesagt ist, durch eine geschickte Leitung die Wässerung verschaffen. Das Quellwasser hingegen ist für sich, und ohne künstliche Zubereitung, dazu am untauglichsten; indem es für die Pflanzen zu kalt ist, ihre Säfte stockend, und ihre Haarröhrgen zersprengend macht. Will man demnach es doch zur Wässerung gebrauchen; so muß man es zuvor in einen See, der die Wiese zu einem Fall hat, sammlen, worinn es modern, alkalische Salze an sich ziehen, und woraus man es dann, bey entstehender Dürre auf die Wiesen abfließen lassen kann. — Der Satz in solchen Seen wird dann zu seiner Zeit ausgestochen, und ebenfalls mit größtem Vortheil auf Aecker und Wiesen verführt. —

Die Wässerungen sind im Sommer nothwendig, im Herbste, wann es noch warme Tage hat, nützlich aufs folgende Jahr, im Winter aber allezeit schädlich, weil da das Wasser gefriert, und unter dem Eis die Wurzeln verderben. —

Alle

Alle Grasarten lieben zur rechten Zeit die Wässerung, nur am wenigsten der Klee, von welcher Sorte er seyn mag: Im Sommer, in der vorzüglichsten Hitze, nimmt er sie noch an, doch darf sie auch da nicht zu häufig geschehen, im Herbste und im Winter aber, oder in dem ersten Anfange des Frühlings, wo noch Fröste bevorstehen, ist sie ihm immer nachtheilig. Seine Saftröhrgen saugen des Wassers viel ein, aber eben deswegen sprengt sie die Kälte am ersten, und die Stöcke verkommen. —

Das Düngen ist das zweyte Erforderniß zur Erhaltung und Vermehrung der Fruchtbarkeit einer Wiese. Neben den Excrementen und dem Miste lebendiger Thiere, des Rindviehs, der Pferde, der Schafe, u. d. gl. sind der Abfall von Kohlenbrennereyen, ausgelaugte Asche, besonders von Seifensiedern, alle Aschen, Kalch, besonders auf feuchten, sumpfigten, moosigten und kalten Wiesen, Auskehricht aus dem Hause, Ruß, Koth vom Federviehe, Schutt von alten Mauern, gereinigt von Steinen, gute Dünger, wenn man die Wiesen dünn damit bestreuet. Eben so ist hiezu dienlich der Schlamm aus Bächen, Seen und Tränken des Viehes, der Koth auf der Gasse, und den Fuhrwegen, Leimenwände von abgebrochenen Häusern, Scheuern, Backöfen: ferner, das Blut der Thiere, ihre Klauen, Hörner und Haare, die wollene Flecke von Kleidern, altes Lederwerk, der Abgang verschiedener Handwerker, der Gerber, Kamm-

macher, Dreher, u. s. w. die Erde von Maulwurfshügeln des Jahrs etliche mal herumgestreut, erfrischt die Graswurzeln sehr. —

Man hat bey diesen verschiedenen Dungarten nie zu vergessen, daß man sie vor ihrem Gebrauch einige Zeit auf Haufen liegen lasse, damit sie zuvor in die gehörige Fäulniß übergehen.

Auch muß man dabey darauf Rücksicht nehmen, daß jede Dungsorte zur rechten Zeit auf die Wiese gebracht werde: so wird z. B. mehr erdigter Dünger, als Schlamm, Lehmwände rc. im Herbst, der eigentliche Mist aber gegen den Frühling, im Februar, mit besserem Erfolge auf die Wiesen verführt, weil der letzte seine Salze den Winter hindurch, durch Regen, Schnee und Abspühlungen zu sehr verlieren würde; das übrige wird so gleich, wann der Schnee abgehet, gestreut. —

Die Gülle der Schweitzer wird vortheilhaftest gebraucht; beschüttet man damit den Grasboden nach jedesmaligem Abmähen des Grases, auch im Herbste, Winter, so es nicht gefroren ist, im angehenden Frühling, so wird der Ertrag ausserordentlich vermehrt, man kann, statt Heuens und Oemdens, viermal abmähen. —

Auf den mit Klee angepflanzten Wiesen auf Höhen, an Bergen, welche nicht leicht zu befahren sind, ist statt des Mistes, der ohnedem den Kleearten nicht ganz zuträglich ist, der

Gyps

Gyps, von dessen Wirkung das nöthige im dritten Abschnitte vorkömmt, wie auch das Hallbötzig und der Dornschlag der zuträglichste Dünger. Kann man keines von diesen ohne zu grosse Kosten haben, so nehme man Kochsalz $\frac{1}{3}$, Asche eben so viel, und dann Gartenerde $\frac{2}{3}$, menge solches untereinander, lasse es etwa ein halb Jahr auf einander ruhen, und gebrauche es so, etwa 12 Simry auf einen Morgen von 256 Ruthen, so wird man damit seines Endzwecks nicht verfehlen. —

Durch das Düngen, und auch durch andere Dinge werden die Wiesen hin und her mit Sachen, die in der Fütterung Ekel erwecken, und auf diese und jene Art nachtheilig seyn können, besudelt; dieses fordert, daß der Landwirth dieselben beym ersten Herauskeimen des Grases, am angehenden Frühling, mit dem Rechen übergehe, abfege und reinige. Was Stein, oder so was ist, das sich nicht auflöset und in die Fäulniß übergehet, wird aufgelesen und beyseite geschaft; was aber einer baldigen Auflösung und Moderung fähig ist, das wird auf Haufen gebracht und folgenden Herbst wiederum umgebreitet. —

Bey der Einheimsung des Grases, Klees, und überhaupt aller Futterkräuter sorge man angelegenst, daß alles trocken und wohl abgedörrt nach Hause komme. Aus dem Gegentheil entsteht der gröste Nachtheil für Menschen und Vieh.

Durch naß eingeführtes Heu, sonderlich Grummet, sind schon Feuersbrünste, selbst in hiesigem Amte, entstanden. — Da ohnedem das Heu, wie alle getrocknete Gewächse, die Feuchtigkeit an sich zieht, so muß dieses in höheren Graden geschehen, wenn es beym Einlegen nicht durchgängig recht trocken gewesen ist. Daher erstickt, modert oder verliert es wenigstens seinen guten Geruch, besonders da, wo es noch an der Wand des Heubodens anliegt.

Man kann diesem allem abhelfen, entweder, wenn man die Heuboden hier und da mit wohl verwahrten Luftlöchern versieht, sie von Zeit zu Zeit öfnet, und das Heu so legt, daß die Luft durchstreichen kann, oder, wenn man, wie in der Schweitz, und auch bey hiesigen guten Landwirthen üblich ist, das Heu einsalzet: hat man nemlich ein Geläg Heu oder Oemd auf den Heuboden gelegt, so streut man darauf Salz herum, wie man Samen säet, und wiederholt solches bey jeder Lage. Dies ist besonders dann, wann das Heu nicht ganz ausgedörrt heimgeführt werden muß, eines der besten Mittel, es vor dem Verderben zu bewahren. Der Kosten hiebey ist nicht gar groß, weil man hernach dem Vieh destoweniger ander Salz geben darf, und auch das Futter dadurch desto kräftiger und schmackhafter wird.

Will man den Klee dörren, so muß er in der Zeit gemähet werden, wenn er eben einige Tage zuvor angefangen hat zu blühen, den

Lucer=

Lucernerklee aber, dessen Blüten sehr späte zum Vorschein kommen, wann er etwa $\frac{3}{4}$ Ellen hoch gewachsen ist; so abgemäht erhalten sich die Blätter am Stiel, und in dieser Absicht muß er auch grün gebreitet, und nicht viel gewendet oder umgestossen werden, so wie auch die Wendung nie in der Mitte des Tages, bey der größten Hitze geschehen darf, sondern früh und Abends, wann er noch feucht ist, den ganzen Tag hindurch muß er ruhen. — Einige verfahren auch dabey so, daß sie den abgemähten und auf dem Felde liegenden Klee, so bald er halbdürr ist, nicht umwenden, sondern so lang er noch von der Sonne erwärmt ist, auf kleine Haufen setzen; die sie, wenn es die Witterung erlaubt, zwey Tage lang unangerührt so draussen stehen lassen, bis der Klee verjohren oder geschwitzt hat, den sie dann Morgens früh, oder Abends, unmittelbar von diesen Haufen aufladen und heimführen. —

Da bey der Landwirthschaft alles auf ein richtiges Verhältniß zwischen Aeckern und Wiesen ankommt, und da dieser nicht aller Orten in der gehörigen Anzahl zu jenen sich vorfinden; so erwächset hieraus die natürliche Pflicht, auf die Vermehrung der Wiesen um desto eher bedacht zu seyn, da man im Grunde ihrer nie zu viel haben kann. —

Es giebt zwo Gattungen Wiesen, 1) natürliche, wo Gräser und Futterkräuter für sich schon den Boden bedecken und wachsen; 2) künst-

liche, wo die Erdgründe erst mit nützlichen Futtergewächsen besäet, und durch Arbeit zum Gras- und Futterwuchse zubereitet werden. —

Es kann nun dem Landmann gleich viel seyn, ob er auf diesen oder jenen Wiesen die zur Versorgung seines Viehstandes benöthigte Fütterung erhält; zwar besser, wenn sie ihm ohne viele Mühe von selbst wächst, doch auch gut, wenn er mit etwas Kunst und Arbeit sich den Abgang ersetzen kann! —

Man hat ehemals aus verschiedenen Ursachen in der Nähe der Wohnungen und in Thälern die nöthigen Wiesen errichtet, und die Aecker abwärts auf höhere Ebenen erbauet. Der tägliche Gebrauch des Grases zur Fütterung, die Gelegenheit zur Wässerung, die Nutzung der Abspühlungen aus Dörfern und Aeckern, rechtfertigen dieses Verfahren. Allein gegenwärtig, da die Thäler sich nicht erweitern, die Volksmenge aber wächst, und zu ihrer Erhaltung die Herumreissung mehreren Feldes zum Getraidebau nöthig, mithin auch die Erweiterung des Wieswachses zur Vermehrung des Viehstandes erforderlich ist; so rathet dieses von selbst einen Absprung von jener Gewohnheit an, und zwar um desto mehr, da der Werth der künstlichen Wiesen dem der natürlichen gleichkommt, da da, wo vormals die Gais, das Schaf, das Rindvieh, ohne gesättiget zu werden, waidete, ja selbst auf öden Bergen, unfruchtbaren Felsen, büschigten, hökerigten

rigten und anderen wüstgelegenen Strecken, die besten Futterkräuter mit gröstem Vortheile gepflanzt werden können.

Wie Hüthungsplätze, Viehtriften in nützliche Wiesen umgeändert werden können, davon ist das nöthige schon gesagt worden. Da aller Vorgang zur Nachahmung reizet, so wird hiebey nur noch angemerkt, daß in Göppingen, im Würtembergischen, ebenfalls eine Vertheilung und Umschaffung von 200 Morgen Communwasen, die zuvor ohne Nutzen das Vieh mehr zertreten, als abgewaidet hat, im Jahr 1771 vorgenommen wurde, wodurch nicht nur schon im folgenden Jahr diese volkreiche Landstadt der sonst immer nöthigen Zufuhr der Küchengartengewächse aus der Nachbarschaft nicht mehr bedurfte, sondern wovon auch noch 40 Scheffel Zehnden an Getraide, und ein auf 120 fl. berechneter Zehenden von Erdbirnen, Mayz (Welschkorn) u. d. gl. abfiele, nebst dem, daß das zuvor darauf getriebene Vieh doch noch seine hinlängliche Nahrung hatte. —

See, Weiher, oder morastige, sumpfigte Strecken taugen gut zur Vermehrung der Wiesen. — Es ist bey weitem ein Fehler in der Landwirthschaft, wenn man die zu Wiesen bequemste Strecken als See benutzet, da sie so durchaus nicht so viel abwerfen, als sie, in Wiesen oder Aecker verwandelt, abwerfen würden.

Aus diesem Betracht haben auch in hiesigen Gegenden viele Seen von Herrschaften sowohl

 als

als Privatpersonen den Abschied bekommen, und sind mit glücklichstem Erfolge zu Wieswachs, oder auch zum Getraidebau, angelegt worden. Die Erfahrung zeigte, daß bey solcher Verwandlung der Ertrag aus ihnen um 2—3 mal erhöhet wurde. —

Diese Veränderung ist zwar nicht überall, doch gewiß da zu bewürken, wo man im Stande ist, den Morästen einer zu durchgrabenden Strecke nur 1—2 Schuh Abfall zu verschaffen: kann man dieses erhalten, so durchsteche man den Sumpf gegen die vermuthete Quelle, und gebe ihm mehrere Gräben in die Quere, so, daß einer in den andern zum Ablauf sich wendet. Der See muß freilich nach seiner Tiefe den Ablaufgraben erhalten, und hin und wieder dürfte es auch noch nöthig seyn, diese und jene Tiefen mit Schutt und Erde auszufüllen; allein aller hierauf gemachter Aufwand und Arbeit wird zuverläßig durch den davon zu hoffenden Gewinn reichlich vergütet. —

Sind verborgene Quellen vorhanden, welche man anfangs nicht bemerkte, die also die Nässe fortdauernd machen; so suche man sie im Winter, und gegen den Frühling beym abgehenden Schnee auf: da nemlich, wo der Schnee, so wie in andern Stellen, nicht bleibet, wo er früher abschmilzt, wo es mehr eiset, ist immer der Sitz solcher heimlichen Quellen. Nach Proportion des Zuflusses aus ihnen mache man nun seine Gräben mehr oder minder groß, breit und tief,

tief, doch so, daß sie oben in der Oberfläche weiter als unten sind. Man führe sie auch in geraden Linien, weil man beym Gegentheil, in Krümmen, den Pflug nicht brauchen könnte, und sich damit den Ackerbau erschweren, so wie vertheuren würde. So werden in Irland Moräste ausgetrocknet durch Gräben, rings um das morastige Stück, und dann andere quer durch. Oben ist der Graben 12, und im Grunde 4 Schuh breit. Alles geschiehet vermittelst dieser Gräben zu Wasserableitungen: es müssen aber diese Ableitungen, welche um die Moräste gezogen werden, so tief seyn, daß sie bis auf den Sand gehen, und über welchen, als über einer harten Oberfläche, das Wasser ablaufen kann; sonst kann der Graben leicht verfallen, und sich verschütten. —

Die Vertilgung der Binsen, des Mooses, und vorzüglich des Röhrigs, dessen sich die Weber zu ihren Spuhlen bedienen, ist kein geringes Hinderniß bey der Urbarmachung der Seen.

Wo zwar nur die Binsen, oder Moose sich finden, da ist das Umhacken bis auf ihre Wurzeln keine der schwersten Arbeiten; bey dem Röhrig aber ist die Arbeit so groß, daß weder die Haue, noch der Pflug anschlägt. Hiebey nun ist das räthlichste dies: man lasse nach der im Herbste geschehenen genugsamen Abzapfung der See, die mit Rohr und Wurzeln durchwachsene Stellen ohne weiters den Winter hin-

durch bis zu dem Frühling stehen: fällt nun da eine austrocknende Witterung von einigen Tagen ein, so lasse man unter das Rohr und auf dem Belz überall herum Stroh setzen und streuen, und zünde es zur Zeit, in welcher ein Wind gehet, an, so fleucht der Brand aller Orten hin, und brennt alles bis auf den Grund zu Asche und Staub. Ist dieses geschehen, die Glut verloschen, und der Erdboden wieder kühle, so erwarte man einen Regen, streue den Klee-Raygrassamen ein, überziehe ihn mit einem Rechen, und sehe dann mit gegründeter Hofnung dem Verkommen des Rohrs und dem Wachsthum der Pflanzen entgegen. —

Folgender Versuch glückte auch bestens: gleich nach Abfluß des Wassers im ersten Frühling, nachdem allen Quellen hinlänglicher Ablauf gegeben ward, wurde auf die mit Rohr und Belz bewachsene Gegend dreyblätterigter rother Kleesamen ausgestreut, untermengt mit einem andern selbst gesammelten Samen von einem Futtergrase, das einen sehr schönen hohen, vervielfältigten, saftigen, süssen Stengel auf sich hat, von dem Vieh gern gefressen wird, das von selbst am Wasser wächst, in sumpfigen Wiesen, an den Dämmen, Ufern, Seen und Teichen gemein, und wahrscheinlicher weis der sogenannte grosse Miliz ist, welcher nach einigen Bemerkungen zwar auch an andern Stellen gepflanzet werden kann, doch aber seinen Hauptsitz an und unterm Wasser hat, daher

solche

solche Wiesen, die öfteren Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, zu seinem Anbau ungemein taugen, besonders, wenn sie noch gewässert werden können. — Dieser Samen wurde theils mit der Haue, theils mit dem Rechen, wo man konnte, eingelockert, er erwuchs schnell und schön, im dritten Jahre waren die elendesten Platten mit den schönsten Pflanzen bewachsen, das Rohr war sämtlich aus Mangel des Wassers entkräftet, und verschwand nach und nach gänzlich.

Ist so der See ins Trockene gelegt, von Sumpf und Morast, von Binsen und Rohr gereinigt, bestreut man ihn hierauf, wie eben gesagt ist, mit Klee- und Raygrassamen, und vorzüglich mit dem Samen des bemeldten Futtergrases; wird solcher mit dem Rechen, oder der Egge eingeegget, so ist die Wiese geschaffen, welche schon im ersten Jahr zweymal, in folgenden Jahren aber 3—4mal gemähet werden kann. —

Trockene, öde Ebenen, abhängende, unbebaute Seiten der Berge sind nicht minder die Stellen, die man in die gesegneteste Wiesen umwandeln kann. Hiesige Gegend liefert hievon den schönsten Beweiß: es ist da kein Berg, und keine öde Ebene auch von dem schwersten Erdreiche mehr, wo der Esparset nicht grünet, und elienhoch fettest emporwächst, wo es also eine Lust ist, zwischen den Bergen zu wandeln, und Plätze, die vormals mit

Dorn-

Dornhecken und Steinen besäet, kahl und aller Fruchtbarkeit ganz unfähig geachtet waren, mit den besten Futterkräutern bewachsen zu sehen! —

Diese Strecken werden so behandelt: die Seiten der Berge werden mit der Haue oder dem Weinbergkarst aufgegraben, die Steine herabgerollt, und darauf das erste Jahr etwas Haber, Gersten, Linsen, eingestreut, oder welches das beste ist, Kartoffeln gebaut. Ist aller Wasen verfaulet, so wird das zweyte Jahr das Erdreich abermals auf vorige Art gelockert, der Esparset gesäet, und mit einem eisernen Rechen überfahren. — Ist es aber eine Ebene, so wird das Feld mit dem Pfluge geackert, und der Samen mit der Egge untergeegget, man streut auch gern Haber oder Gersten zugleich ein, läßt ihn zeitigen oder füttert ihn grün. Der Esparset wird mit Vortheil auf die abhängende steinigte Seiten der Berge, der dreyblätterigte rothe Klee aber auf ebene Gegenden von weissen und leichten Erdgründen gesäet.

Hat man keine solche unangebaute Strecken, aber doch Mangel am Wiesenbau, so lege man schlechte und entfernte Aecker zu künstlichen Wiesen an, und bepflanze sie mit ewigem Klee.

Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß, wo es immer möglich ist, die Koppelwirthschaft, das ist, der Gebrauch eingeführt würde, daß man wechselsweise, nach Verfluß gewisser Jahre, die Wiese zum Acker und den Acker zur Wiese macht. Dieses treibt man in Holstein und

Meklen-

Meklenburg mit grossem Vortheil, und findet, daß eine alte umgebrochene Wiese einen guten Acker, und ein alter Acker eine gute Wiese giebt.

Um sich der Güte dieses Gebrauchs zu belehren, soll mit wenigem die Frage beantwortet werden. —

In welchen Fällen ist es räthlich, den Getraidebau und den Grasbau auf dem nemlichen Stück Landes abzuwechseln, und wie muß dabey nach der Natur und Lage des Landes verfahren werden? —

Die Umwechslung des Gras- und Getraidebaues auf dem nemlichen Feldstücke ist räthlich in folgenden Fällen:

1) Wenn sie für möglich, und ohne zu grossen, den Vortheil aus der vorhergehenden Benutzung des Feldes überwiegenden Aufwand zu bewerkstelligen ist; also da, wo die Strecken so liegen, daß auf der Wiese füglich der Pflug gebraucht, und auf ihr, mit gegründeter Hofnung eines guten Erfolgs, das Getraide, so wie auf dem Acker Gräser und Futtergewächse, gepflanzt werden kann. Läge z. E. die Wiese an einer Anhöhe, oder an einem Berge, und müßte sie mit der Hand zum Fruchtfeld umgearbeitet werden, so würden die Früchten weder Mühe, noch Kosten bezahlen; oder wäre sie sumpfigt, öfteren Ueberschwemmungen ausgesetzt, so machte sie dies wiederum zum Ackerbau untüchtig: ist sie aber nur mit Steinen besteckt, so hindert dieses nicht, aus ihr, mit mäßigen Kosten, einen guten Acker zu ziehen.

2) Wann

2) Wann das mehrere oder mindere Bedürfnis des einen oder des andern, des Grases oder des Getraides, sie erfordert. Dieses Bedürfnis findet da statt,

a) wo wir entweder mehr Aecker als Wiesen, oder mehr Wiesen als Aecker besitzen, als mit dem richtigen Verhältniß in der Landwirthschaft übereinkommt.

Es ist ausgemacht, daß man zur hinlänglichen Düngung eines Guts von 21 Morgen Aecker à 256 Ruthen à 16 Nürnberger Schuhen 15 — 18 Stück Vieh bedarf, welche zu ihrer benöthigten Fütterung 9 etwa 10 Morgen Wiesen erfordern. Bey einer solchen proportionirten Grösse eines Gutes nun würde man nicht wirthschaftlich handeln, so man auch nur einen Morgen Wiesen in einen Acker verwandelte, ohne nicht eben so viel Ackerfeld in Wiesen zu verkehren. Da also, wo dieses Verhältniß fehlet, es sey auf der einen oder der andern Seite, muß es vermittelst der Umänderung hergestellt werden.

b) In dem Falle, in dem die Schweiz und Tyrol sich befinden, wenn nemlich ein Land wegen seiner hohen, grasreichen Gebürge, die es nicht anders benutzen kann, zwar einen starken Viehschlag, aber zugleich Mangel an Aeckern, und folglich auch an Getraide hat, welches es in einem hohen Preis auf der Axe herbeyführen

ren muß, in einem solchen Falle ist es wohl wahres Bedürfnis, jeden Fleck Wiese, der nur immer zum Ackerbau geschickt ist, dazu umzuwandeln, so wie im Gegentheil das Fruchtfeld in seinem Zustand durchaus zu lassen, und nur darauf bedacht zu seyn, ihm die möglichbeste Fruchtbarkeit zu verschaffen.

c) Geben die zum Wieswachs liegende Strecken einer Gegend schlechtes, ungesundes, oder wenig gutes Gras ab: ist das Ackerfeld eines Dorfes nicht sehr tragbar, mit viel Unkraut bewachsen, zeugt es unter den Früchten viel Trespen u. d. gl.; so entsteht dorten Mangel an Futter, und hier Mangel an Getraide, und aus diesem zugleich die Nothwendigkeit, eine Abänderung vorzunehmen.

3) Wenn ein Feld die zum Wachsthum dieser oder jener Pflanze erforderliche Bestandtheile in hinlänglichen Graden nicht mehr enthält, so muß es mit einer andern Sorte Gewächse bepflanzt, oder bebauet werden. Den zu diesem Wechsel schicklichen Zeitpunkt erkennet man daraus, wann die auf einem Stück Landes bisher gebaute, oder von selbst wachsende Pflanze nicht mehr vollkommen gedeihet, sondern in ihrer Güte immer mehr stufenweise abnimmt. Dieses aber geschiehet überall da, wo man auf einem und eben demselben Boden einerley Gewächs mehrere Jahre unmittelbar nach-

nacheinander erziehen will, und zwar vermöge des durch die Erfahrung bestätigten Grundsatzes, daß jede Pflanze, jedes Gewächs, seine besondere eigenthümliche Bestandtheilgen in dem Erdreiche zwar habe, solche aber endlich erschöpfe und gänzlich an sich ziehe, wenn es lange nacheinander auf einem Fleck, ohne solchem Zeit zur Einsammlung neuer Kräften für diese bestimmte Pflanze zu lassen, seine Nahrung suchen muß.

Würde man demnach auf diesen Fleck zur rechten Zeit eine andere Pflanze bringen, so würde sie das ihrige auch finden, heranwachsen, und so lange gedeihen, als sie in der Erde, worauf sie stehet, Vorrath zu ihrer Erhaltung antrift. Ihre Abnahme würde dann ein Wink seyn, daß jeßt die dritte ihre Stelle einnehmen solle. —

So fordert die Natur selbst zum Wechsel auf, und nach ihren unveränderlicheu Gesetzen ist eben dieser beständige Wechsel aller Dinge dieser Welt das, was die Geschöpfe, die leblose sowohl, als die lebendige, in ihrem Bestehen erhält! —

Man könnte sagen: durch den Dung, die Luftsalze und Oele, durch die Zufuhr der Verbesserungserden u. d. gl. werde dem Boden der Abgang der Nahrungstheilgen wieder ersetzt, und er damit zum fortdauernden vortheilhaften Anbau einer und eben derselben Pflanze tüchtig erhalten! —

In

In allem Betracht freilich wird die Fruchtbarkeit des Erdreichs durch solche Verbesserungsmittel erhalten und befördert; allein seine Fruchtbarkeit mehr im Ganzen, als im Einzelen, welch leztem die Abwechslung jederzeit ein Haupterforderniß bleibt.

Man sehe, um sich hievon zu überzeugen, auf die Erfahrung. Der Leinsamen z. B. zweymal nacheinander auf ein Land, in einem Sommer aufgesäet, kaimet bey der zwoten Aufsäung kaum mehr, geschweige, daß er schön aufwachse.

Pflanzet man mehrere Jahre nach einander Kohlraben uud Wörsching auf ein und dasselbe Beet, so welken sie endlich vor der Zeit, sterben ab und faulen; siehet man an der Wurzel nach, so findet man Knollen, widernatürliche Gewächse, worinnen sich Würmer und allerhand Insekten aufhalten.

Man versuche es, bearbeite, überdünge ein solches Beet, wie man will, und die Pflanzen werden doch nicht mehr vollkommen gedeihen. Der Kohlrabe und dem Wörsching zu rathen, ist ein anderes Hülfsmittel nicht übrig, als die Abwechslung auf den Beeten. Setzet diese Pflanzen auf Beete, die etliche Jahre andere Gartengemüse getragen haben, bringt sie dann nach 2. 3 Jahren wieder auf den Platz, wo sie vormals versagten, so werdet ihr ihnen auf etliche Jahre wieder den besten Wuchs verschaffen. —

So wie da, so ist auch bey Aeckern und Wiesen die Abänderung eine ganz natürliche Pflicht derjenigen, die die Landwirthschaft gründlich und mit Vortheil zu treiben gedenken. Und diejenige, welche hierauf bedacht sind, werden diese Abwechslung nicht so lange aufschieben, bis sie erst eine merkliche Abnahme der Fruchtbarkeit ihrer Wiesen oder Aecker dazu auffordert, sondern solche zuvor schon, zur schicklichen Zeit und auf dazu tauglichen Feldungen, immer von Jahren zu Jahren vornehmen, und dann auch davon, bey einer rechten Behandlung der Sache, sichtbaren Vortheil erhalten. —

Wird, wie schon gesagt ist, die sumpfigte und die am Berge liegende Wiese von der Verwandlung ausgenommen, so kann ein jedes übrige, von welcher Beschaffeuheit sie auch sey, in Aecker, und ein jeder Acker kann, und zwar mit Nutzen, in Wiesen verkehrt werden. Ist das Erdreich von Natur gut, nicht zu schwer und nicht zu leicht, so ist alle Abänderung ohnedem reiner Gewinn; diesem Grunde sind alle Aussaaten willkommen, und bey veränderter Anpflanzung gibt er alles, mit fortdaurender Fruchtbarkeit, in vielfachem Maase wieder zurück. —

Ist das Land, es sey Wiese oder Acker, zu schwer, so wird jene durch das Umackern locker, durch das Unterpflügen der Gräser und ihrer Wurzeln mürbe und fett, und erhält hiemit den zum Getraidebau tüchtigsten Boden: Bey

diesem,

diesem, dem Acker, verhält es sich eben so, da er gleichfalls durch das Umbrechen mehrere Lockerheit gewinnet, durch den einige Jahre fortdauernden Klee- und Grasbau, der auf ihm nie versaget, eine mildere Natur annimmt, und so in der Folge wieder ein ungleich mehr ergiebiger Acker wird. —

Ist das Grundstück als Acker zu leicht, so kommen doch auf ihme, als Wiese benutzet, die Grassorten und fast alle Kleearten fort; und beführt man es noch beym Umbrechen, welches eine schickliche Veranlassung dazu ist, mit Mergel, so wird ihm damit auf immer, wie man es auch in Zukunft gebrauchen mag, die gehörige Schwere gegeben. —

Aus allem diesem ergiebt sich, daß es in den gesetzten Fällen, und unter der bemeldten Einschränkung, allezeit von dem besten und sichersten Erfolge sey, wann man die Grundstücke bald in Wiesen, bald wieder in Aecker verwandelt. Und wie wäre nun hiebey nach der Natur und Lage des Landes zu verfahren? — So:

Der Landmann theilt z. B. dieses Jahr 1784 gegen den Herbst sein ganzes Feld, Aecker und Wiesen, also alles, so zur Verwandlung ein natürliches Geschick hat, in vier gleiche Theile ab; $\frac{1}{4}$tel besäet er mit Korn, und $\frac{1}{4}$tel, im angehenden Frühling, mit Haber und andern Sommerfrüchten, welche er noch, wann sie handlang gewachsen sind, mit dreyblätterig-

tem Klee, der keines Untereggens bedarf, besprenget; das dritte Viertel bepflanzt er mit lauter Kartoffeln und Burgunderrüben, wobey er auf folgende Art verfährt:

Gleich noch im Herbste stürzet er das Feld, in etwa der Mitte des Aprils führt er den Mist auf, breitet ihn, zieht dann am Ende des Ackers die ersten Furchen, legt in die dritte Furche Kartoffeln, läßt hierauf vier Furchen leer, besteckt die fünfte abermal mit Kartoffeln, und fährt so fort bis zum Ende. Sind diese Kartoffeln, oder Erdbirn, einer Hand hoch gewachsen, so fährt er mit einem Ochsen oder Pferd, das zwischen jeder Zeile Raum zum Gehen hat, auf den Acker, schlägt von den vier leeren Furchen zwo auf diese, zwo auf jene Seite der Erdbirne, und häufelt sie so; um Bartholomäi schneidet er, so er will, wiewohl es nicht zum Besten für die Wurzel ist, das Kraut zu einer herrlichen und gesunden Fütterung für sein Vieh ab, nimmt die Kartoffeln, wenn sie reif sind, heraus, wird mit diesem bis zur Zeit der Saat fertig, stürzt den Acker herum, und säet nun sein Getraide. Eine vielfache Erfahrung bürgt dafür, daß ein Land so genutzet, heuer mit Kartoffeln, und dann künftig mit Korn oder Gersten bebauet, jederzeit in einem sehr hohen Grade ergiebig sey, welches man leicht daraus abnehmen kann, da es auf diese Art ein- oder zweymal mehr, als bey der gemeinen Behandlung geschiehet, umgearbeitet wird.

Unterdessen rückt der Herbst 1785 heran. Der Bauer hat nun ¼tel seiner Felder mit Klee, eines mit Kartoffeln und eines mit Getraide bepflanzt: jetzt bricht er seine Wiesen sehr schmal herum, und läßt sie den Winter so ruhen. Im Jahr 1786 besäet er das ferntige Kornfeld mit Haber und zugleich wieder mit Klee, die im Herbst herumgebrochene und im Frühjahr quer über geackerte Wiesen aber besteckt er, nach geschehener mäsiger Düngung, mit Kartoffeln, und so ist sein ganzes Feld durchaus gebauet. 1786 wird das Kartoffelland Kornland, das Kleefeld, welches im Herbste schon umgebrochen wird, Kartoffelfeld, das Kornfeld aber Haber- und Kleefeld, uud das Haberfeld pures Kleefeld.

Hieraus entstehen mancherley Vortheile: 1) Anstatt, daß nach der gewöhnlichen Weise der Wechsel mit den Früchten in drey Jahren geschiehet, geschieht er hier in vier Jahren, und also besser. 2) Wird ein Land, das nichts eintrug, genutzet, und liegt nichts brache. 3) Ist man im Stande, besser zu düngen, da man so mehr Vieh halten kann, weil der Klee mehr abwirft, als die beste Wiese. 4) Man kann sein Feld mit den besten, gesundesten Gräsern und Futterkräutern anpflanzen, und berathet also damit auf immer sein Vieh aufs beste, u. s. w. —

Will man hiewider einwenden, daß es grosse Kosten verursache, alle Jahre Klee zu säen;

 so

so dient zur Antwort, daß man nur das erstemal den Samen zu kaufen habe, und sich ihn dann auf immer ohne Beschwerde selbst ziehen könne.

Man setzt nemlich einen halben Morgen von seinem Kleefelde aus, mäht solchen beym ersten Wuchs ab, läßt vom zweyten Wuchs die Dolten eitigen, schneidet sie, gezeitiget, von dem Grase oben ab, dörrt und drischt sie aus, und bekommt so alljährlich Ueberfluß an Kleesamen. —

Besorget man, das Kleefeld möchte verfrieren, und also aus ihm, wie aus den umgebrochenen Wiesen, die Fütterung entgehen; so kann man dieser Besorgniß vorbeugen, wenn man dreyerley Sorten Klee aussäet, unter welchen der Esparset und Luzerner niemalen, oder wenigstens sehr selten, verfriert. Ueberhaupt darf man im ersten Jahre des Anbaus das Verfrieren des Klee, welcherley Art er sey, nicht befürchten, sondern erst im dritten, vierten Jahre, wann sich die Erde von seinen Wurzeln schon viel abgespühlt, und solche damit blos und dem Frost ausgesetzt, gelegt hat. —

Es kömmt endlich bey dieser Sache darauf noch an, zu wissen, 1) mit welchen Grasarten die in Wiesen zu verwandelnde Aecker, 2) mit welchen Fruchtsorten die in Aecker umzuändernde Wiesen zu besamen seyen? und 3) wie lange mit Vortheil der Acker Wiese, und die Wiese Acker bleibe? —

1) Die

1) Die verschiedene Kleesorten taugen in allem Betracht auf Aecker, die Wiesen werden sollen, am besten; es sey nun, daß man sie samt dem Raygras untereinander gemischt, oder eine jede besonders aufstreue: der Esparset liebt ein schweres, der dreyblätterigte ein leichtes, der Luzernerklee ein mäsig schweres Erdreich, eine jede Art aber findet ihren Tod in feuchten Orten.

2) Ist ein Land sehr gut, so mögte es im ersten und zweyten Jahre für das Korn zu fett seyn; es ist also räthlich, solches anfangs mit Früchten, die viel Saft brauchen, z. B. mit Waizen, Welschkorn, Gersten 2c. zu bebauen. Bey einem mäsig guten Grund kann nach den Kartoffeln das Korn sogleich aufgesäet werden.

3) Man kann die umgerissene Wiese, je nachdem das Erdreich gut ist, 3—4 Jahr ohne allen Dung mit Früchten anbauen; so bald aber eine Abnahme der Fruchtbarkeit sich zeiget, ist es rathsam, Dung aufzuführen, Kleesamen und darunter Haber, den man grün, oder gezeitigt, abnehmen kann, in geringem Maas aufzustreuen. Man hat hiebey hauptsächlich auf seine Kleeäcker zu sehen. Wie man siehet, daß der Acker, als Kleewiese versaget, so wird auch auf der Wiese, als Acker, das Getraide versagen. Ist man also genöthiget, frischen Klee zu bauen, so wird das Feld, worauf er bisher wuchs, wieder Ackerfeld, und so umgekehrt das bisherige Ackerfeld Kleefeld. Blei-

ben die Wiesen sechs Jahr lang Wiesen, bricht man sie hierauf, und zwar alle Jahre so viel von ihnen, als nöthig ist, um in 6—9 Jahren auf seinem Gute herumzukommen, um; so wird dieses wohl die beste Methode seyn. —

Genug, wie die Fruchtbarkeit der Felder für dieses Gewächs abnimmt, so nimmt die Fruchtbarkeit derselben für ein anderes Gewächs, es sey Getraide oder Gras, wieder zu, und aus allem ist einleuchtend, daß es nicht nur überhaupt für die Landwirthschaft zuträglich sey, den Getraidebau und den Grasbau auf dem nemlichen Stücke Landes abzuwechseln, sondern auch, daß damit insbesondere zum Besten des Viehstandes dem Mangel an natürlichen Wiesen nützlichst abgeholfen werden könne. —

Da, wo dieser Wechsel und überall eine Erhöhung des Wieswachses vermittelst der Kunst nicht Statt findet, muß man auf ein Surrogatum der abgehenden Wiesen bedacht seyn. Am Rhein in der Pfalz, und in mehreren Gegenden, wo es wenig Wiesen hat, bekommt das Rindvieh kein Heu; ehe die erst angeführte Weise, den Klee auf Aeckern zu bauen, entstunde, ersetzte man den Abgang durch weisse Rüben, Turnips und Kartoffeln, und heute noch pflanzt man sie zur Ersparung des langen Futters und zur Ernährung des Viehs mit entschiedenem nützlichem Erfolge.

Die weissen Rüben bauet man so: gleich nach dem Kornschnitte werden sie mit Wicken,

Erbsen

Erbsen und Haber untermischt, auf die gestürzte Stupfeln gesäet. Sind die drey letzten bis zum Blühen erwachsen, so reißt man sie heraus, und füttert sie dem Vieh, alsdann wachsen die Rüben frey. Sind diese etwas erwachsen, so werden sie gehackt, vom Unkraut gesäubert, und die zu dichte gestanden, geläutert; nach vier Wochen werden sie abermals gehackt, am Herbste abgeschnitten, in Löcher, welche Klafter tief auf den Aeckern dazu ausgegraben werden, schichtweis zwischen Stroh gebracht, und Ellen hoch mit Erde bedeckt. Dieser Löcher hat man mehrere; wird eines im Winter geöfnet, so werden daraus alle Rüben auf einmal zu Hause gebracht, verbraucht, und dann wieder eines geöfnet ꝛc.

Der Verbrauch ist der: sie werden ganz klein, zu Lothen am Gewichte gehackt oder zerstossen, unter geschnittenes Stroh gemischt, und so unter das Vieh vertheilet. —

Mit solchen Rüben wird das Rindvieh im Breißgau ohne alle Früchten gemästet. Man zieht dort, wie auch oben gesagt ist, von Zeit zu Zeit die zu nahe stehenden aus, damit die andere desto besser wachsen, und sammlet auch häufig die Blätter von ihnen auf dem Acker; damit füttert man das Vieh lange Zeit gut, und bereitet es zur Mastung, welche erst mit den ausgewachsenen Rüben recht anfängt. Das damit gemästete Vieh giebt vielen und guten Dung, so, wie die Kühe, die mit Rüben und

deren Kraut vorsichtig gefüttert werden, viel Milch und Schmalz liefern. —

Die Turnips, (Dickrübe oder Burgunderrübe) hat noch grösern Nutzen. Sie wird im Maymonat auf einen schweren und fetten Acker, eine von der andern einen oder zween Schuhe weit verpflanzet; so bald ihre Blätter $\frac{3}{4}$ Schuh hoch gewachsen, wird sie behackt, und ihre Wurzel, so viel man nur kann, von der Erde entblößt, dabey zugleich bis auf die drey Herzblätter abgeblattet, und so wiederholt man das Abblatten alle vierzehn Tage oder drey Wochen, wodurch man eine fette und gute Fütterung für das Vieh und die Schweine erhält, bis man die Wurzel selbst, die oft sehr groß wird, zur Sommer- und Winterfütterung gebrauchen kann. Diese Turnips wird nun fast aller Orten morgenweise vortheilhaftest gebaut, und ein Morgen damit bepflanzt, ist mehr werth, als zwey Morgen einer mittelmäsigen Wiese.

Von dem Kartoffelbau ist das benöthigte schon gesagt; das Kraut davon wird zwar, weil es viel Milch giebt, mit Nutzen verfüttert, wenn man es nach Bartholomäi abschneidet, allein das Abschneiden selbst hindert das Fortwachsen der Wurzeln und ist daher nicht sehr räthlich.

Zum Anbau der Kartoffeln taugt beynahe — nasses Sumpfland ausgenommen — alles Feld, am vortreflichsten aber das Sandfeld und der

Neu-

Neubruch; Auch die Seiten ganz steiler Berge können dazu benußt werden.

Nur muß man nicht viele Jahre hintereinander einen und eben denselben Fleck damit bebauen, sondern nach drey, vier Jahren mit Klee, oder sonst etwas, abwechseln. Nicht minder ist es, wie überhaupt bey der Pflanzung eines jeden Gewächses, zu empfehlen, daß man bey ihrer Einlegung immer eine Lage von der andern in die gehörige Entfernung bringe, weil sie, zu nahe an einander gepflanzt, ohnmöglich ihre zum vollkommenen Wachsthum benöthigte Nahrung erhalten können.

Fleißiges Häuflen der Stöcke ist so unumgänglich, als es durch die Erfahrung bestätiget ist, daß ein Morgen mit Erdbirnen, wo jeder Stock wohl gehäuft worden ist, mehr abwirft, als beynahe zwey Morgen, auf welchen diese sorgfältige Aufhäufung der Stöcke unterlassen wurde. —

Um sie desto länger in den Sommer hinein zu erhalten, muß man die Kaime, welche sie im Frühling zu treiben anfangen, einen nach dem andern abbrechen, und diese Arbeit dann noch ein paarmal wiederholen, wodurch man sie bis über den August hinaus ganz brauchbar zu erhalten vermag.

Das Verfrieren hindert ihren Verbrauch nicht, so man sie nur gleich darauf siedet, und so dem Vieh, hauptsächlich den Schweinen, verfüttert;

füttert; auch zum Brodbacken taugen sie bey ähnlichem Verfahren noch. —

Der Ausartung der Erdbirnen, worüber gegenwärtig so sehr geklagt wird, beuget man durch folgende Mittel vor:

1) Man nehme zum Ausstecken grosse, wenigstens mittlere Erdbirnen, und sey bedacht, sich selbst wieder eine gute Art zu ziehen, indem man aus den Samenäpfelgen der guten Stöcke, die oben am Stengel sitzen, so bald sie weiß sind, den Samen, wie aus den Kukumern, sammlet, solchen im Frühling säet, die hievon erzeugte Erdbirnen, welche die Gröse einer Haselnuß, ja Baumnuß bekommen, im Herbste einheimset, und im folgenden Frühling aussteckt.

2) Man dünge das Erdbirnenland hinlänglich, und warte der Stöcke durch fleißige Bearbeitung gehörig.

3) Man baue die Erdbirnen nicht viele Jahre hintereinander auf einem Platz, stecke sie, wie schon gesagt ist, nicht zu enge, und lege sie, so bald als es seyn kann, ein, damit sie Zeit haben, vollkommen zu werden. —

Noch einmal! In einer Oekonomie beruhet beynahe alles darauf, daß man genugsame und gute Fütterung habe; aus ihr entstehet der Viehstand, aus diesem der Dung, hieraus die Fettigkeit des Feldes, und aus dieser die Menge aller und jeder natürlichen Gewächse, welche eben

eben den Reichthum eines Landes ausmachen. Welchen Werth haben demnach die Wiesen, und wie nothwendig ist in deren Ermanglung der Anbau solcher Gewächse, welche ihren Abgang einigermassen zu ersetzen vermögen! —

Hiezu gehört unstrittig auch das Gemenge, oder wie man es sonsten heißt, das Gemäsche, welches der Aufmerksamkeit des Landwirths allerdings würdig ist, und daher auch eine nähere Beleuchtung verdient.

Aus der grünen Fütterung erwartet man billig im Sommer den grösten Nutzen für das Rindvieh und sonderlich für die Kühe; und zu dieser grünen Fütterung rechnet man das Gemenge, oder Gemäsche, welches aus mehrern verschiedenen Fruchtsorten, als Haber, Roggen, Erbsen, Wicken, u. d. gl. bestehet, deren Samen untereinander gemischt ausgestreut wird, um sie, wann sie etwas erwachsen sind, abzugrasen und grün zu verfüttern. —

Ehe der Kleebau eingeführt ward, war das Gemenge dem Bauern fast ohnentbehrlich, und daher auch allgemeine Sache; jezt aber scheint es, da der Klee grün und dürre, und zwar in jedem Falle gleich gute Fütterung in Menge giebt, man solche auch durch ihn mit weniger Arbeit und Aufwand erhält, seinen Werth zu verlieren, und nicht mehr so häufig angebaut zu werden. — Der Gemengebau zwar ist, gegen den Kleebau betrachtet, nicht deswegen ver-

werf-

werflich, als wenn man hiebey eine fettere Fütterung erhielte, als dorten; einiges Gemenge, als das von Haber, Wicken, Erbsen, geht dem Klee an Güte und Fettigkeit voran; aber dessen ohngeachtet mögte der Kleebau doch aus folgenden Ursachen den Vorzug verdienen:

1) Das Gemenge, nnr etwas hoch aufgewachsen, legt sich bey regnerischer Witterung gar bald, faulet so, und wird dann von dem Viehe nicht mehr gern gefressen, vielmehr in die Streue getreten. 2) Die meisten Arten desselben, als: Erbsen, Wicken, Linsen, können nur einmal abgemähet werden, und geben also nicht gar viel, wenigstens nicht so viel, als der Klee, aus. 3) Man mag es entweder auf das Brachfeld, so auf den nächsten Herbst mit Wintergetraide besamt wird, oder auf das um Jacobi abgeerndete Stupfelfeld säen, so ist es in beeden Fällen nachtheilig.

Im ersten Fall mag man den Acker, nachdem er abgemäht ist, düngen und bauen, wie man will; so wird doch auf ihm auf den nächsten Sommer die Getraideerndte nicht sehr ergiebig seyn, und das Sprüchwort des Bauern — da, wo man jetzt Gemäsch abschneidet und füttert, schneidet und füttert man Getraide — ziemlich eintreffen. Im andern Fall verhält es sich nicht viel anders; die ausgesäeten Sommerfrüchten leiden sicher eine Abnahme, und man dürfte diese vielleicht bey der folgenden Wintereinsaat noch fühlen. 4) Der zum Gemenge aus-

auszustreuende Same ist etwas kostbar und könnte, wo man ihn nicht hierauf verwendete, zu anderen Absichten, zur Fütterung, Mastung u. d. gl. genutzt werden. — Erwäget man hingegen den Klee, der leicht zu ziehen, und nur alle drey Jahre, bey einigem, dem Lucerner und Esparset, nur alle 20—30 Jahre, frisch anzusäen ist, — der für Rinder, Pferde, Schafe und Schweine eine gute Fütterung giebt, — der, wie tausend Erfahrungen bezeugen, die Felder nicht aussauget, vielmehr bessert, — der endlich nicht nur grün allein, wie das Gemenge, sondern auch zu Heu gedörrt, gebraucht werden kann; so spricht fast alles für dessen Vorzug. Indessen können doch Fälle kommen, wo dem Landmann der Anbau des Gemengs zuträglicher dünkt und auch wirklich ist, oder er kann auch beedes zugleich, dieses und den Klee, auf verschiedenen Feldern anbauen, und da entstehet die Frage, — wenn man Gemenge irgendwo ansäen will, welche Art, das ist, von welchen Sorten, ob Gerste, Haber, Erbsen, Linsen, Wicken, rc. die beste und nützlichste sey? — Da, wie die Natur der Sache und die Erfahrung lehret, die zu Blättern aufgewachsene Samen, die Halme, die Ranken aller und jeder Getraidesorten, so lange sie ihre Körner noch nicht ausgeschoben, also ihre Kraft noch in sich selbst haben, fett, und in diesem Betracht zur Fütterung gut und erwünscht sind; so kann man solches auch von dem genannten Gemäsche, so aus Haber, Erbsen,

sen, Wicken, Linsen, angesäet und verfüttert wird, im Allgemeinen zwar behaupten, dabey aber doch, auf jede Art besonders gesehen, den Vorzug des einen vor der andern nicht läugnen. —

Der Bauer hat einen Handgrif, sich wohlfeiles Gemenge auf den Herbst zu verschaffen, und er ist dieser: Sieht er, daß auf seinem Acker viel Roggen von Sturmwinden oder andern Ursachen ausgefallen ist; so säet er noch etwas Erbsen oder Wicken darunter, stürzt seinen Acker flach um, und gewinnt so das wieder, was ihm schien zu entgehen. So verfährt er auch bey der Wintergerste, welche noch ehe zeitiget, als der Roggen. — Anderes Gemenge, so er aus dem Vorrath seiner Körner, aussäet, kommt ihn nun freilich allezeit höher, als jenes; säet er aber solches, so wählt er dazu diejenige Sorte, welche theils im geringsten Preis stehet, theils dem Maas nach nicht zuviel zur Aussaat erfordert, und also niemalen oder gar selten Roggen. —

Das gewöhnlichste Gemenge bestehet aus Erbsen und Wicken, uud man hat auch, diese zwo Sorten dazu zu wählen, hinlänglich gegründete Ursachen; sie können bey angehendem Frühling nicht nur, sondern auch noch spat im Sommer angesäet werden, — ihr frecher Wuchs macht sie zur Fütterung bald brauchbar, — und da das Rindvieh sie gerne frißt, aus ihnen auch Fettigkeit und Milch erhält, so

ziehet

zieht man sie, nicht ohne Grund, andern Schotenfrüchten, sonderlich den Linsen, weit vor. Diese, die Linsen, werden auch zur grünen Fütterung nie, oder wenigstens höchst selten, gesäet, eben weil ihr Gras keinen guten Wuchs hat, kurz bleibt und sehr weniges ausgiebt. Besser dient der Buchwaizen oder das Heidekorn, welches sehr schnell wächst, hohe und starke Stengel treibt, keinen allzuguten Boden fordert, dem Vieh schmackhaft ist, und auf Fettigkeit sowohl, als auf viele und gute Milch wirkt. —

Wenn nun gleich die angeführte Sorten dieses und jenes Gute an sich haben, so mangelt ihnen doch noch eins, nemlich, daß sie, einmal abgeschnitten, kaum wiederum nachschieben, und also das Feld durch sie das zweytemal nicht weiter genutzt werden kann; allerdings ein wichtiger Fehler! —

Diesen Fehler aber hat der Haber nicht; wird er einmal, halb Ellen hoch aufgewachsen, abgemähet, so treibt er auf einem mässig guten Acker allezeit noch einmal und in ungleich grösserer Dichtigkeit nach, so, daß also der Acker zweymal auch dreymal in einem Sommer abgegraset und genutzt werden kann.

Die Gerste und der Haber sind einander hierin zwar gleich; bey all dem aber muß jene diesem in andern Rücksichten weit nachstehen, und

zwar 1) weil ihre Blätter, so sie nur etwas hoch aufgeschossen sind, auf beeden Seiten zu scharfe Enden oder Stacheln haben, wegen welcher sie das Vieh mit Widerwillen angreift, wenn es auch jünger solchen Samen begierigst einfrißt; weil 2) kaum eine Getraidesorte ist, welche weichlicher wäre, als die Gerste. Hat sie nicht ganz erwünschte und angemessene Witterung, ist es nur etwas zu trocken, oder zu naß, zu kalt, oder zu heiß; so stockt sie sogleich, wird gelb, und stehet ab, so, daß man bey der Aussaat eines Gemengs mit Gersten seiner Fütterung nicht ganz versichert ist. —

Der Haber sticht in diesem und in noch mehrerem über die Gerste herfür, — er ist wohlfeiler, — sein Gras, Halmen, Blätter, bleiben immerhin milde, dem Vieh eßbar, sind nie zu jung und nie zu alt, — wie er auf allen Feldungen, guten, schlechten, auch auf dem Sandfelde gedeihet, so achtet er auch die Witterung, Trockne und Nässe nicht, — er steht immer aufrecht, fault nicht wie Erbsen, Wicken ꝛc. und bleibt beständig ein schmackhaftes Futter. —

Die vorzüglichste und beste Ansaat eines Gemenges scheint also nach dem bisherigen diese zu seyn: **wenn man Haber, Erbsen und Wicken untermengt, und sie zusammen untereinander ausstreut.** Die Ursachen hievon sind diese:

1) Alle drey wachsen schnell und behende auf. 2) Alle drey liefern die beste, setteste

und schmackhafteste Fütterung. 3) Der Haber wenigstens wächst nach dem ersten Abgrasen noch einmal und zweymal auf, und kann also doppelt, ja, so er gleich im angehenden Frühling gesäet wird, dreymal, gemäht werden. 4) Durch den Haber wird das, was an den Erbsen und Wicken fehlerhaft ist, gut gemacht, indem sich an seine gerade wachsende Stengel die sonst auf dem Boden kriechende, und da bald faulende Erbsen- und Wickenranken anhängen, und hiedurch der früheren Fäulniß entgehen. —

Dieses Gemenge, im angehenden Frühling aufs Brachfeld gesäet, kann also bis Jacobi zweymal genutzt werden; wird es auf die um Jacobi abgeerndete Stupfelfelder ausgestreut, so dient es noch um und nach Michaelis zur Spatfütterung gar wohl. —

Die Bauern hiesigen Amtes bedienen sich solcher gemischten Ansaat nützlichst: Sie säen sie in den Sommerflur ein, grasen sie, zu einer halben Elle hoch aufgewachsen, nach und nach ab, füttern Mastvieh und Kühe damit, bestreuen nach jedesmaligem Abgrasen eines Stücks solches sogleich mit Gyps, und erhalten in kurzem wieder so viel, als sie das erstemal wegnahmen. Lassen sie aber das Gemäsche länger stehen, so geschieht es gemeiniglich so lang, bis alles anfängt, Schotten und Körner zu gewinnen, und zum theil schon gewonnen hat; hierauf nehmen sie es ab, schneiden es, da es etwas

hart ist, auf der Häckerlingsbank zu einem, auch anderthalb Zoll kurz, schütten es so den Kühen und dem Mastviehe vor, und mästen damit, ohne weiteres, ihre meisten Sommer- und Herbstochsen. Zu Zeiten, sonderlich wenn sie zuviel ausgesäet haben, lassen sie's auch zeitigen, bringen es reif nach Haus, dreschen es aus, und haben an diesen gemischten Körnern, geschroten, oder eingeweicht und gequöllt, die vortreflichste Mastungsfütterung. —

Noch eine Art eines solchen Gemengs ist jetzt Haber, und dreyblätterigter rother Klee, welche beede untereinander gesäet, zu einer überaus vortheilhaften Fütterung dienen. Bald nach Pfingsten schneidet man den Haber ab, und begypst das Feld, worauf in kurzem Haber und Klee untereinander vorzüglich schön wieder aufwächst, und also einen, sowohl der Güte als der Menge nach, zwiefachen Nutzen vom Acker verschaft, der dann folgende zwey Jahre Kleefeld ist.

In Ansehung der Proportion, in welcher diese Sorten des angegebenen Gemenges, das aus Haber, Erbsen und Wicken bestehet, ausgesäet werden sollen, hat man sich folgendes zu merken: Da in allem Betracht der Haber dabey das Vorzüglichste ist, so nimmt man auch von ihm den grösten Theil, und also zwey Drittel, alsdann ein Drittel zu zwey gleichen Theilen, aus Erbsen und Wicken. So mag man es

immer

immer mit dem Gemenge, das im Frühling gesäet wird, halten; will man solches aber erst nach der Wintergetraideerndte säen, so ist Haber und Wicken dazu nicht so geschickt, als die Erbsen, weil diese schneller als jene wachsen, und auch nicht einer so durchaus guten Witterung bedürfen, wie sie. Uebrigens bleibts dabey, daß der Haber, auch in Rücksicht auf die Fütterung, immer den Vorzug verdient. Erbsen, Wicken, dem Vieh allein zu geben, ist gefährlich; sie sind zu fett, werden, in Menge vorgelegt, beym vielen und hurtigen Einfressen unverdaulich, blähen auf, und verursachen, wo nicht schnell Mittel dagegen gebraucht werden, tödtliche Krankheiten, welches, wenn mehr Haber untergemischt ist, wohl höchst selten geschiehet. —

# VI.

# Von der Brache, wie sie zum Besten der Landwirthschaft benutzt werden könne? —

## Etwas von den Schafen.

Die Brache mag ihren Nutzen haben, und dieser mag darinn bestehen, — daß die Erde, während der Brachzeit, von den in der Luft enthaltenen Salzen und brennbaren Wesen geschwängert, daß sie durch das Pflügen locker, und überhaupt zur Nahrung der Pflanzen geschickt gemacht wird, daß auch die in der Erde zurückgebliebene Wurzeln Zeit bekommen, gehörig zu faulen. — Bey allem dem aber ist sie nicht nur nicht unumgänglich nöthig, sondern sie hindert sogar noch die möglichbeste Benutzung der Feldungen, und erzeugt hieraus für das gesammte Wohl eines Staates viele nachtheilige Folgen.

**Die Brache ist nicht unumgänglich nöthig.** Der Erweiß von dieser Behauptung gründet sich sowohl auf die Erfahrung, als auf die Grundsätze der Naturlehre. —

Die Geschichte des Ackerbaues unterrichtet uns, daß schon die Alten ihre Aecker auf eine zwiefache Weise zu benutzen gewohnt waren; davon

davon redet Varro, da er den Unterschied der Bauarten angibt, und sagt: „daß man einige Aecker von gutem Grunde alle Jahre, andere aber nur ein Jahr ums andere auszubauen pflege.“ Man gehe von den Römern zu den Israeliten über, denen Moses das bestimmte Gesetz gab, alle Jahre ihre Felder zu bauen und zu besamen, sie aber nur im siebenden Jahr in so fern ruhen zu lassen, daß sie darauf nicht sammlen sollten, ob sie gleich auch da Früchten auf sich haben würden! Wenn die meisten das letztere wenig oder nicht befolgten, so thaten alle das erstere desto williger, und mit bestem Erfolge. — Kann man nun auch von der Wirklichkeit des alljährlichen Anbaues eines Landes auf die Möglichkeit des alljährlichen Anbaues eines andern nicht so schlechterdings fortschließen, weil die verschiedene Umstände der Länder auch verschiedene Wirkungen herfürbringen; so beruhet doch die Hauptsache auf dem guten und schlechten Erdgrunde, und kann dieser in jenen verwandelt werden, so kann man sich auch von dem von Natur zwar schlechten, durch die Kunst aber verbesserten Lande beynahe den nemlichen Ertrag versprechen, den ein aus sich selbst gutes Land hat. Gesetzt, daß die Ländereyen der Römer, ja sogar, daß die Berge und kahle Felsen der Juden ergiebiger waren, als unsere Ebenen in Teutschland: wird man deswegen die Behauptung, — daß auch diese durch eine gute Bauart eben so fruchtbar, als jene können gemacht werden, — unge-

gründet finden? Wir denken nicht. Die Theorie führe den Beweiß!

1) Alle Körper und Pflanzen bestehen aus Wasser, Salz, Oel und feiner Erde, welche in jeder Pflanzenart in mehrerer und minderer Quantität untereinander gemischt sind, und eben aus dieser ihrer verschiedenen Mischung die Verschiedenheit der Gestalt, Farbe, des Geruchs und Geschmacks der Gewächse erzeugen.

2) Diese Bestandtheile aller körperlichen Wesen gehen, wann sie vorher durch die Gährung aufgelöst und verfeinert worden sind, immer von einem Körper zu dem andern über, und bilden so, durch diese ihre wechselseitige Berührungen und Zusammensetzungen, wieder Körper von anderer Beschaffenheit und Gestalt.

3) Eben diese Bestandtheile werden bey ihrer Auflösung und Verfeinerung flüchtig, und setzen sich sodann entweder in der Erde hin und her an, oder gehen auch in die Luft über, aus welcher sie aber nach und nach wieder auf die Erde herabfallen, und sich endlich mit irgend einem Gewächse zu seinem Wachsthum wieder verbinden.

4) Je mehr nun die Erde solcher Bestandtheile entweder in sich selbst enthält, oder durch die Luft empfängt, desto fruchtbarer ist sie. — So nöthig aber dem Erdreich oder einem Körper eine hinlängliche Dichtigkeit ist, um vermittelst derselben des Ansichziehens sowohl, als des Erhal-

Erhaltens des Angezogenen fähig zu seyn, so nachtheilig ist sie ihm auch, wenn sie sich bey ihm in einem zu hohen Grade vorfindet, weil dadurch das Eindringen des Wassers, Oels, und der übrigen fruchtbarmachenden Theilgen gehindert wird: daher darf seine gemäßigte Lockere, es sey nun, daß sie ihm die Natur oder der Fleiß gebe, nicht vermisset werden.

5) Wenn auf einem Erdgrunde Pflanzen stehen, so ziehen diese die darinn enthaltene und aus der Luft dahin gekommene, für sie gehörige Nahrungsbestandtheile an sich, verbinden sich mit ihnen zu ihrem Wachsthum, und entziehen sie also dem Erdboden, so lange nemlich ihr Leben und Bestehen darauf fortdauert.

6) Diejenige Theilgen, welche die Pflanzen anziehen, sind eigentlich ihre Bestandtheile, und machen die Salze und Oele, oder das eigentliche Pflanzenfett aus; daher ist auch kein Körper zur Düngung im Pflanzenreich so durchaus geschickt, als die Pflanzen selbst, oder die Körper der Thiere, die durch sie genährt und erhalten werden.

Auf diesen, aus der Naturlehre erwiesenen Sätzen beruhet die Möglichkeit der Abschaffung der Brache und einer alljährlichen Benutzung der Ackerfelder. — Beym Ackerbau kommt vor allen Dingen

a) der Erdgrund in Betrachtung, welcher nach 4) weder zu dicht, noch zu locker, weder

zu schwer, noch zu leicht seyn darf. Und daß einem Land diese zum Getraidebau erforderliche Beschaffenheit gegeben werden könne, indem man nemlich das zu schwere mit $\frac{2}{3}$tel zu leichter, und das zu leichte mit $\frac{1}{3}$tel zu schwerer Erde versetzt, ist schon in der IIten Abhandlung gezeigt worden.

b) Ein Feld, welches so seine nöthige Schwere und Lockernheit erhalten hat, muß auch gehörig gebaut und fleißig geackert werden. Wenn es durch das erste in den Stand gesetzt wird, die in der Luft sich befindende Pflanzentheilchen, Wasser, Salze, Oele, welche durch Schnee, Regen und andere Wege herabkommen, hinlänglich anzuziehen, so macht das zweyte, das öftere Herumwerfen, daß das Angezogene in das Erdreich besser und tiefer eindringt, sich an solches fester anhängt, und von da aus den Pflanzen durch ihre Wurzeln häufiger zugeht. — Damit aber ein Feld zur Ernährung seiner auf sich habenden Gewächse zureichend mit den erforderlichen Bestandtheilgen versehen werde; so ist

c) vonnöthen, daß es noch mit andern Körpern gemischt werde, welche entweder für sich dergleichen Bestandtheile enthalten, oder welche solche aus der Luft stärker und reichlicher anziehen, und in sich zur Nahrung für die Pflanzen besser und länger aufbewahren. —

Das letztere thut der Gypsstaub, so wie ein jeder anderer fester oder schwerer Stein, wann

er

er zerstossen und aufgestreut wird. Zu dem ersten aber gehört der Auswurf aller lebender Geschöpfe, und die Pflanzen selbst, welche aufgelöset und vermodert, wieder zur Nahrung anderer Pflanzen dienen.

Diesemnach ist auch das Unkraut einem Acker nicht so schädlich, als man gewöhnlicherweise glaubt, sondern sogar ein brauchbarer Dünger für ihn; zwar zieht es die Bestandtheile aus der Erde an, und saugt sie ein, zugleich aber nimmt es sehr viele unmittelbar aus der Luft, verschließt jene, welche hier ohne durch die Ausdünstungen gröstentheils von selbst entflohen wären, wie diese, welche das Feld ohne es zum theil gar nicht erhalten hätte, in sich, hindert beeder Verkommen, theilt sie dann, wann es untergeackert und zur Gährung gebracht wird, andern aufgesäeten Pflanzen mit, und wird so ein Beförderungsmittel ihres Wachsthums.

Hieraus ist erklärbar, warum ein Feld, mit Gras bewachsen, zwey und mehrere Jahre hindurch, wenn es herumgebrochen wird, ohne allen Dünger in einem hohen Grade tragbar sey, weil nemlich das darauf gestandene Gras gleichsam das Behältnis war, worinn die Pflanzenbestandtheile sich sammelten, und wovon nun wieder andere Gewächse ihre Nahrung erhalten. — Vertilgt man also das Unkraut, so geschiehet es nicht deswegen, als wäre es dem Felde durchaus schädlich, sondern des-

wegen,

wegen, weil es, so es nicht zur Fäulniß gebracht wird, als schon erstarkt, andern aufgesäeten Früchten die Nahrung vorwegnimmt, und also den Samen im Wachsthum zurückhält. Diesemnach ist es nicht unklug gehandelt, wenn man seinen Acker mit Unkrautsamen, der gern früh wächst, besäet, ihn, so dieser aufgewachsen ist, herumwirft, das Unkraut zur Gährung bringt, und das Getraide hierauf ohne allen andern Dung aufsäet. —

d) Endlich, da nach 5) jede Pflanzenart, wie die vielfachste Erfahrung bezeugt, ihre eigenthümliche Nahrungstheile in mehreren und mindern Graden in dem Erdboden nicht nur hat, sondern auch an sich zieht, und sich mit ihnen zu ihrem Wachsthum verbindet; so muß auch beym Anbau der verschiedenen Fruchtsorten so verfahren werden, daß man sie da aufsäet, wo ihre Bestandtheile nicht schon ausgesogen sind. Und da dieses immer da Statt findet, wo sie etliche Jahre hintereinander auf einem und eben dem Felde aufgesäet wurden, so ist nichts natürlicher gedacht, als sich zu entschließen, mit der Aussaat auf den Feldern zu wechseln, und einige Jahre verstreichen zu lassen, ehe man die nemliche Fruchtsorte, die schon ein- oder zweymal auf dem Felde gestanden ist, wieder da anpflanzet.

Diejenige Bauart also, wobey man sich mit gegründetester Wahrscheinlichkeit den sichersten und reichlichsten **Ertrag** des Ackerfeldes

ver-

⊙

| | 1stes Viertel. | |
|---|---|---|
| 1stes Jahr. | Klee. | , oder<br>zen.<br>el.<br>en.<br>ten.<br>n.<br>n ꝛc. ꝛc. |
| 2tes Jahr. | Kartoffeln.<br>Turnips.<br>Weisse Rüben.<br>Sommerreps. | |
| 3tes Jahr. | Winter- { Roggen. Dinkel. Waizen. Gersten. Rübsamen. | S |
| 4tes Jahr. | Klee mit Haber, oder<br>mit { Roggen. Dinkel. Waizen.<br>Sommer- { Gersten. Erbsen. Linsen ꝛc. ꝛc. | gen.<br>kel.<br>izen.<br>sten. |

Anmerkung. Es ist eben nic Feld in mehrere, etwa 6 wird.

versprechen kann, ist begreiflich die beste; Jenes, den sichersten Ertrag, darf man mit Recht da hoffen, wo die bisher angezeigte Vorschriften beobachtet werden; dieses aber, den reichlichsten Ertrag nicht da, — wo man von seinem Felde jedes Jahr nur zwey Theile benutzet, den dritten aber zur Zubereitung auf die Saat des Wintergetraides brache liegen läßt, — sondern da, — wo auch dieser dritte Theil besäet und beerndet, und dabey doch zugleich zur Wintersaat tüchtig gemacht wird. — Es kann solches geschehen, und damit der Ertrag des Feldbaues um $\frac{1}{3}$tel erhöhet werden, wenn der Landmann sein Gut in vier gleiche Theile abtheilet, und hienach die, in anliegender Tabelle beschriebene Bauart beliebet: ⊙

Es wird vorausgesetzt, daß man, um nach dieser Methode mit Nutzen zu verfahren, die Aecker durch die Mischung der Erdreiche in den Stand gesetzt habe, die Nahrungstheile der Pflanzen in reicherm Maas empfangen, in sich verwahren, und den Gewächsen übergeben zu können. Man hat dabey auch dies zu beobachten, daß man das Gemäsch, welches auf das 4te Viertel zu stehen kommt, nach und nach, von 14 Tagen zu 14 Tagen säe, um beständig frische Fütterung für sein Vieh zu haben, und wie man solches nach und nach abgraset, so muß auch die Stelle von 14 Tagen zu 14 Tagen mit Mist befahren, herumgeackert, und zur Wintersaat zubereitet werden. —

Das

Das Kleeviertel wird alle Herbst herumgeworfen, und wie an dem nemlichen Herbst dahin, wo Turnips, Kartoffeln und dergleichen stund, Wintergetraid gesäet wird, so werden im kommenden Frühling auf dieses im Herbst herumgeworfene Kleeviertel wieder Kartoffeln, Frühgersten, Buchwaizen, u. d. gl. gebaut. Bey diesem Verfahren kann das Feld zur Wintersaat vollkommen bearbeitet werden: Die Kartoffeln, Turnips werden den Sommer hindurch zweymal behackt, und das geschiehet beym Herausnehmen, vor Michaelis, also zur rechten Saatzeit nochmals, und dann wird der Acker zur Saat geackert. Ein Feld, so oft bearbeitet, ist gewiß besser, als bey der gewöhnlichen Bauart. Unter dem Buchwaizen, Frühgerste, kann man zwar nicht arbeiten, aber, da diese Fruchtsorten bald zeitigen, und vom Felde kommen, so kann der Acker bis zur Saatzeit hinlänglich noch herumgeworfen werden. —

So fährt man dann nach der Tabelle alle Jahre fort, und dünget nach Belieben ein oder zwey Viertel. Ein Feld, so gebauet und behandelt, ist auf allen Seiten und in jeder Absicht am besten benutzt. Selbst die nöthige Lockernheit und Schwere wird theils durch das jedesmal wiederholte Aufreissen des Kleeackers, theils durch das Unterackern der darinn enthaltenen Graswurzeln erhalten und befördert, so, daß dadurch selbst die Mergel- und Sandauffuhren entbehrlich werden. Man wird es allenthalben wahr-

wahrnehmen, daß ein neugerissenes Wiesenfeld, es sey von leichtem oder schwerem Erdgrunde, immer die zum Wachsthum der Früchten erforderliche Beschaffenheit enthält. —

Die Brache also ist nicht nur nicht nöthig, sondern sie hindert auch die möglichste Benutzung des Erdreichs, und überhaupt die Erhaltung vieler anderer Vortheile. — 1) So lange man das Feld, nach der gewohnten Weise, nur in drey Fluren abtheilet, so lange ist man nicht im Stande, die so nothwendige Umwechslung der Ansäung der Getraidesorten so zu beobachten, wie da, wo das Feld in vier Theile abgetheilt ist. Durch das letzte gewinnt man ein Jahr, und das macht hiebey schon ein nicht geringes aus; dann je seltener einerley Fruchtsorte auf einen und eben den Acker gesäet wird, je mehr müssen sich indessen da ihre Bestandtheile ansammlen, und je besser muß sie also, so sie wieder dahin kommt, gedeihen.

2) Wenn ein Drittel des Feldes mit Winterfrüchten angebaut wird, so erhält man zwar mehr an solchen Früchten, als wenn damit nur ein Viertel eingesäet wird; allein, was daran abgehet, wird durch den Anbau der Sommerfrüchten, des Sommerroggen, Dinkels und Waizen, und anderer Getraidearten, in reicherem Maas wieder ersetzt, indeme nun mit diesen und jenen Fruchtarten nicht nur das Drittel, sondern die Hälfte des Gutes bepflanzt ist: und,

und, da die andere Hälfte Haber rc. und Klee befruchten, so muß diese Benutzung der Felder ganz natürlich mehr Gewinn abwerfen, als die gewöhnliche.

3) Ein Viertel zu düngen, erfordert allezeit weniger Mist, als wenn man ein Drittel damit versehen muß; hernach verspricht diese angegebene Feldbauart auch in Absicht auf den Dung ihre Vortheile; ja, wenn man auch 2—3 Viertel düngen wollte, so kann solches jetzt mit leichterer Mühe geschehen, als vormals bey einem Drittel des Feldes. —

Man setze, daß das Gut aus 21 Morgen Ackerfeld bestehe, so machen je $5\frac{1}{4}$tel Morgen ein Viertel aus, welches also mit Klee besäet wäre. Aus erprobten, fortdauernden Versuchen nun kann man Sommers hindurch von einem Morgen Kleeacker zu 256 Ruthen wohl 8 bis 10 Stücke Vieh füttern; man nehme aber nur 5 Stücke an, so erhält man somit, zumalen, da die Blätter von den Burgunderrüben noch hinzukommen, Sommerfütterung für 26 Stücke Vieh, welche man Winters mit seinem Wiesenfutter, Kartoffeln, Turnips und anderem im Vollauf zu ernähren im Stande ist.

Auf einem solchen Hofe von 21 Morgen Aecker, 9 Morgen Wiesen, können bey der gewöhnlichen Bauart kaum 8, höchstens 9 Stücke Vieh erhalten und durchs ganze Jahr gefüttert werden; da man aber bey der vorgeschlagenen

Methode beynahe noch zweymal mehr zu halten vermag, so muß man auch von dem abfallenden Dunge noch zweymal mehr Feld, und also, anstatt eines Drittels, zwey bis drey Drittel düngen können. —

Es ist dieses um so leichter, da ein herumgebrochenes Kleestück sich allemal selbst dünget, und des Mistes fast gar nicht bedarf; dann die Kleestöcke, welche nicht nur aus der Erde, sondern auch aus der Luft, die Pflanzenbestandtheilgen ansogen, und sie besser, als das sie stets wieder ausdünstende Erdreich in sich verschlossen, geben sie ihm, wann sie gähren und faulen, in vermehrter Anzahl wieder zurück, und sind demnach ein zuverläßiges Beförderungsmittel seiner Fruchtbarkeit. — Die Brache aber zernichtet alle diese Vortheile, stehet dem mehreren Anbau des Klees, folglich der Erhöhung des Viehstandes, der Vermehrung des Düngers, und damit auch der Verbesserung der Aecker entgegen, welches alles durch die entgegengesetzte angerathene Behandlung der Feldungen sicher gewonnen wird.

4) Diese Bauart mag mehr Arbeit verursachen, allein eben damit finden auch mehrere Menschen ihre Nahrung, und unter den Vorschlägen, die auf die Bevölkerung eines Staates abzwecken, ist gewiß dieser, daß man so, wie gesagt ist, seine Feldungen bauen soll, einer der tauglichsten. Wird alle Jahre alles Ackerfeld benutzet, so erhält man ein Drittel Ge-

traide mehr, und so kann auch noch ein Drittel Menschen mehr davon leben und satt haben. —

Die Hauptursache, warum die Brache bisher in den meisten Landen noch beybehalten und begünstiget wird, ist wohl die Waide der Schafe. Wo nähren sich diese, sagt man, wenn alles und jedes Ackerfeld durchaus angepflanzt ist? — Da, könnte man überhaupt antworten, wo Menschenhände nichts zu säen und zu erndten vermögen; hätte man aber in einem Lande keine dergleichen unbebaubare Strecken, — wäre dann der Verlust so groß, so man sie durchgängig daraus verwiese, oder — wäre es nicht immer zuträglicher, wenn man für sie einige Stücke mit Klee besonders ansäete, und damit zu Hause fütterte? — Allerdings, so es anders wahr ist, daß der grösere Gewinn dem kleinern vorgezogen zu werden verdiene. 100 Morgen Brachäcker ernähren keine 100 Schafe, und gesetzt, sie werden da ernährt, und jedes Stück werfe jährlich 2 fl. ab, so ist dieser Gewinn fast wie nichts zu rechnen gegen dem, der daraus entspringt, wenn man diese 100 Morgen mit Klee beblümt, und damit Sommers und Winters wenigstens 200 Stück Rindvieh ernährt, welche, da man, auf alle Fälle gesehen, den Gewinn von jedem Stück auf 5 fl. ansetzen darf, 1000 fl. reinen Ertrag jährlich sicher abwerfen. Und wie ungleich gröser noch ist der Vortheil, so eben diese 100 Morgen als Getraideäcker benutzt werden? —

Man

Man darf keck annehmen, daß ein Morgen 25 Neunling erträget, und also hundert Morgen zweytausend fünfhundert Neunling. Man rechne den Neunling nur zu einem Gulden, so ist der Ertrag 2500 fl. —

Jedoch, man setze alles dieses beyseite, bringe den, wiewohl sehr beträchtlichen, Vortheil aus dem Anbau der Brache gar nicht in Anschlag, und behalte auch selbst die Brache immerhin bey; so verlieren doch immerhin die Aecker sowohl, als die Wiesen, durch den Uebertrieb der Schafe, wenn diese auch nur zu gewissen Zeiten, wann die Frucht und das Gras schon eingeheimset ist, darauf waiden dürfen. Alles nemlich, wie schon erwähnt wurde, was auf Aeckern und Wiesen an Gras, Früchten und Unkraut herfürwächst, erhält seine Nahrungstheile, wie aus der Luft, so auch aus eben diesen Aeckern und Wiesen; verfaulet es nachher auf solchen, so erhält darauf der Boden das, was er gab, unmittelbar wieder, wird es aber von ihm weggenommen, und verfüttert, so kehrt es doch mittelbar durch den Dung in ihn zurück. Man lasse aber nun eine Heerde Schafe da waiden, die wachsende Graskeime oder das Unkraut hinwegfressen und im Dunge nimmermehr hertragen, muß nicht dadurch den Aeckern und Wiesen von ihren Kräften zum Frucht- und Graswuchse sehr vieles entgehen? Allerdings, da es augenscheinlicher Dung für die Feldungen ist, wenn das, was

auf ihnen wächst, durch den Pflug untergeackert, zur Gährung gebracht wird, und darauf verfaulet: haben ja deswegen die alten und jetzt die neuern Oekonomen schon lange mit aufgesäeten Erbsen, Wicken, u. d. gl. die sie nach dem Aufwuchse wieder unteracker ten, ganz alleine gedüngt. Und eben hiezu taugt auch das für sich auf dem Acker wachsende Unkraut bestens.—

Es entstehet hiebey nur die Frage: Ist der Bauer berechtiget, seine Felder, wann er von ihnen sein Wintergetraide nach Hause hat, wieder umzustürzen, sie mit anderem Samen, mit Flachs, Rüben, Klee, Gemäsche u. d. gl. noch einmal anzusäen, und also die Brache ganz nach seinem Belieben zu benutzen? Oder aber, — hat der Schäfer das Recht, dem Bauern dieses Verfahren zu verwehren, und im Falle, daß er doch dabey verbleibt, die angeblümte Brachäcker abwaiden zu lassen? —

Wenn dasjenige, was gröseren Nutzen abwirft, den natürlichen Vorzug hat vor dem, was minder einträglich und vortheilhaft ist; so entscheidet sich die Frage von selbsten zum Besten des Bauern, und zwar um so mehr, wenn man folgendes in Erwägung zieht:

1) Es ist die allgemeine Regel und das überall geltende Recht der natürlichen Freyheit: sein Eigenthum nach eigenem Gefallen, ohne Einrede eines andern zu nutzen, und daraus so viel zu ziehen, als man vermag. Zumalen, wenn

2) der allgemeine Vortheil des Staates, welcher dem Gewinn einzelner Personen allezeit vorgehet, in gleichem Verhältniß damit verbunden ist. Nichts aber ist klarer, als dies, daß die Sache eines ganzen Landes, und der Vortheil aus dem Anbau der Feldungen weit wichtiger sey, als der Gewinn des Schäfers, dessen Schafe jenes bey weitem nicht eintragen. Und sollte

3) auch die ganze Sache auf dem Zweifel beruhen, sollten Gesetze und verjährte Gewohnheiten miteinander im Widerspruche stehen; so hat man doch immer, der Billigkeit, wie der Gerechtigkeit nach, ehe für den Bauern, den eigenthümlichen Besitzer der Feldungen, als für den Schäfer zu sprechen, wenn man anders jenem die Freyheit seines Eigenthums nicht widerrechtlich entziehen will.

Man wendet nun freilich gegen dieses alles ein: es haben doch die Schäfer ein bestimmtes und ausdrücklich niedergeschriebenes Recht, die abgeerndete Aecker und Wiesen zu betreiben und abzuwaiden. — Sey es! aber viele dergleichen Waidebriefe wird man wohl nirgendswo aufweisen, und man weise sie auch auf, so besagen sie weiter nichts als dies, daß der Schäfer befugt sey abgeerndete, leere Felder mit seiner Heerde zu befahren.

Wie aber? wenn der Bauer nicht mehr die abgeerndete Aecker leer lässet, sondern sie sogleich

wieder anbauet, so findet doch wohl keine Brache, und folglich auch kein Schaftrieb mehr Statt. — Allein eben diesen Anbau der Brachäcker will man dem Bauern verwehren, und zwar a) weil der Schäfer nicht nur überhaupt das Recht habe, die Brache zu betreiben, sondern auch b) weil er von jeher dieselbe überall, wo sie gehalten wurde, würklich betrieben habe.

Auf das erste wird geantwortet: Jede Obrigkeit, die das Recht hat, einen Galgen zu haben, hat auch das Recht die Diebe ihres Landes zu hängen. Folgt aber hieraus: also müssen im Lande Diebe zum Hängen sich fürfinden? O nein! und eben so wenig folgt es: der Schäfer hat das Recht, die Brache im Lande zu betreiben — also muß im Lande Brache gehalten werden. Auf das zweyte: Gesetzt, der Schäfer habe von jeher die leergelassene Aecker da betrieben, wo der Bauer seine Brache nicht angeblümt hat; was beweiset solches gegen das Recht des letzten, — sein Eigenthum nach Gefallen behandeln zu dürfen? — Weiter nichts, als daß er, der Bauer, bisher seinen Vortheil nicht recht verstanden, und dem Schäfer etwas eingeräumt habe, das er, sobald es ihm beliebt, wieder zurücknehmen und für sich verwenden kann.

Wenn aber nun alle diese Schlüsse als ungültig geachtet würden, und es gäbe hie und da noch ein bestimmtes Gesetz, kraft dessen der Anbau der Brache ausdrücklich verbotten, oder

wenig-

wenigstens dem Schäfer der Trieb darauf erlaubt wäre; was müßte in diesem Falle, der freilich an vielen Orten noch Statt findet, der Oekonom zum Besten der Herrschaften sowohl, als der Unterthanen wohl rathen? —

Die Schäfereyen mögen immerhin eine nützliche und einträgliche Sache seyn; bey allem dem aber läßt es sich mit den besten Gründen behaupten, daß der Gewinn, den sie abwerfen, bey weitem durch den Schaden überwogen werde, welcher aus ihnen dann erwächst, wann durch sie der Landmann gehindert wird, seine Brache anzubauen, seinen abgeerndeten Winterflur zu sömmern, und ihn zur Gerste, oder zu einer andern Fruchtsorte, auf kommendes Jahr durch das frühe Umstürzen zuzubereiten. Ja, nützten die Bauern dieses Feld auch nur zu Klee allein, so entstünde hieraus schon ein überwiegender Vortheil. — Nebst dem, daß ein Morgen mit Klee, zu dreymalen abgemähet, wenigstens sechs volle Wagen Heu, welche allerdings sechzig Gulden Werth haben, einträgt, ja mehreres noch einträgt, so man den ersten Wuchs um Johannis abmähet, den zweyten aber zu Kleesamen stehen läßt, wovon man beynahe 2 Malter, und hieraus zuverläßig 100 fl. erhalten kann; so ist der weitere Nutzen für ein Land aus solchem Kleebau dieser:

1) Dem Bauern wird damit seine Arbeit erleichtert, eine Ersparniß in Ansehung der Dienstboten verschaft, und mit diesem sein und

der Seinigen besseres Fortkommen befördert. Kann man sich etwas mühsameres und aufhaltenderes denken, als das Grasen mit der Sichel in Wäldern, auf Samenfeldern, da und dort auf diesem und jenem öden Plätzgen? Und was fruchtet unkräftiges Waldgras? Wie viel Samen, so man in den Samenfeldern grasen läßt, wird nicht mit dem ausgerauften Unkraute abgerissen, vertreten, oder auf eine andere Art verdorben? Und das alles gewährt doch nicht genugsame Fütterung, obgleich darüber viele Zeit versäumt, die Haltung mehrerer Mägde nothwendig, und der jährliche Aufwand an Lohn und Kost kostbar gemacht wird. Dieses nimmt der Kleebau vollkommen mit reichstem Ueberflusse am Gewinn hinweg; Eine Magd kann dabey mehr thun, als im Gegentheil drey oder vier; sie nimmt ihre Sache, in Bälde hat sie für all ihr Vieh Futter genug, der Knecht führt es auf einmal nach Haus, und so bekommt dieser und jene Zeit, die Ställe besser zu besorgen, das Vieh reinlicher und ordnungsmäßiger zu halten, und im Hause selbst mehreres zu arbeiten. Ist auch in einer Wirthschaft irgend etwas, auf welches der Kleebau nicht mächtige und vortheilhafte Einflüsse äusserte? —

2) Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß durch den Kleebau selbst das Feld fetter und verbesserter wird, so, daß die Erndte auf ihm, sonderlich wenn es schwer oder Sandfeld ist, wenn es im Herbste herumgebrochen und

mit Dinkel oder Roggen besäet wird, ohne weitere Arbeit und Dung, allemal so gut, ja gemeiniglich noch besser ist, als die auf einem Acker, der Sommers hindurch öfters gepflügt und bestens gedüngt wurde. Und wie sehr empfielt er sich noch dadurch, daß durch ihn der schlechteste und magerste Erdgrund benutzt werden kann?

3) Durch den Kleebau wird der Viehstand vergrössert, der Dünger vermehrt und verbessert, die Einführung der Stallfütterung möglich, und der so schädliche Waidtrieb auf immer unnöthig gemacht, so, daß man nun die Waiden in Aecker oder Wiesen umschaffen kann. Daß dieses alles aus ihm erfolge, bedarf keines weiteren Beweises.

4) Wollte man die bisherige Rindviehwaiden für das Rindvieh zwar abschaffen, solche aber nicht zum Klee- oder Getraidebau verkehren; so könnten sie doch ein schickliches Mittel seyn, den Streit zwischen dem Bauern und dem Schäfer zu schlichten, wenn sie diesem nemlich zum Uebertriebe seiner Heerde überlassen würden, jener aber dabey die völlige Freyheit erhielte, seine Brache nach Belieben gebrauchen zu dürfen. Kann er, der Bauer, nur darauf seinen Klee ohne Hinderniß bauen; so hat er, und durch ihn der Staat schon vieles gewonnen, sey es ihm auch verwehrt, öde Waidplätze fruchtbar zu machen. —

Nach diesem entschiedenen und unläugbaren Werthe des Klees bleibt es immer Pflicht des Oekonomen, den Anbau desselben aus voller Ueberzeugung anzurathen, und deswegen wider alles, was ihn einschränkt, also wider Brache, wider Schäfereyen, und wider den übelverstandenen Kameralismus derjenigen Herrschaften, die ihn mit Auflagen beschweren, und damit zu ihrem eigenen Schaden ihre Unterthanen davon abschröcken, mit Nachdruck zu eifern, dagegen aber dasjenige, was Beförderungsmittel dazu werden kann, bestens zu empfehlen. Es sey vergönnt, aus den Bemerkungen der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft zu Lautern vom Jahre 1771. Seite 253. rc. zur Bestätigung des bisher gesagten folgendes anzuführen: „Die Stallfütterung ist, wie es „von der Einsicht Hrn. Gugenmus nicht anderst „zu erwarten ist, gleich von Anfang seines Be„standes eingeführt worden. Es standen 25 „Stücke meist sehr schönes Schweizervieh da, „und er würde auf so viel Kleeäcker noch un„gleich mehr Vieh haben halten können, wenn „ihm nicht die Schäfereyen seine Kleeäcker be„ständig zu Grunde gerichtet, und also den Er„trag derselben nicht ausnehmend vermindert „hätten. Eben dieser Uebertrieb der Schafe „über die Brachfelder ist auch die Ursache, „warum in dieser Gemarkung noch so wenig „Klee gebauet wird, obgleich die Leute den „Nutzen desselben nicht mißkennen. Ja, sie „müssen flürlich bauen, ob sie wohl wegen der

„klei-

„kleinen Gemarkung all ihr Feld sehr wohl be-
„zwingen könnten. Bauen die Besitzer etwas
„in die Brache, so wird es ihnen ganz unbarm-
„herzig hinweggewaidet. Es ist nicht zu be-
„greifen, was für einen Schaden dieser kleine
„Dorfdespote dem Unterthan beständig zufüget.
„Die armen Leute zu Dossenheim haben die bitter-
„sten Klagen darüber geführet, indem er sich
„nicht entblödet, Winterszeit sogar die Gärten
„abwaiden zu wollen. Und zu Handschuchs-
„heim waren durch seinen Schafübertrieb die
„Wiesen den 22ten May noch so zu Grunde
„gerichtet, daß hier auf diesen theuren Plätzen
„(der Morgen Acker wird da schon mit 800 fl.
„bezahlt, wie hoch werden nicht erst die Wie-
„sen, deren es da fast wenige giebt, bezahlt
„werden müssen?) sich sehr schlechtes Gras
„fand, da hingegen in den gehegten Orten die
„Kleeäcker schon zu Heu abgemähet waren.
„Der Schaden dieses Schaftriebs im Ganzen
„ist so augenscheinlich und beträchtlich, daß man
„mit Grunde der baldigen Aufhebung desselben
„entgegensieht. Die Viehzucht wird, so lange
„dieser bestehet, nicht in Aufnahme kommen,
„und so lange diese nicht in der höchsten Auf-
„nahme ist, sind alle ökonomische Vorschläge
„leere Projekte, u. s. f.

Zum Glücke stehet hiebey eine kleine lehr-
reiche Note:

„Eben da diese kleine Reise soll gedruckt
„werden, ist der bisher bey der hohen Ober-
„poli-

„policeiministerial-Conferenz geführte Streit „dahin geschlichtet worden: Daß der bisherige „Beständer der Schäfereyen allen zugefügten „Schaden an baarem Geld ersetzen, und ge- „halten seyn solle, die Klee- und Krappäcker bey „Zuchthausstrafe zu meiden. — Es ist zwar „schon im Jahr 1771. eine Verordnung be- „kannt gemacht worden, — den Kleebau auf „dem Lande möglichst zu befördern, auch dahin „den Bedacht zu nehmen, daß er nicht von den „Hirten abgewaidet werde; — aber, was „die Vorgesetzten eines Orts nicht gut „und sich nicht einträglich finden, darü- „ber haben sie geringe Obacht. Diese „neuere Verordnung hat so viel genutzet, daß „Hr. Gugenmus seinen Viehstand sogleich auf „54 Stücke hat vermehren können. Die ganze „Gemeinde sucht auch gegenwärtig um die „Aufhebung der Brache, oder vielmehr des „Uebertriebs der Schafe an, und es ist nicht „zu zweifeln, man werde diesen Wunsch aller „Unterthanen um so mehr erfüllen, da sie ge- „meinschaftlich jenes Geld zahlen wollen, so „bisher der Pachtbeständer für die Schäferey „bezahlt hat.“

Etwas hievon, aber doch noch genug, wurde auch im Jahr 1772 im Hohenloh-Neuen- steinischen verordnet, da es nemlich, zur Abwen- dung fernern Streites zwischen Bauern und Schäfern, auf alle künftige Zeiten festgesetzt wurde: „Daß die Schäfer im Spätjahre, von

„neu

„neu Simonis und Judä an, bis auf Mariä „Verkündigung, die Kleeäcker zu betreiben be„rechtiget, ausser dieser Zeit aber sich davon „gänzlich zu enthalten schuldig seyn sollen.“

Das gröste Unglück der Bauern ist freilich dieß, daß die meisten Schäfereyen das Eigenthum der Herrschaften sind, und daß diese Herrschaften das Waidrecht nicht nur auf ihren Territorien, sondern jezuweilen auch auswärts auf gewissen Distrikten anderer Länder besitzen; daher rührt es gröstentheils, daß sich die Schäfereyen wider die Klagen der Landleute in nur allzuvielen Gegenden noch behaupten. Suchet dabey die Kammer, wie es gemeiniglich ist, nur unmittelbaren, sogleich in die Augen fallenden Gewinn, und kennt sie den entferntteren gröseren nicht, oder will sie ihn aus anderweitigen, selbstsüchtigen Absichten nicht kennen; so ist ohnehin für den Bauern alles verlohren. Sollte dies aber kameralisch gedacht seyn? Man meynt es zwar;

**Dann, sagt man, wann ein Land keine Schäfereyen mehr hat, so hat es Mangel an Wolle, und das Geld dafür muß auswandern! —**

Es ist, um hierauf zu antworten, in allem Betracht klug und ökonomisch gehandelt, die Gelder in einem Lande bestens zu erhalten, und zu dem Ende alles, was seine Inwohner nöthig haben, so viel möglich und räthlich ist, in ihm

selbst

selbst zu ziehen und zu verarbeiten; allein, es ist eben so auch unklug und unökonomisch gethan, tausend Gulden wegzuwerfen, um hundert dagegen zu erhalten. Und so ist es in Ansehung des Ackerbaues und der Schäfereyen. Man wiege nur unpartheyisch den Gewinn aus diesen, und dagegen den Gewinn aus jenem, so er nach vernünftigen Grundsätzen behandelt wird, gegen einander ab, so wird die Wagschaale immer auf seiner Seite den Ausschlag geben. Liefere ein Schaf samt der Wolle und dem übrigen jährlich einen Ertrag auch von 2—3 fl., man nehme aber dagegen, daß der Ertrag eines Morgen Ackers, — und so viel Feld braucht es zu seiner Nahrung; — sich wenigstens, er mag mit Klee oder mit Getraide besamt werden, auf 15 fl. beläuft; so ist schon sichtbar genug, wovon man den grösten Vortheil erhalte. —

Man kann, wird ferner eingewendet, der Schafe sowohl wegen des Pferchs, als auch deswegen nicht entbehren, weil durch sie das Unkraut auf den Feldern abgewaidet und weggefressen werden muß. —

Daß der Stall- und Pferchdung der Schafe für die Aecker eine zuträgliche Sache sey, bleibt immerhin wahr; allein wird nicht der Abgang desselben dadurch reichlich ersetzt, wenn man nun durch die ungehinderte Benutzung der Brache mehr Klee bauen, und also auch mehr

Vieh halten kann? Zur Vertilgung des Unkrauts aber trägt wahrlich das Schaf wenig oder nichts bey; es frißt nur das Halm ab, ohne die Wurzeln mitwegzunehmen, und so lange diese bleiben, keimt es immer wieder auf, dessen nicht zu gedenken, daß das, was das Schaf abfrißt, wenn es untergepflügt würde, dem Acker die von ihm ausgesogene Kräften wieder zurückgäbe, und ihn bestens befruchtete. —

Jedoch, da das Wohl der Menschen erfordert, daß mehrere Gewerbe getrieben werden, und da zum Besten der Staaten der Feldbau und die Schäfereyen gleich nothwendig sind; so wäre freilich die Entdeckung desjenigen Mittels, wodurch das Beyeinanderbestehen dieser wie jenes zu beyderseitigem Nutzen bewirkt werden könnte, etwas sehr erwünschtes. Möchte folgendes etwas zur Schlichtung des Streites beytragen!

Vor allem muß man den Kleebau so einführen, daß dabey das übrige Nützliche, so man bisher schon hatte, erhalten, oder wenigstens nicht, ohne dringende Noth, bis zum Uebermaas geschmälert werde; je mehr man erhält, desto mehr gewinnet man. Was hilft es auch, auf der einen Seite so viel zu gewinnen, und auf der andern Seite so viel dagegen zu verlieren? Nur dann muß das geringere Gute dem grösseren weichen, wann beede ohnmöglich nebeneinander bestehen können. Hierauf gründen sich nachstehende Vorschläge:

1) Hätte

1) Hätte man öde, wüste Plätze, Berge, Hügel, so nicht unter den Pflug zu bringen wären, wo Menschenhände nichts sammlen könnten; so müßten die Schafe von dem Frühling an bis nach der Wintergetraiderndte dahin gebracht werden, und daselbst waiden; die gesundeste Waide für sie!

2) Könnten sich auch nicht alle Schafe da erhalten; — fett sollen sie da nicht werden, und das Schaf bestehet ohnedem auch bey wenigem Futter, unter guter Witterung, auf trockenem und hohem Boden, allezeit am besten; — so könnte der übrigen Heerde, den Hämmeln, die gemästet werden sollen, die Brache, die doch gewiß so bald nicht ganz angebaut wird, zur Waide eingeräumt werden.

3) Giengen durch den ausgebreiteten Kleebau die Rindviehtriften ein, und die Stallfütterung würde durchgängig eingeführt; so könnten sich die Schafheerden in der Zeit gar wohl auf ihnen begnügen. Wäre aber dieses nicht thunlich, und man hielte es zuträglicher, diese Waidplätze anzubauen; so müßte man freilich

4) die Menge der Schafe verringern, und dasjenige erwählen, was das nützlichste ist. Wenigere Schafe würden dann schon auf den Schafwegen, Triften, und sonsten hinlängliche Nahrung finden.

Will man indessen doch 5) seinen Schafstand beybehalten; so führe man auch dabey die

Stall-

Stallfütterung ein, baue für sie Klee, und füttere sie damit zu Hause; oder aber man schlage auf die mit Klee bepflanzte Felder den Pferch, rücke damit, so wie ein Stück abgefrezt ist, auf das andere fort, und man wird damit nicht nur in Ansehung des Ertrags seiner Ländereyen nichts verlieren, sondern auch selbst seine Schafe besser besorgen, und in grösserer Anzahl halten können, als es auf irgend eine andere Art nicht geschehen kann.

Der würdige Edle, der Herr von Gemmingen zu Rapenau bey Heilbronn verdient hier genannt zu werden; dieser würdigste unter tausenden hat eine Schäferey von bey 2000 Stücken, für alle diese hat er ein Kleeland, erhält sie darauf, um seine Unterthanen in Stand zu setzen, ihre Brache durchaus benutzen zu können, stets im Pferche; seine Schafe sind groß, fett, gesund, haben die feinste Wolle und machen die stärksten Lämmer: den Vorschlag hiezu habe ich schon weitläufig gegeben.

Versagte aber dies alles und mehreres, so bliebe es bey dem ökonomischen Grundsatze, vermöge dessen, in kultivirten oder zu kultivirenden Ländern, wo der Feldbau emporkommen soll, die Schäfereyen, als weniger einträglich, weichen, und in weniger angebaute, bergigte, waldigte Gegenden versetzt werden müßten. Es ist hiebey in allem Betracht billig und gerecht, daß sodann die Bauern, als welche den Nutzen davon ziehen, den Schä ern, oder den Herr-

schaften, wenn die Schäfereyen ihnen eigenthümlich zugehören, einen verhältnißmäßigen Abtrag entweder an baarem Gelde dafür machen, oder auch die Einbuß alljährlich durch Gülten, oder einen Canon, so viel die Pachtsumme oder der jährliche Ertrag nach einer 10, 20 oder 25jährigen Einnahme im Durchschnitte gewesen seyn mögte, vergüten.

Uebrigens und letztens bleibt es dabey, daß der Anbau der Brachfelder, und die Urbarmachung der Almanden, für das Interesse der Herrschaften, des Publikums und des Eigenthümers, von dreyfach grösserem Nutzen und Belange sey, als die Schafzucht, wodurch zwar der Einzelne, der Privatmann, gewinnt, das Ganze aber unausbleiblich verlieret. —

VII. Von

# VII.

# Von der Viehzucht.

Die Landwirthschaft wird in allen und jeden Ländern getrieben, weil sie unter allen Gewerben das dem Menschen natürlichste und nothwendigste Gewerbe ist; ein Gewerbe, worauf das glückliche Bestehen des Einzelnen nicht nur, sondern auch das Aufkommen und der fortdauernde Wohlstand ganzer Staaten sich gründet.

Unterdessen, wie kömmt es doch, daß manche Länder eben so, wie auch einzelne Personen und Haushaltungen, die sich auf die Landwirthschaft legen, dabey so wenig aufkommen, daß sie vielmehr bleiben, wie sie sind, ja so gar verarmen? —

In der Landwirthschaft selbst kann der Grund hievon nicht liegen, dann sie ist und bleibt eine ergiebige Quelle, woraus sich Reichthümer stets schöpfen lassen, und von vielen auch wirklich geschöpft werden; also muß es dabey nur auf die Art und Weise ankommen, mit der man verfährt, und welche, je nachdem sie vernünftig oder unvernünftig, zweckmäßig oder zweckwidrig ist, Vortheil oder Nachtheil erzeugt. Und so ist es auch wirklich.

Die Landwirthschaft bestehet aus mehreren einzelnen Theilen: dem Ackerbau, dem Futter-

bau, der Viehzucht, ꝛc. welche wiederum ihre Nebenzweige haben: werden alle diese in der gehörigen Verbindung und Unterordnung, mit gleicher Einsicht, Fleis und Genauigkeit behandelt, so, daß kein Theil vor dem andern zu viel getrieben, oder zu sehr vernachläßigt wird, so ist der Erfolg eitel Segen und Gedeihen.

Wird aber anders zu Werke gegangen, daß man sich z. B. auf den Ackerbau zwar mit Sorgfalt leget, die Viehzucht aber aus den Augen setzet, oder umgekehrt; was, als Verderben, muß hieraus entstehen? Eines muß immer dem andern die Hand bieten, aber eben darum muß auch auf das eine, wie auf das andere die gehörige Rücksicht genommen, und dieses wie jenes zur gegenseitigen Unterstützung und Handreichung fähig gemacht werden.

Die Viehzucht ist ein wesentlicher Theil der Landwirthschaft, aber noch wird sie nicht überall so behandelt, wie es ihre Nutzbarkeit und ihr mächtiger Einfluß auf alle Theile der Oekonomie, besonders auf den Ackerbau, erfordert; daher nun ein kurzer, aber auf die Erfahrung gegründeter Unterricht darüber!

Bey der Viehzucht kömmt es 1) auf die Gattung an, die für den Landmann die zuträglichste ist; 2) auf die Qualität und Quantität derjenigen Sorte, die man hält; 3) auf die Fütterung und übrige Behandlung in und ausser dem Stalle, und 4) auf den Verkauf.

1) In

1) In Ansehung der Gattung des Viehs, die für den Bauern, überhaupt genommen, das tüchtigste und nutzbarste ist, fällt gleich das Urtheil für das Rindvieh wider die Pferde aus. Sieht man zwar auf das Pflügen und Ackern allein, so mögen diese darin einen etwanigen Vorzug vor den Ochsen behaupten, doch aber, wie man aus nachstehender Parallel ersehen wird, einen sehr unbeträchtlichen.

a) Der Acker, welcher tüchtig bearbeitet seyn soll, muß durchaus wohl und gänzlich herumgeackert werden, so, daß im Ackern nichts von der Grundfläche zurückbleibt, oder zu Balken, wie der Bauer sagt, gepflügt wird: Der Pflug, er sey mit Ochsen oder mit Pferden bespannt, ist geschickt, dieses zu thun; es kommt dabey nicht auf das Pferd, nicht auf den Ochsen, sondern allein auf den Mann an, der den Pflug führt.

b) Der Boden des Feldes muß wohl zerbrochen, mürbe und rein gepflügt und geeggt werden, damit dadurch den Feuchtigkeiten Eingang verschaft, und die gehörige Mischung des Dungs mit der Erde, auch die hinlängliche Vertilgung des Unkrauts samt den Wurzeln bewirkt werde. Es ist wahr, je geschwinder der Pflug und die Egge hindurchgeht, je leichter und vollkommener bricht auch das Feld, die Erdschollen oder Klöse entzwey, und in diesem

Betracht mögte das raschere Pferd bessere Dienste thun, als der langsame Ochs; Pflug und Egge, mit jenem bespannt, gehen geschwinder und brechen alles besser, als wenn sie dieser so nach und nach hinzieht, weswegen man auch in zwey Tagen mit zwey Pferden so viel arbeitet, als in drey Tagen mit zween Ochsen. Ist aber dieses ein Vortheil, so ist es doch auch nicht ganz ohne Schaden, welchem man bey dem Pfluge, mit Ochsen bespannt, ausweichet. Es ist nemlich bekannt, daß der Pflug die Erde, die er aufnimmt und zur Seite hinlegen soll, nicht allezeit so umwendet, wie es allerdings seyn sollte, weswegen dann der Bauer die aufgestellte Erde vielfältig mit dem einen Fus umtreten muß, welches er aber, wegen der Geschwindigkeit, womit der Pferdepflug geht, zu thun ausser Stande ist, wobey dann, weil das obere nicht recht hinabkommt, das Unkraut also auch nicht verweset, das Ackerfeld leidet: bey dem Pflügen mit den Ochsen hingegen kann dies alles füglich geschehen, und damit der anscheinende Schaden aus der Langsamkeit reichlich ersetzt werden.

c) Wenn es erforderlich ist, daß ein Feld des Jahrs hindurch einigemal umgeworfen werde, um ihm einen guten Bau zu verschaffen; so ist es freilich immer gut, wenn man

man zu dieser Arbeit hinlängliche Zeit hat, und diese wird unstrittig durch die Pferde gewonnen, welche mit dem Pflügen bald fertig sind, und demnach damit auch bald wieder von neuem anfangen können. Sey dieses ein Vorzug der Pferde, so gewähren doch wieder bey dem Ackern die Ochsen einen andern Vortheil: da weder zu tief, noch zu seichte gepflügt werden darf, damit durch jenes die wilde, untragbare, theils zu leichte, theils zu schwere Erde nicht herfürgebracht, und die Fruchtbarkeit des Bodens nicht gemindert werde; so muß der Bauer dabey beständig genau aufsehen, damit er nach der Beschaffenheit des mehreren oder minderen Grundes seinen Pflug mehr oder minder tief gehen lasse, will er sich anders nicht da, wo er solches übersiehet, auf ein und mehrere Jahre hinein unfruchtbare Flecke schaffen. Bey dem Pfluge mit Pferden nun kann er es in diesem Punkte sehr leicht versehen, indem sie schnell und behende dahinlaufen, wogegen ihm beym minder hurtigen Ochsenpfluge solches selten oder niemals wiederfähret.

Kömmt es überhaupt bey der Bearbeitung des Bodens ungemein viel darauf an, daß alles mit Genauigkeit und einer abgemessenen Stetigkeit gethan, und jede Linie des Beetes andern gleich und ähnlich gezogen werde; so empfielt sich aus

dieser Rücksicht hinlänglich der Ochsenpflug, oder er giebt wenigstens, wenn man auch sagen wollte, man könne das Pferd im Zügel halten, und es nach Belieben schnell oder langsam gehen lassen, dem Pferdpfluge nichts nach. Der Ochse steht bey jedem Rufe stille, öfters bey einer Wurzel, einem Steine, selbst, das Pferd nur nach mehrerem Anhalten, gemeiniglich, wann der Schaden schon geschehen ist.

d) Man bedarf vielleicht zum Pflügen und zum Eggen nur ein Pferd, durch welches einzige Stück das aufgepflügte Feld freilich nicht so zertreten und gehärtet wird, als durch zwey Ochsen. Indessen ermüdet auch ein Pferd, das so viel zieht, als zwey Ochsen, eher, und hält nicht so lange aus, als diese. Nebstdem giebt es nur wenig Feldungen, wo man nur ein Pferd an dem Pfluge nöthig hätte, und muß man zwey anspannen, so treten solche mit ihren flachen, breiten Hufen allerdings mehr fest, als zwey Ochsen mit ihren nicht so breiten und gespaltenen Klauen nicht thun. Kann man die Pferde eines vor das andere hinspannen, so kann man auch so mit den Ochsen verfahren, die man hintereinander hinspannt; egget man mit einem Pferde, das nicht so viel eintritt, als zwey Ochsen an der Egge, so pflegt man diese

auch

auch an ein weites Eggjoch so von einander zu jochen, daß beyde das Beet von fünf, sechs Furchen gar nicht betreten, und in beeden Furchen stets auf- und abgehen, welches noch besser herausfällt, als das Eggen mit einem Pferde, das doch den Samen öfters nur allzutief eintritt.

Das Resultat aus dieser Vergleichung geht dahin, daß der Unterschied zwischen dem Pflügen, das mit Pferden, und zwischen dem, das mit Ochsen geschieht, zwar nicht sehr groß sey, doch aber, daß auf die Genauigkeit und Ordnung, die bey der Landwirthschaft etwas wesentliches ist, gesehen, die letztere Art sich über die erstere erhebe, dagegen diese in Ansehung der Ersparniß der Zeit und Arbeit vor jener sich ausnimmt. — Jedoch hätte man beym Feldbau allein auf das Pflügen zu sehen, so würde es ziemlich gleichgültig seyn, ob man sich Ochsen oder Pferde dazu wähle; da aber mehrere Umstände dabey in Betrachtung gezogen werden müssen, so ist die Sache natürlich von grösserem Belange. Indem bey der Oekonomie immer eines in das andere gehet, so werden billig alle Stücke in einen solchen Zusammenhang gesetzt, der in Absicht auf das Ganze der zuträglichste ist, wenn man auch gleich darüber diesen und jenen Vortheilen aus einzelnen Theilen entsagen muß; und nach diesem Grundsatze behaupten durchgängig die Ochsen vor den Pferden den Vorzug.

Hält man Pferde und Ochsen in Absicht auf die Fütterung gegeneinander, so kosten jene 1—2 mal mehr als diese: Der Ochs frißt Stroh mit Heu und Grumet gemischt, und, wenn es viel ist, Heu und Grumet allein; bey jenem besteht er, und bey dem zweyten ist er bey Leibe, hat alle Kräften zur Arbeit, wird muthig und fett. — Sollte ein Pferd allein mit Heu und Stroh versehen werden, so würde es mager und kraftlos, zur Verrichtung schwerer Arbeiten untüchtig, und durchaus ein Gerippe werden. Es muß, soll es anders genuzt werden, Körner, Haber, Gersten, oder dergl. zur Fütterung erhalten, und verursacht eben damit einen viel grösseren Aufwand, als der Ochse.

Der Ankauf der Pferde gegen den Ankauf der Ochsen ist allemal wichtig; mit 100—125 fl. werden zwey schöne Zugochsen von 4. 5 Jahren erkauft, da ein einiges Pferd von 4 bis 5 Jahren, wenn es fehlerfrey und schön seyn soll, beynahe eben so viel kostet. Wollte man hiebey die 5 fl. Interesse, die bey der Haltung zweyer Pferde gegen die Haltung zweyer Ochsen alle Jahre verlohren gehen, auch nicht in Anschlag bringen; so ist doch die Kaufsumme 250 fl. gegen 125 fl. für die meisten Bauern von grosser Bedeutung. Das Geld dazu zu entlehnen, oder die Pferde vom Juden auf Kredit zu erhandeln, ist ihm gleich schädlich, und sezt ihn immer der Gefahr aus, zu verarmen: man weiß es ja aus nur allzuvielen Bey-

spielen, wie der Pferdehandel das Verderben mehrerer bürgerlicher, adelicher und gräflicher Oekonomen schon öfters war. —

Und dann, was gewinnt der Landwirth von zwey Pferden, die er vierjährig erkauft, und bis in das siebente Jahr füttert? Selten erlöst er wieder die Kaufsumme, und erlöst er sie auch, ja erhält er noch 50 fl. drüber, so ist doch dieser Gewinn unbedeutend gegen den aus zween Ochsen; die Pferde haben in drey Jahren wenigstens 60 Malter Haber gefressen; man nehme nur 10 Malter hievon, lasse sie schroten, und gebe sie den zwey Ochsen, so werden sie fett, und es müßte schlecht ausfallen, wenn nicht wenigstens 60—70 fl. an ihnen gewonnen würden, und der Aufwand auf sie war nicht so groß, als auf die Pferde.

Ferner, welche Gefahr bey den Pferden! Immer fehlt da was, bald an den Augen, bald an den Füssen, und der geringste Uebelstand setzt ein Pferd gleich um die Hälfte herunter, und fällt es gar, so ist die Hauptsumme und alles verlohren. Der Ochse im Gegentheil ist nicht so oft krank, und bekömmt er auch einen Fehler, wird er blind, alt, wird ihm der Fuß verdorben, so kann er doch noch gemästet werden, und bleibt immer im Werthe; sieht der Landmann seinem Tod entgegen, so schlägt er ihn nieder, und kann immer wenigstens etwas von ihm nutzen, wenn beym Pferd alles wegfällt.

Das

Das Pferd ist dem Bauern Reiz und Gelegenheit zu schädlichen Ausschweifungen; mit ihm fährt oder reitet er zur Zeche in die Stadt, spielt den Herrn, überläßt, wenn er das Herumreiten einmal angefangen hat, seine Güter dem Gesinde, verzehrt sein Vermögen in der Schenke, und versenkt so stufenweis in Dürftigkeit und Schulden. Unzählbare Beyspiele bürgen für die Richtigkeit dieser Bemerkung, zu welcher der Ochsenbauer, frey von dieser Versuchung, weniger Anlaß giebt. —

Endlich, viel Mist und guten Mist bedürfen Aecker und Wiesen; der Ochse, nicht aber das Pferd, giebt solchen allerdings ab, und wenn auch das Pferd in den meisten Fällen vor dem Ochse etwas voraus hätte, so sollte dieser doch auf gut eingerichteten Mayerhöfen auch nur aus diesem Gesichtspunkte alleine gebraucht werden, weil der von ihm abfallende Dung die beste und kraftvollste Nahrung der Felder ausmacht.

So wenig es nun bey dem Feldbau gleichgültig ist, ob man Pferd- oder Rindvieh hält; so wenig ist es auch

2) bey diesem, dem letzten, gleichviel, was für eine Art man hat. — Das beste Vieh ist dieses, welches viele Pfunde an Fleisch und Unschlitt, feines, zartes Fleisch, eine gute Haut hat, das auch bey rauhem Futter gesund, munter, stark, von einer natürlich guten Anlage

zur

zur Fettigkeit, gefräßig und besonders von einer guten Rase ist. Nach diesen Eigenschaften muß man wählen, um sich einen guten Viehstand nach und nach zu verschaffen. Manche sehen auf das eine zwar, aber nicht auf das andere, da man doch beedes und alles beysammen haben kann.

Das blökische schwere Schweizervieh wird jezt, weil es groß ist, und viele Pfunde hat, häufig nach Teutschland geholt, ob aber mit Vortheil, das ist eine andere Frage; dies Vieh hat ein gar zu farrisches, grobes Fleisch, wenige Fettigkeit, die Fleischhauer kaufen es ungern, es fordert, wenn es zunehmen soll, die schweizerische, saftige Fütterung, und weil es diese in unseren Gegenden nicht findet, so nimmt es ab, artet aus, und verursacht Nachtheil. So ist es auch mit dem Tyroler, und überhaupt mit allem fremden und ausländischen Vieh; es kommt nur darauf an, daß man sich einmal grosse Kühe von guter Art, und einen Farren von schöner Größe, diesen und jene von den Eigenschaften, daß sie gut Fleisch und starke Haut haben, rauh fressen, und dabey doch ihre Anlage zum Fettwerden beybehalten, ankaufet; so kann man zu dem besten Viehstand bald gelangen, und denselben sich auch erhalten, wenn man nur von Zeit zu Zeit alles Unartige ausmerzet, und immer auf eine gute Nachzucht bedacht ist. Auf Väter und Mütter kömmt beynahe alles an, die beste Pflege versagt bey

Kälbern, die von schlechtem Stamm gezeugt sind; fortes, sagt Virgil, creantur fortibus.

Man muß die Zahl des Viehes nach der Menge seiner vorräthigen, oder gewiß zu hoffenden Fütterung abmessen; nach solcher gerechnet ist es besser gethan, zu wenig als zu viel Vieh, dem man nicht hinlängliche Nahrung verschaffen kann, zu haben.

Wie viel man Ochsen, Kühe, Rinder halten, ob man Kälber von der Milch her anstellen soll, oder nicht? —

Man hat die Zahl der Ochsen nach dem Maas der Arbeit, die Kühe nach der von ihnen benöthigten Nutzung, die Rinder nach dem benöthigten Nachschuß, die Kälber nach ihrer sich auszeichnenden Güte zu wählen.

Selten thut man wohl, so man Kälber von der Milch her einkaufet, oder seine eigene schlechte anstellet, und nicht jährige Rinder erkaufet und nachziehet;

Der Gewinn von einem jährigen Kalb gegen den von einem Milchkalb in der Zeit eines Jahres verhält sich wie 3 zu 1, und so übertrift jener diesen um zwey, dreymal. Für den Landmann ist es das beste, nur so viel Kühe zu halten, als nöthig sind, mit Milch und Butter sein Hauswesen hinlänglich zu besorgen; dadurch gewinnt er den Vortheil, mehr Nachzucht und Mastvieh aufstellen, und so viel Zugvieh

halten

halten zu können, daß er damit bey der Arbeit abwechseln, und es also immer gut bey Leibe, und der Mastung stäts fähig erhalten kann. — Die Localumstände bestimmen in Ansehung der Anzahl, in welcher diese oder jene Viehsorte angestellt werden soll, das meiste; hier ist es einträglicher, viel Kühe zu halten, weil man Gelegenheit hat, aus Butter und Schmalz Vortheil zu ziehen, dorten wirft gemästetes Vieh mehr ab, und an einem andern Orte ist der Gewinn aus jungem Vieh größer; kurz, man richte sich dabey nach seinem Futter, nach seiner Arbeit, nach dem Bedürfnis des für seine Aecker und Wiesen benöthigten Mistes, und nach den Gelegenheiten, die die Gegend zu dieser oder jener Benutzungsart des Viehstandes darbietet.

3) Der Grund, worauf die Hauptsache bey dem Vieh beruhet, ist eine einsichtige, ordnungsmäßige Behandlung desselben im Stalle; bey den besten Fütterungssorten, ja selbst bey deren Uebermaas, kann doch alles versagen, wenn nicht auf diesen Punkt die erforderliche Rücksicht genommen wird. Daher verdienet folgendes die Aufmerksamkeit des Landwirths:

Der Stall muß inwendig geräumig, weit und groß genug seyn, die Anzahl des Viehes, so darinnen stehen soll, zu fassen, daß es bequem niederliegen, einander nicht stossen, und daß auch der Knecht, die Magd, füglich zwischen solches eintreten, und die erforderliche Arbeit an ihm verrichten kann.

Ist

Ist er so hoch, daß ein Mensch noch vier bis fünf Schuhe über sich hat, so ist er hoch genug, indem ein niederer Stall im Winter die Wärme besser hält, als der zu hohe; mögte dieser im Sommer dem Vieh zuträglicher seyn, so muß man eben jenem zur warmen Zeit dadurch eine Abkühlung verschaffen, daß man Thüre und Fenster öfnet, und die frische Luft so einläßt.

Der Boden des Stalls muß da, wo das Vieh aufstehet, mit kleinen harten Steinen gepflastert seyn; Platten von Steinen sind hiezu nicht tauglich, weil das Vieh beym Aufstehen gern auf ihnen ausglitscht, und sich verrenket, sonderlich wann frisch ausgemistet ist, und solche Platten naß sind. Es ist nöthig, daß dieses Pflaster gegen den Vorderleib des Viehes etwas, etwa einen halben Schuh, in die Höhe laufe, damit theils der Harn besser abrinne, und so das Vieh reinlicher bleibe, theils aber auch, damit es durch das hinten eingestreute Stroh vorn nicht niederer stehen dürfe, als mit dem Hinterleibe, wodurch ihm das Aufstehen sehr beschwerlich gemacht werden würde. — Soll das Pflaster, so weit das Vieh stehet, mit kleinen harten Steinen verfertigt werden; so soll der Gang hinter dem Vieh mit Platten von Sand oder andern Steinarten belegt, zwischen diesem und jenem Pflaster unter dem Vieh aber ein Canal, eines halben Schuhes breit und eines Viertels tief, durch den ganzen Stall hin,

aus-

ausgelegt oder in die Platten selbst eingehauen werden, damit in denselben der Harn einläuft, und durch ihn zum Stall hinaus in ein Güllenloch geleitet werde. —

Hinlängliche Oefnungen sind in einem Stalle ohnentbehrlich, theils der Helle wegen, theils auch, damit durch sie die Dünste ausgeführt, frische Lüfte aber dagegen eingeführt werden. Im Winter verschließt man diese Oefnungen dicht, doch so, daß es im Stalle nicht zu finster wird. Man kann auch ganz oben in der Höhe, zum Abzug der Dünste, kleine Zuglöcher anlegen, durch welche der kalte Wind das Vieh nicht trift, und welche dann immer offen bleiben können. —

Ein Trog, aus welchem das Vieh die kurze Fütterung frißt, ist in dem Stalle eine nothwendige Sache; er wird gemeiniglich aus einem ausgehöhlten grossen Baum, oder auch aus drey zusammengesetzten dicken Diehlen verfertigt, wiewohl diese letzte Art nicht so haltbar ist, als die erste. In vielen Gegenden hat man ausser diesem Troge weiter nichts, und es werden darin alle und jede Fütterungen dem Vieh vorgelegt; da aber das lange Futter in solchen nicht wohl taugt, weil es das Vieh leicht herauswerfen, und in den Mist treten kann;

So ist neben ihm noch eine Raufe nöthig, welche gleich über dem Trog so angemacht wird, daß die untere Stange hart an die Wand kommt, die obere aber von der Wand 1 oder

 1½ Schuh

1½ Schuh vorstehet, so, daß man die lange Fütterung inwendig aufstecken zu können, Raum hat.

Hinter dem Troge und der Raufe muß ein Gang von drey bis vier Schuhen angebracht seyn, der deswegen, weil dahin die lange Fütterung von Zeit zu Zeit aus der Scheune gebracht, da zum Verbrauch aufbewahrt, und von da aus in die Raufe aufgesteckt wird, der Futtergang heisset. Ein sehr nothwendiges Stück, weil man dadurch mehreren Unbequemlichkeiten bey der Viehfütterung entgeht! Man hat dabey, so man dem Vieh das lange Futter giebt, nicht nöthig, zwischen es einzutreten, sich der Gefahr, von ihm gestossen zu werden, auszusetzen, und kann so auch durch ein Kind ohne Mühe einen ganzen Stall voll leicht versehen lassen. —

In den Stall kommt überdies noch ein Futterkasten zur Aufbewahrung des kleinen Futters zu stehen,

So wie auch jedes Stallwerkzeug, als Mistgabel, Besen, Striegel, Bürste, Staubtuch, Kübel, Melkstuhl, &c. seinen beständigen Ort haben soll; nicht minder ist darauf zu sehen,

Daß ein feuerveſter Ort, der mit Steinen ausgelegt ist, an einem schicklichen Platze, wo die Laterne hingestellt werden, und von wo aus das Licht den ganzen Stall beleuchten kann, ausgesucht werde, um dadurch allem Unglücke mit dem Feuer zu entgehen. —

Das

Das Vieh bindet man im Stall an dem Troge, das grössere an Ketten, die Kälber aber, bis sie einjährig geworden sind, an Stricke, in gehöriger Entfernung wohl an.

In vielen Gegenden zwar hat man die widersinnische Gewohnheit, die jungen Kälber, bis sie jährig sind, nicht anzubinden, sondern sie, wie die Schafe, zusammen in einen Stall einzusperren, so da laufen zu lassen, und ihnen, ohne sie zu striegeln, abzustäuben, u. dergl. die Fütterung durcheinander vorzuwerfen; daß aber dieses Verfahren Nachtheil erzeuge, ist leicht zu begreifen, indem dabey das eine Stück viel, das andere nichts zu fressen bekommt, bey der durchgängigen Unordnung aber jedes in seinem Wachsthum aufgehalten, und auf immer zurückgesetzt wird. —

Die Reinigung des Viehes ist eine nie zu unterlassende höchstnothwendige Sache; täglich sammlet sich auf ihm Staub, es erzeugen sich Schiefern, dadurch wird die Ausdünstung gehemmt, endlich entstehet der Grind, unter diesem das Ungeziefer, und nun ist nicht nur die Tag und Nacht fortdauernde Plage geschaffen, sondern auch der Grund zu vielen Krankheiten gelegt; das Vieh steht bey der besten Fütterung zurück, wird an Haaren straubigt, und nimmt immer mehr ab, und verliert so alles Ansehen.

Dreymal, wenigstens zweymal des Tags, soll es also mit der Bürste, und dem Striegel

 am

am ganzen Leibe wohl überfahren, mit einem wollenen Staubtuch abgestäubt, und auch zu Zeiten an den langen Haaren des Schwanzes ausgewaschen werden;

Diese Reinigung geschieht zur Zeit, da man das Vieh früh, Mittags und Abends füttert, am füglichsten, und während dem, daß es frißt, wird auch der Stall gesäubert, welches zum Reinhalten ebenfalls höchstnöthig ist.

Die Ausmistung geschiehet im Sommer alle zwey, drey Tage, im Winter aber, theils, weil da der Abfall von dürrer Fütterung trockener ist, als der von der grünen Fütterung im Sommer, das Vieh also auch damit nicht so sehr besudelt wird, theils, weil der Abfall dem Stall Wärme giebt, diese ihm auch mehr bleibt, so er zum Ausmisten seltener geöfnet wird, — nur alle acht Tage. Indessen um doch so viel Reinlichkeit zu halten, als möglich ist, wird bey jeder Fütterung der Abfall, der sich mit der Streue noch nicht vermengt hat, mit der Mistgabel weggehoben, zur Stallthüre ausgeworfen, oder durch den Harnkanal ausgeschoben. —

Bey jeder Fütterung streut man, unter dem Hinterleibe, dem Vieh so viel unter, daß es trocken lieget. Bey der Materie, die untergestreut wird, sieht man darauf, daß sie vor sich schon dungreich sey, daß sie die Dungkraft aus dem Abfall häufig anziehe, und daß sie das Vieh reinlich erhalte.

Die

Die bekannten Streuen sind, Stroh vom Getraide, Schilf und Rohr aus Sümpfen, aus Seen und Flüssen, Seegspäne und Seegmeel, Moos, Gras von den Haiden, aus Wüsten und Wäldern, Laub von Bäumen, kleine Aestgen aus Nadelhölzern, die abgefallene Nadeln selbst, die Acheln vom Flachs und Hanf, die unter die Breche fallen. Alle diese Streumaterialien haben, ausser den kleinen Aestgen von Tannen, Fichten, Forlen, Lerchenbäumen, welche auch in Ansehung des übrigen, allerdings die beste Streue ausmachen, vor sich wenige, oder keine Dungkraft; indessen ziehen Seegmeel, Rohr, Schilf und Stroh vermöge ihrer Höhlungen von dem Dungsafte der Miststätte am meisten und leichtesten ein, und die Acheln sind im Sommer bey grüner Fütterung wegen ihrer trocknenden Kraft vorzüglich gut, wenn dagegen dürres Gras, Blätter, Nadeln, weniges bedeuten. Doch nimmt mans bey der Stallfütterung, bey welcher man mehrerer Einstreuungen bedarf, nicht so genau; liegt das Vieh nur sanft und trocken, und erhält man von ihm guten und vielen Mist, so ist die Absicht der Streue erreicht. —

Die Fütterung, um überhaupt von ihr zu reden, macht das Bestehen des Viehes, sein Wachsthum, Fleisch und Fett aus; wie man also dieses haben will, so muß man auch jene einrichten. Dabey kommt es auf die Ordnung und auf das rechte Maas zuerst an. — Man

füttert früh beym Aufstehen, Mittags, gegen die Nacht, zu einer Zeit, wie zur andern, jedesmal zur bestimmten Stunde. Die Zwischenzeiten zwischen den Fütterungen werden nach der Forderung der Natur selbsten beobachtet: kein Körper kann ohne die Auflösung seiner Bestandtheilgen dem andern mittheilbar werden, diese Auflösung aber erfordert Zeit und Arbeit; hat nun der Körper, der den andern auflösen soll, die zu diesem Geschäfte erforderliche Zeit nicht, so geschieht auch die Theilung und Auflösung nicht, und dies immer weniger, je grösser und vermehrter die Masse und damit auch die Kraft des zu theilenden Körpers wird, als seine eigene Kraft. Man wende dieses auf das Verdauungsgeschäft an; so wird man sich überzeugen, daß die Verdauung bey zu häufiger und schneller Fütterung auf einander nicht erfolgen könne, daß dabey vielmehr der Magen geschwächt werden, und sich überhaupt ein ungesunder Nahrungssaft erzeugen müsse. Hieraus ergiebt sich nicht nur, daß zwischen jeder Fütterung eine zur Auflösung hinlängliche Zeit verlaufen müsse, sondern auch, daß es nöthig sey, die Nahrung in jeder Fütterungszeit nicht auf einmal aufzustecken; man macht hienach die Sprossen in der Raufe enge zusammen, damit das Vieh nicht auf einmal zu viel herauszieht; die kurze Fütterung wird ihm nach und nach vorgelegt, etwas vor der Tränke und etwas nach der Tränke.

Da ein kleiner und weicher Körper der Auflösung eher fähig ist, als ein grosser und harter; so

so ist wohl gethan, alles Futter, ehe es vorgelegt wird, zuvor zu erweichen und zu zermalmen. Die körnigte Fütterungssorten, Wicken, Erbsen und anderes Getraide, werden daher vor dem Verbrauch entweder im Wasser, bis sie genugsam gequollen sind, geweicht, oder noch besser in der Mühle geschroten. Weil eben dieselben vielmalen unverdaut, also ungenutzt, vom Rindvieh wieder abgehen;

So gebe man ihm sie erst nach der Tränke, nach welcher es sie nochmals unter die Wiederkäuung bringt, und so gewiß verdauet.

Das lange und übrige Futter, Stroh, langes Heu, Kraut, dessen Dorschen, alle Gattungen Rüben, überstandener Klee, Kartoffelkraut, die Kartoffeln selbst, das Geströh vom Türkenkorn, und dergleichen, wird entweder auf den Hexelstuhl, oder Strohbock, oder in den Stoßtrog gebracht, und da zerstücket. —

Alles gedörrte Futter, langes und kurzes, geschnitten und ungeschnitten, muß, ehe man es gebraucht, wohl gereinigt, geschüttelt und gesiebt werden, damit aller Staub und alles Unreine wegkomme.

Das grüne Futter soll nie naß, nie auf Haufen lange und da erwärmt gelegen, vorgelegt werden; zu dem Ende mähet und bringet man es nicht eher nach Haus, als bis der Thau und der Regen hinlänglich abgetrocknet ist. Im Stall wird es nicht auf Haufen, sondern aus-

 gestreut

gestreut gelegt, oder verstreut, und wendet man es wenigstens allezeit etwas vor der Fütterung um. Kann man nicht anders, als naß mähen und füttern; so füttere man ja nicht zu schnell, nicht zu viel, und gebe, wo möglich, dazwischen auch von dürrer Fütterung etwas zu. Deswegen ist der sorgfältige Hausvater stets darauf aus, daß er, da alles kalte, bethaute, nasse Futter nachtheilig ist, Sommers und Winters dürres und trockenes: Stroh, Heu, Grumet, und dergl. im Vorrath habe, damit er in jedem Falle sein Vieh gut besorgen kann.

Weil aber doch öfters, besonders in der Frühlingszeit, das dürre Futter ausgeht; so bringe man das junge, zarte Gras, sonderlich den jungen Klee, wovon sich das Vieh leicht überfrißt, und aufläuft, dieses Ueberfressen und Auflaufen zu vermeiden, mit Roggenstroh auf die Hexelbank, schneide es zusammen kurz, und lege es so gemischt vor. — Wann man das Vieh im angehenden Frühling und den Sommer über mit Grünem füttert; so muß im Frühling und Herbst die Veränderung des Futters nicht plötzlich, sondern nach und nach geschehen, daß man z. E. grünes und dürres so vermischt, daß im Frühling nach und nach mehr grünes, und im Herbst nach und nach mehr dürres gegeben wird. So gewöhnt man überhaupt das Vieh zu einem ihm bisher ungewohnten Futter an. —

Trank ist dem Vieh zu besserer Verdauung des Futters sehr nöthig. Das Wasser, so am

wenigsten Geschmack und Geruch hat, das, welches am Feuer am ersten kocht, und keinen Schaum giebt, ist sicher das gesündeste; und so ist fast alles Wasser, welches aus Gebürgen, Felsen, sandigten Gründen herfürkommt, eine gute Strecke lauft, und in Röhren geführt wird. Das helle Flußwasser hat mit diesem viel ähnliches, so wie es auch wirklich für alles Vieh am besten taugt, Sommers so warm oder kalt, als es von Natur ist, im Winter mag man erst dann, wann es zuvor eine Zeitlang im Stalle gestanden ist, das Vieh davon saufen lassen. Einige sagen, man solle dem Vieh Winters alle Tage einmal warm zu trinken geben, weil es ihm so besser bekomme; allein, wenn das Wasser schon nicht eiskalt seyn darf, so ist es warm doch auch schädlich, und macht schlapp, so wie frisches Wasser Menschen und Vieh stärkt. —

Das Salz gehört vorzüglich mit zur Viehfütterung, es verwahret vor der Fäulniß, löset die Speisen auf, machet den Magenschleim flüßig, erreget die zur Verdauung nöthige stärkere Bewegung der Gedärme, treibet die natürliche Auswürfe schneller ab, und befördert den Appetit. Bey magerem und jüngerem Vieh ist es in solcher Menge, als bey fettem, und dem, das gemästet wird, nicht nöthig, doch kann keines desselben entbehren; es wird, wo nicht alle Tage, doch in der Woche zwey, dreymal, entweder vor oder nach der Tränke,

auf das kurze Futter oder in den wohl ausgefegten Trog gestreuet, gegeben. Auf ein Stück rechnet man einer Hand voll. —

Da betrügerisches Gesinde öfters das Salz, das ihm für das Vieh gegeben wird, entwendet, nach Hause schleppt, oder verkauft; so ist es räthlich, solches, ehe man es den Dienstboten übergiebt, mit Ruß aus dem Camin, in beliebiger Quantität zu vermischen, der für das Vieh so gar nichts schädliches enthält, daß ihn vielmehr viele wider Blähungen, Lungenfäule, Verhärtungen der Leber, und andern Viehkrankheiten, mit Nutzen gebrauchen. Hat man Gelegenheit, aus den Salzsiederenen sogenanntes schwarzes Salz, das durch Ruß und Kohlenstaub im Sieden und Dörren schwarz, dann abgekratzt und besonders verkauft wird, zu erkaufen; so hat man damit eine wohlfeile und für das Vieh schmackhafte Salzlecke. —

Nun von der Behandlung des Kalbes, der Kuh und des Ochsen insbesondere!

## Vom Kalb.

Da die Muttermilch immer die nahrhafteste Speise ist; so ist am besten gethan, wann man auch das Kalb damit ernährt. Dies kann auf zweyerley Art geschehen: Entweder, daß man das Kalb am Euter saugen läßt, oder, daß man die Milch in ein Gefäß melkt, und sie ihm in solchem darreichet.

Ob nun gleich die zwote Art von vielen, und zwar deswegen, gerühmt wird, weil so das Kalb von der Mutter leichter entwöhnt, früher und bequemer zum Saufen aus dem Gefäße angeleitet, und zugleich neben und mit der Milch zu seiner bessern Nahrung, auch mit Schrot, oder Meel aus Körnern, gefüttert werden könne; so scheint doch diese Verfahrungsart der Einrichtung der Natur zuwider zu seyn, als welche der Kuh das Euter und die Striche, und dem Kalbe den Instinkt, sich sogleich an selbige anzuhängen, und da seine Nahrung zu suchen, nicht umsonst gegeben hat. Nebst dem gewähret auch bemeldte Tränkungsart keine, oder wenigstens sehr unbedeutende Vortheile, welche durch den Schaden, der daraus sehr leicht entstehen kann, bey weitem nicht ersetzt werden.

Bindet man das Kalb, so bald es durch das Lecken der Mutter gereiniget und getrocknet ist, in einen von der Kuh abgelegenen Ort, von wo aus sie einander nicht sehen können, und führt es der Mutter alsdann nur, wann es saufen will, zu; hält man ihm, wenn es ein paar Wochen alt ist, zu Zeiten etwas Milch mit Wasser in einem Gefäße vor; legt man ihm auch in den Trog etwas geschnitten Futter von Grumet mit Meel untermischt, oder auch gutes trockenes Gras, sonderlich grünen oder dürren Esparset; so wird es nach und nach sicherer als dorten das Wasser trinken, und das Futter fres-

sen lernen, und so seiner Zeit ohne Mühe abgewöhnt werden können. Dabey ist dann auch nicht zu besorgen, daß die Milch erkalte, gerinne, und dem Kalbe schädlich gereicht werde, welches bey dem entgegengesetzten Verhalten gar leichte möglich ist. In Ansehung der Arbeit ist es ohnedem gleichviel, ob man die Milch ausmelke, und sie dem Kalb vorhalte, oder, ob man es zu der Kuh hin- und von ihr wieder wegführe. —

Am besten demnach verfährt man sicherlich so:

1) Man bindet das Kalb, wann es gefallen ist, sogleich von der Kuh und ihren Augen weg, und führt es von da zur Tränkezeit zum Euter hin.

2) Anfangs läßt man es etliche Tage öfters vier, fünfmal, nachher aber bey jeder Fütterung und noch vor Schlafengehen, aber niemalen viel oder übermäßig trinken, welches leztere insbesondere dann zu beobachten ist, wenn die Mutter aus fetter Fütterung, als aus dem Kleeheu, allzufette Milch hat.

3) So, wie das Kalb grösser und älter wird, läßt man ihm mehrere Milch zu, legt ihm auch geschnitten Futter mit geschrotenem Haber in den Trog, und steckt ihm dürres Grumet, oder trocknen frischen Esparset auf.

4) Hie-

4) Hiebey wird niemalen vergessen, es täglich wohl abzustäuben, und durch die Bürste recht rein zu halten; worohne nur gar zu leichte Grind und Ungezieser erzeugt werden können.

5) Das Abgewöhnen kann früher oder später geschehen, je nachdem man das Kalb verkaufen, oder zur Nachzucht anbinden will; im letzten Falle aber muß man ihm die Muttermilch wenigstens sechs bis sieben Wochen gestatten, indem ohne dieses durchaus keine gute Nachzucht zu erhalten ist.

6) Entwöhnet man es endlich, so geschehe solches nach und nach, nicht auf einmal, so, daß man es von Tag zu Tag immer weniger zum Euter führe, und ihm auch dann, wann es davon entlassen ist, Anfangs nicht gleich lauteres Wasser, sondern mit etwas Milch und Meel, von Haber, Gersten oder Roggen, gemengt reiche. —

7) Ist das Kalb ein Stierkalb, und will man es auswerfen, oder verschneiden; so thut man solches am sichersten, so lange es noch sauget, schon in der fünften, sechsten Woche seines Alters.

Je jünger ein Körper ist, desto leichter und geschwinder heilet auch seine Verwundung; und wird ein Rind jährig erst ausgeworfen, so befördert dieses späte Verschneiden die Anlage zur Stärke und zum

Muth

Muth so gar nicht, daß das Thier vielmehr im Aufwuchse dadurch gehindert wird, ein färrisches Ansehen und eine Anlage zu einem zähen, rauhen Fleische erhält. Stehet der Farre von drey, vier Jahren gegen den verschnittenen Ochsen von diesem Alter, in Absicht auf das Ansehen, die Güte des Fleisches und die Größe, sehr weit zurück; so findet dieses auch, nach dem Verhältniß, bey jüngerem Alter Statt. —

8) Soll das nun abgewöhnte und ausgeworfene Kalb zu einem schönen Stück Vieh heranwachsen; so hat man es in den ersten Jahren seines Wachsthums — es wächst kaum vier bis fünf Jahre, und dann stehet es schon stille, — wohl in Acht zu nehmen, und ihm alles zu gewähren, was zur Beförderung seiner Schönheit und Größe beytragen kann. Dazu gehört:

a) Daß man ihm genugsame, nahrhafte Fütterung in gehöriger Ordnung gebe;

b) Daß man es jederzeit reinlich halte, fleißig abstäube und säubere, damit sich nicht Grind, Läuse u. d. gl. erzeugen;

c) Daß man es nicht durch frühe, harte Arbeiten, oder durch vieles Hin- und Hertreiben auf öden Wiesen ermüde, weswegen nöthig ist, vor dem vollendeten dritten Jahre das weibliche Stück

nicht

nicht trächtig werden, den Stammochsen nicht reiten, und das Zugvieh nicht arbeiten zu lassen. —

Jetzt von der Kuh! —

Man braucht sie sowohl zur Zucht, als auch dazu, um von ihr Milch, und zwar viele und gute Milch, zu erhalten; diese giebt sie aber nicht ab,

1) wenn sie innerliche Fehler, Mängel oder Krankheiten hat; so bald dies ist, so nimmt sie an der Milch ab, oder liefert sie wenigstens schlecht, wässerig, u. d. gl.

2) Wenn sie nicht hinlängliche, oder schlechte Fütterung, auch wenig Wasser und Salz erhält; wie kann da Milch seyn, wo wenig Oel, wenig Salz, nur Erde eingefressen wird?

3) Wenn man ihr zwar gute und hinreichende Fütterung giebt, ihr aber keine Ruhe läßt, solche zu verdauen, sie vielmehr durch Arbeiten auf dem Felde, und durch Herumtreiben auf dürren Waidplätzen ermüdet, und ihrer Kräften beraubet.

4) Wenn man sie durch den Striegel, die Bürste und das Staubtuch nicht alltäglich reiniget, sie dem Staub und dem Ungezieser Preis giebt, und ihr so wiederum die benöthigte Ruhe entziehet.

5) Wenn man sie selten, nicht hurtig, nicht jedesmal ganz ausmelkt, besonders dann nicht, wann

wann das saugende Kalb noch etwas übrig gelassen hat. Wird sie im letzten Falle nicht vollends ausgemolken, so dehnen sich die Milchkanäle nicht gehörig aus, sie werden immer enger, die Milch tritt zurück, setzt sich in Blut um, und man erhält in der Folge ihrer von Tag zu Tag weniger.

6) Wenn sie die Fütterung nicht genug abgetrocknet, zu feucht, naß, und das Wasser zu kalt empfängt, wodurch die innere Theile zu sehr zusammengezogen, verhärtet, und also auch die Milchkanäle mehreres verschlossen werden.

Will man demnach, daß die Kuh viele und gute Milch gebe, so suche man das bisher gesagte zu vermeiden, und verfahre nach folgenden Punkten:

Erstlich: Es ist ganz natürlich, daß die Kuh, wenn sie viele von denjenigen Theilen, aus welchen die Milch bestehet oder wird, in gehöriger Proportion erhält, auch viele Milch überkommen und abgeben müsse; wie es im Gegentheil eben so natürlich ist, daß sie wenige, oder schlechte, oder gar keine Milch haben kann, wenn ihr entweder ein Theil dessen, woraus diese kommt, oder mehrere, oder gar alle Theile entzogen werden.

Würde man ihr viel Trank und genugsame Salzung, aber schlecht Futter geben; so würde man von ihr zwar viele, aber rumkose Milch erhalten: ließe man es bey ihr zwar nicht an

vielem,

vielem, fettem, öligtem Futter, auch nicht am Wasser, aber am Salz fehlen, so würde sie doch die Milch versagen, weil sich erstere zwey Stücke ohne letzteres nicht mischen können.

Man füttere demnach mit der Kuh öligtes: geschrotene Körner, fettes Gras, gutes Heu oder Grummet, lasse sie viel saufen, und versäume, damit sie zum Saufen jederzeit Lust habe, nie, ihr trockne Fütterungen und vieles Salz zu reichen, melke sie auch nicht eher, als bis sie vorher über der Tränke gewesen, und sich wohl angesoffen hat.

Bey dem Futtergras merke man sich, daß nicht alles von einerley Güte und Wirkung ist. Das dem Anschein nach fetteste Gras auf leichtem, weissem oder gelbem Leimenfeld ist bey weitem nicht so gut, als das auf ungedungtem, schwerem, kiesigtem Lettenfeld: Der dreyblätterigte, rothe Klee ist gut, aber der Esparset ist doch um vieles besser: das Kraut von gewöhnlichen Kartoffeln übertrift augenscheinlich das von den englischen. Der Haber, unter den man Klee gesäet hat, grün abgeschnitten und verfüttert, ist ohnläugbar eine der besten und wirksamsten Fütterungen in Absicht auf viele und gute Milch.

Zweytens: Man weiß, daß eine Kuh öfters die beste Fütterungen, und also hinlängliche Nahrung zur Milch hat, und dabey doch wenige und schlechte Milch abgiebt; dieses nun

zu verhindern, ist kein anderer Rath als der, daß man nemlich alle Unruhe, alle heftige und anhaltende Bewegung von der Kuh, gerade so, wie von allem, zur Mastung angestellten Vieh schlechterdings abhalte. So wenig der Mastochs, wenn er stets hart bewegt wird, bey allem sonstigem Fleiß, je fett wird; so wenig wird eine Kuh, wie man sie auch behandeln mag, so sie stets unruhig ist, oder umlauft, je milchreich: alle die eingesogene Nahrungs- und Milchtheilgen gehen durchs häufige Ausdünsten wieder hinweg. Niemalen also nehme man die Kuh unter das Joch, oder auf die Waide, sondern halte sie beständig zu Hause im Stalle, bey Ruhe, in Ordnung und Reinlichkeit.

Drittens: Man hüte sich sorgfältigst, der Kuh beregnete, nasse Fütterung vorzulegen, weil sie beym Gegentheil nothwendigerweis an der Milch abnimmt. — Das Vieh, das nasses Gras, es sey auf der Waide oder im Stalle frißt, frißt es immer mit Unlust und mit Schaden, und zwar aus folgenden Ursachen:

a) Nasses Gras wird im Käuen zu batzig, zu klebricht, schiebt sich auf Knollen zusammen, und kann, so hinabgeschluckt, unmöglich gehörig verdauet werden, und dies um so weniger, weil es zugleich durch seine Kälte dem Magen die zur Verdauung benöthigte Wärme benimmt.

b) Liegt

b) Liegt das Gras, naß abgemäht und heimgebracht, nur einige Stunden im Stalle auf einander; so erwarmt es, und daraus folgt das nemliche wieder, und zwar in ungleich größerem Grade.

c) Beym Regnen wirft sich viel Staub auf, welcher sich dann auf das Gras legt; auch wird solches gewöhnlich beym Regenwetter mit Spinneweben überzogen: Jenes, wie dieses aber ist dem Vieh schlechterdings schädlich.

d) Gras zur regnerischen Zeit abgemäht und verfüttert, oder vom Vieh auf der Waide zusammengesucht und gefressen, ist aussen und innen mit überflüßig vielem Wasser angefüllt, und dagegen seines Oels und Salzes beraubt; da nun das Wasser den Wanst zwar ausstopfet, aber keine Fettigkeit giebt; so muß nasses Gras natürlich kraftlos, und zu einer stärkenden und milchmachenden Nahrung durchaus ungeschickt seyn.

e) Es ist endlich sattsam bekannt, daß das Vieh von nassem Gras den Durchfall bekömmt, erkranket, vom Fleisch fällt, sein Fett, und die Kuh ihre Milch verliert, woraus hinlänglich erhellet, daß feuchte Fütterung Unverdaulichkeit, Blähungen, Verstopfungen der Gefäße, und dergleichen Uebel erzeuge, und demnach durch-

aus, besonders bey der Milchkuh, vermieden werden müsse. — Diesem also zu entgehen, und die Abnahme der Kuh an Milch zu verhindern, verfahre man so:

a) Gleich beym Anfange regnerischer Witterung, und das vorzüglich sogleich alsdann, wann man merkt, daß das Vieh über der nassen Fütterung Unlust zeiget, nehme man das nasse Gras weg, und gebe statt dessen trockene, dürre Fütterung.

b) Diese dürre Fütterung aber muß nahrhaft und fett seyn, und der Güte des Grases gleich kommen, damit sie eben so viele Fettigkeit und Milch erzeuge, als dieses, und daß so die Milchgefäße stets gleich gefüllt bleiben.

c) Zu diesem Ende ist die kurze, oder geschnittene Fütterung aus Heu, Grummet und Stroh dienlicher als die lange, weil man ihr Schrot aus Haber, Wicken, u. d. gl. oder im Futtertrog gestossene Rüben, Turnips, Kartoffeln, beysetzen kann.

d) Vor allem dient hiebey das Salz, welches man nicht sparsam auf die geschnittene Fütterung aufstreuet.

e) Hält man auf diese Art die Kuh zu allen Zeiten, und also auch zur regnerischen, immer gut, so versagt sie, wenn sich das Wetter auch wieder umsetzet, die Milch gewiß nicht, und giebt einmal wie das

andere

andere gleich viel ab. Hält man sie aber nur wenige Tage minder gut, als zuvor, so wird man sogleich eine Abnahme der Milch verspüren, die Milchkanäle fallen zusammen, und auch alle nachfolgende beste Fütterung wird ihm die ehedem gehabte Ausdehnung nicht mehr verschaffen.

Viertens: Wie von einer Kuh, welche durchaus wohl besorgt ist, viele Milch auf lange Zeit zu melken? — Die beste Milchkuh giebt nicht immerhin gleich viele Milch: Wann sie gekalbt hat, so giebt sie ein halb Jahr viele, nachher bis zum Wiederkalben wenigere; daraus folgt, daß man die Milchkuh alle Jahre tragend werden lassen müsse. Setzt sie aus, so versagt sie beynahe ganz; kalbet sie aber alle Jahre, so vermehrt sich ihre Milch allemal wieder aufs neue. Ueberhaupt giebt die gar junge Kuh weniger, als die ältere: Das beste Alter ist das Alter von sechs Jahren, bis in das 8—10te, wo sie dann an Verdauungskraft, also auch an Milch abnimmt.

Fünftens: Durch Vernachläßigung der nöthigen Handgriffe beym Melken kann die milchreichste Kuh in kurzem versagen. Die Handgriffe sind diese:

a) Eine Kuh willig zu machen, ihre Milch abzugeben, sich dessen durch Stossen, Ausschlagen nicht zu weigern, ist nöthig, — daß man sie schon als Kalb, und dann so

fort, wenn sie weiter erwächst, endlich tragend wird, bey jeder Gelegenheit und Zeit begreift, überall, besonders aber am Euter betaste, an den Strichen desselben öfters gelinde zupfe, und so damit thue, als ob man sie ausmelke. Hiemit macht man das Vieh zahm, und gewöhnt es an sich, besonders wenn man es dann, so es alles geduldig erträgt, mit einer gesalzenen Schnitte Brod dafür belohnet.

Eine manche Kuh, die von Jugend an eine üble Zucht hatte, die durch Unterlassung des eben gesagten, oder durchs Nachgeben verwöhnt wurde, schlägt und stösset, wann sie gemolken werden soll; hier muß Ernst, heftiges Anfahren, auch Schlagen und Stossen, bis zu ihrem Erzittern, dann aber ein gleich darauf folgendes, unverzagtes, rasches Ausmelken, und, so sie es ruhig ausgehalten hat, ein Streicheln, oder auch eine gesalzene Schnitte Brod das meiste ausrichten.

b) Im Melken muß man Ordnung halten: Man melket die Kuh die erstern zwey Vierteljahre nach dem Werfen alle Tag dreymal, und zwar von acht Stunden zu acht Stunden; im dritten Vierteljahre alle Tag zweymal, Morgens und Abends. Jenes geschieht gemeiniglich im Frühling und Sommer, dieses im Herbst, da die Kühe, wenn Ordnung gehalten wird, meistens im ausgehenden Winter kalben.

c) Bey

c) Bey jedem Melken muß das Euter durch alle und jede Striche rein ausgemolken, so, wie während desselben, an den Strichen stets umgewechselt werden.

d) Je fertiger, je behender gemolken, mit den Strichen im Melken umgewechselt wird, je mehr also die Friction oder das Reiben, folglich die Erwärmung der Milchkanäle zunimmt; desto mehr erweitern sich auch diese, und desto häufiger schießt die Milch in sie ein. Es ist demnach sehr darauf zu sehen, daß nicht langsam, sondern schnell gemolken werde.

e) Nach dem Werfen muß man, da man das Kalb nicht sogleich viel saufen lassen darf, das Euter recht rein ausmelken, auch während dem Saugen des Kalbs allezeit wohl nachsehen, ob das Euter ganz ausgesogen sey oder nicht, in welch letztem Falle es vollends auszumelken ist.

f) Man hat darauf zu sehen, daß auch das Kalb im Saugen an den Strichen des Euters ordentlich abwechsle, und nicht immer an einem, oder zwey Strichen, oder an einem und dem andern mehr, als an den übrigen sauge. — Nichts ist gewisser als dies, daß die Kuh mehr und länger Milch giebt, wenn hierinnen nichts versäumet, und den Milchkanälen nicht Raum gelassen wird, sich zu verengern.

Versagt eine Kuh, welche eine Zeitlang gar nicht gemolken wird, endlich ganz, warum nicht auch ein Strich, der weniger, als der andere, oder etliche Tage gar nicht gezupft wird? —

Die Kuh, die trächtig ist, muß man nicht bis auf wenige Tage vor dem Werfen melken: geschiehet solches, so kann das in ihr liegende Kalb ohnmöglich einen guten Wachsthum erhalten, es muß vielmehr dürre und elend fallen, und wird auch, wenn es gefallen ist, wenige Milch in dem Euter vorräthig finden, also immer in seinem Gedeihen zurückstehen. Wenigstens 7—8 Wochen hat man daher die tragende Kuh vor ihrer Geburt mit dem Melken zu verschonen. — Man glaubt zwar, man könne sie doch melken, ohne Nachtheil des Kalbes, wenn man ihr nur vor und nach dem Werfen körnigte, nahrhafte Fütterungen, als z. E. Roggen, Dinkel, Wicken, Gersten, Haber, u. s. f. gebe. Allein mit einem solchen Verfahren verfehlt man nicht nur seine Absicht, sondern man erzeugt auch noch damit mehrere Nachtheile.

Nie sollte man der Kuh weniger Körner geben, als unter den zween Umständen, da sie trägt, und da sie eben geworfen hat. Ausgemacht ist es, daß die körnigte Fütterung hartleibig macht und verstopfet, woraus eine innerliche Hitze erfolget. Aus dieser entstehet eine schwere Geburt, und bey der Verwundung dabey

bey nicht selten eine tödtliche Entzündung. Will man solchen gefährlichen Folgen vorbeugen, so gebe man andere nahrhafte und zugleich erweichende, abkühlende Fütterung: Esparset, grün oder dürre, Erdbirn, Burgunderrüben, und was dergleichen mehr ist, dienet vortreflich. Thut man noch etwas Gersten- Haberschrot oder Wickenmeel in die Tränke; so wird man sicher und zugleich mit der besten Wirkung verfahren.

Die nämlichen Fehler, die man bey der Kuh macht, macht man auch bey dem Farren. Man läßt ihn hungern bis auf den Punkt des Zeugungsgeschäftes, und dann erst schüttet man ihm im Ueberfluß körnigte Fütterung vor; damit aber wird sein Nervensystem beschwert, und er untüchtig zu dem, was er soll. Zu jeder Zeit gebe man ihm genug, nie zu viel und nie zu wenig, so wird er stets Prästanda prästiren. —

### Der Ochs! —

Dieser wird entweder zur Arbeit, oder zur Mastung im Stalle gehalten. In beeden Absichten ist es allemal räthlich, ihn jederzeit gut bey Leibe zu halten.

Hierohne beraubt man ihn sowohl der zur Arbeit benöthigten Stärke und Kraft, als erschwert man sich auch seine Mastung, welche dann, beym Gegentheil, ohne viele Zeit, und ohne großen Aufwand mit Fütterungen, nicht

geschehen kann. Er muß also in allem Betracht gut gefüttert, und auch bey übriger wohlgeordneter Pflege mit übermässiger Arbeit verschonet werden. Wird er Tag für Tag, von frühe bis in die Nacht, zu harter Arbeit angestrengt, so entgehet ihm nothwendig alles, — Fleisch, Kraft und Muth. —

Was insbesondere die **Mastung** betrift, so ist dazu vor allem die Ruhe eine unentbehrliche höchstnöthige Sache; kann man seinem Vieh solche nicht verschaffen, so ist man auch nicht im Stande, zu mästen. — Will man hiebey sicher gehen, so wähle man eine Jahreszeit, wo es nicht allzuwarm ist: Im Herbst, Winter, Frühling, frisset das Vieh lustiger, der Magen verdauet besser, das Ungezieefer, Mücken u. d. gl. lässet Ruhe, und die Hitze zehret nicht ab. — In Ansehung der Fütterung verfahre man so:

Geschiehet die Mastung im angehenden Sommer, so gebe man den besten Klee, das beste Gras, und das in der Ordnung genug; erwächst unterdessen der Haber so weit, daß er Körner gewinnt, die Wicken, daß sie Schotten haben; so werden beede, jener, wie diese, abgeschnitten, im Hexelbank klein gemacht, und in die Krippe geschüttet, wozu jedesmal Schrot von Haber, Wicken, Erbsen, auch wohl im Wasser gequöllter Dinkel, oder Roggen, neben täglicher Salzung, gethan wird.

Mästet man aber im Winter oder Frühling, so ist pur Heu, oder Grummet, die lange Fütterung; geschnitten Roggenstroh aber mit Heu oder Grummet, die kurze, auf welche bey jedweder Fütterung der Schrot aus Haber, Gersten, sonderlich Wicken, gequöllter Roggen, nebst Salz, nicht mangeln darf.

Die Erdgewächse: Kraut, Rüben, Burgunderrüben, Kartoffeln, u. d. gl. sind sonst immer ein ganz gutes Futter, und geben Fleisch; da sie aber viel wässerigtes und erdiges in sich haben, so wird man damit bey der Mastung nie so gut fahren, als mit gutem Heu, Grummet und Körnern, als: Roggen, Dinkel, Erbsen, Linsen, Bohnen, Wicken, u. s. w. Ueberhaupt die Mastungen alle, die mit Leinkuchen, Sauerteig, gährenden Sachen, warmen Fütterungen, wässerigter Waare geschehen, sind samt und sonders falsch, haben keinen Bestand, und die daraus erzeugte Feiste hält nicht an; so bald ein solches Vieh nur zwey, drey Tage getrieben wird, so fällt es elend zusammen, da im Gegentheil der Ochs, der mit guter langer, und kurzer körnigter Fütterung fett gemacht ist, auf dem langen Weg bis Paris, nur mit Haberstroh und Haberkörnern mit Hexel unterwegs gefüttert, sich bey Leibe, Fleisch und Fett erhält. — Ruhe also, Reinlichkeit, gutes Futter, und dieses in der Ordnung gegeben, nebst öfterer Salzung, machen bey der Mastung das meiste aus. —

Es entstehet hiebey die Frage: Was ist besser und einträglicher, sein Vieh gemästet, oder ungemästet zu verkaufen? — Folgende Gründe sprechen einleuchtend für das erste, nemlich, daß es vortheilhafter sey, das Vieh gemästet, als ungemästet, dürr, zu verkaufen:

Erstlich: Es ist unläugbar, daß der Landmann hauptsächlich darauf zu sehen hat, um vielen und guten Dung von seinem Vieh zu erhalten, damit er durch solchen seinen Feldungen stetshin neue Kraft zum neuen, bessern Ertrag verschaffe.

Der liederlichste Haushalter ist demnach der, welcher entweder den Mist, oder das Heu und Stroh, oder alles zugleich von seinem Gute verkauft. —

Eben so unläugbar ist es, daß unter den Mistarten der Unterschied groß ist: Der Mist der Schafe, des Ochsens, ist besser, als der des Pferds, ja nicht nur dies — der Abfall von einem und eben demselben Thiere wird verschieden, je nachdem solches viel öligtes und viel Salz, oder aber wenige, magere Fütterung ohne Salz empfängt. Bey jener Nahrung wird es, da Oel und Salz das Gute und Wesentliche des dungreichen Mistes ausmacht, auch guten kräftigen Mist, so wie bey dieser wenigen saftlosen abgeben. —

Nehme man nun, daß der, welcher sein Vieh stets dürr und mager verkauft, auch, wie natür-

natürlich nicht darauf bedacht ist, ihm fette, öligte Fütterung zu geben, sondern es nur mit dem schlechtesten Heu, mit Stroh und elendem Gras, so karg als möglich, zu erhalten sucht; so wird man einsehen, wie vielfach er dadurch sich und seiner Oekonomie schade. Da seine Aecker und Wiesen nur immer wenigen, und dazu kraftlosen Dung erhalten; so stehen sie von Jahr zu Jahr im Ertrag zurück, ihre Fruchtbarkeit nimmt sichtbar ab, und der daraus entstehende Schaden ist viel größer, als wenn der Bauer auch all sein Heu und Korn in sein Vieh verfüttert hätte. Klüger demnach handelt der Landmann, der sein Vieh mästet, und dann erst verkauft; Hat er dann auch aus solchem nicht so gar viel Erlöß; so setzt er doch durch den bessern Mist seine Güter in einen guten, stets tragbaren Zustand, und gewinnt damit er ungleich mehr, als er zu verlieren scheint. —

Zweytens; Der Mann, welcher sein Vieh mästet, mästet es, wenn er einsichtig handelt, nicht, wie erzwungen, in ganz kurzer Zeit, in drey, vier Wochen; — er mästet es nach und nach, dazu bedarf er nicht so vieler Körner, das Fleisch setzt sich von der langen, guten Fütterung allgemach an, der Ochs ist stets bey Kräften, und kann dabey, daß er fetter wird, geführt, und beym Feldbau gebraucht werden. Welch ein Vortheil aber für den Bauern, der stets mit starkem, leibigtem, munterm Vieh arbeitet? — Wo die Mastung nicht eingeführt

ist,

ist, oder besorgt wird, da wird der Ochs gemeiniglich so kärglich gefüttert, daß er kaum im Stande ist, sich selbst zu tragen, vielweniger schwere Arbeiten fertig zu thun, wobey also die Arbeit mit ihm lästig ihm selbst, Plage für den Bauern, und dabey immer schlecht gethan ist, ohne großen Ertrag und Nutzen. —

Drittens: Der Landmann, welcher sein Vieh mager, also ungemästet verkauft, zieht zwar den Gewinn ein, der von magerem Vieh, so er erzogen hat, etwa abfällt; er läßt aber dabey denjenigen zurück, den ihm die Mastung, und bey dieser noch der mehrere Wuchs seines Viehs, zuverläßig abwerfen würde. —

Ungemästetes Vieh wird gemeiniglich im dritten, höchstens vierten Jahre seines Alters verkauft, wo man von ihm, wenn man die Pfleg- und Fütterungskosten abrechnet, an Ueberloß wenig oder nichts erhält.

Das Kuhrind gibt inner dieser Zeit noch keine, oder sehr wenige Milch, und das männliche Rind ist bisher unbenutzt, und müßig im Stalle gestanden, und nun, verkauft um zwanzig, auch mehrere Gulden, wie unbeträchtlich ist der Vortheil aus ihm? —

Man nehme dagegen zween Ochsen von fünf Jahren, mit denen man schon ein Jahr gearbeitet, und während dieser Zeit ziemlich vieles über ihre Fütterung verdient hat: Mager verkauft würden sie etwa 10 — 11 Caro-

lins

lins gegolten haben, jetzt aber, nachdem sie 6—7 Wochen in der Mastung gestanden, und an Haberschrot oder Wickenmeel zwey, oder drey Malter in Ruhe verzehrt haben, erlößt man aus ihnen sicher 18 bis 20 Carolins, — wie verschieden ist hiebey und wie beträchtlich der Gewinn? —

Wenn nun derjenige der klügste Haushalter ist, der keinen möglichen Vortheil zurückläßt, so verdient der Bauer, welcher sein Vieh gemästet weggibt, immer den Vorzug vor dem, der das Gegentheil thut. —

**Viertens:** Es giebt Zeiten, wo entweder alle und jede Fruchtsorten, oder auch nur diese und jene, in einem sehr niedrigen Preiße stehen, und so verkauft kaum das Interesse von dem baaren Werth des Ackers, vielweniger die Mühe und Kosten, die auf seinen Bau verwendet wurden, bezahlen. Wenn nun im Gegentheil, zu solchen Zeiten, das Fleisch, Unschlicht, die Häute des Viehes einen hohen Preiß haben; wer wollte wohl läugnen, daß dann die Viehmastung recht vorzüglich gut sey, und der Landwirth bey derselben ganz ungleich mehr gewinne, als wenn er sein Vieh mager seyn lässet, und sein Getraide verkaufet? —

Noch mehr! Es kann kommen, daß das Getraide und Fleisch an diesem Orte, in diesem Lande zwar wohlfeil sind, daß aber beede, oder auch nur das Fleisch, in einem andern entfernten

ten Lande sehr theuer sind, wie viel leichter ist da der Transport des fetten Viehs dorthin, als der des Getraides? Und wie wohl wird man unter solchen Umständen thun, wenn man seine Frucht in sein Vieh vermästet, und damit jene mit diesem nützlich unterbringt? Giebt es doch einsichtige, und durch ihre Einsichten in die Oekonomie reich gewordene Landwirthe, die Jahr aus Jahr ein, die Früchten mögen wohlfeil oder theuer seyn, alle ihre Getraide, so es anders nicht zu theuer ist, in ihr Vieh verfüttern, und dabey besser fahren, als wenn sie solches im Sacke weggäben.

Der Besitzer des Schwärzerhofes, nahe an Mekmühl, im Würtembergischen, hat diese Methode, und dieselbe war ihm ein Mittel mit, sein um ein geringes erkauftes Gut bis auf einen nun großen Werth zu erhöhen. —

Zu diesen, den Vorzug des Mästens vor dem Nichtmästen erweisenden Gründen könnten noch mehrere zugesezt werden, wenn nicht die angeführten bereits zureichend wären, die Sache ausser allen Zweifel zu setzen. Man betrachte diejenige Länder, aus welchen das Vieh dürre ausgeht, gegen die, in welchen es so aufgekauft, dann gemästet, und wieder verkauft wird, und die sichtbare Aufnahme der leztern ist statt aller Beweise. Hohenlohe, besonders das Amt Kupferzell, sey Zeuge! — —

Wenn nun zwar das bisher gesagte meistentheils als wahr anerkannt, und eingestanden

wird,

wird, daß in allem Betracht durch den Verkauf selbst gemästeten Viehes mehr, als durch den Absatz des magern gewonnen werde: so wendet man doch dagegen ein, daß die Mastung nicht in allen Gegenden möglich sey, — man habe die Fütterung dazu nicht, — das Feld sey zu leicht, nicht fett genug, u. d. gl. —

Es sey, — um hierauf zu antworten, — daß ein Land vor dem andern, kraft seiner Natur, die zur Viehmastung erforderliche Eigenschaften habe; so wird doch nimmermehr zugegeben, daß irgend eines, wo Futter- und Fruchtbau ist, gänzlich unfähig sey, dieselbe mit Vortheil zu treiben. Eben das Amt **Kupferzell** hat von Natur größtentheils weisses, mageres, leichtes Feld; wenn nun gleich durch die Erfahrung erprobt ist, daß auf solchem Felde, wie auf dem Sandboden, nur mageres, leichtes Gras, auf schwerem, schwarzem, sonderlich Gypsboden, hingegen gutes, fettes, auch ohne Körner oder Schrot mästendes Gras erwachse: so wird doch, dessen ohngeachtet, die Mastung fast nirgends stärker getrieben, als eben da. Und dieses wird dadurch möglich, daß die Bauern zu ihrer schlechten langen Fütterung Körner: Haber, sonderlich **Wicken**, auch Dinkel und Roggen beysetzen, auf *welche* Art es ihnen um so weniger je fehlen wird, da sie jetzt den Klee in Menge bauen, und ihm durch fleißiges Gypsen eine besondere Fettigkeit und Schwere geben, und eben durch die häufigste

Viehmastung im Stande sind, alle ihre Wiesen fast alle Jahre auch mit Mist zu düngen. Selbst Sandländer würden, so behandelt, mit Wicken, Saubohnen, Klee bebaut, und — welches vorzüglich zu merken ist, — wohl begypset, die treflichsten Erndten zu geben, und die Ausrede, daß in Sand- oder andern, etwas unfruchtbaren Gegenden die Viehmastung nicht möglich sey, auf immer vollkommen widerlegen.

Allein fast allezeit liegen die Ursachen des Viehmästens nicht in der Beschaffenheit des Bodens, sondern in ganz andern Dingen. —

In diesem Lande wird die Viehmastung unterlassen, weil es von jeher in ihm so war, also aus Gewohnheit; und es ist ja bekannt, daß solche bey den Bauern fast immer am längsten und festesten haftet. —

In jenem Lande sind die Feldgüter aufs schlechteste ab- und eingetheilt: alles gute Feld ist Acker, nur die Sümpfe sind Wiesen.

In einem andern Lande ist der Bauer faul: er jagt sein Vieh auf Waiden, reiniget es nicht, füttert es schlecht und nicht in der Ordnung, errichtet beym Abgang natürlicher Wiesen keine künstlichen, säet keinen Klee, keine Saubohnen, Wicken, u. d. gl.

Hie und da verkauft man sogar das Heu, das Stroh, zuletzt noch den Mist, daß das

Feld mager bleiben muß; wie kann da irgend eine Mastung gelingen, oder fortkommen?

Man wendet auch ein, daß man bey dem vielen Fuhrwesen der Ochsen nicht schonen, und also auch beym Mangel der Ruhe nicht mästen könne. — Freilich, wo des Fahrens zu viel ist, da ist des Mästens nothwendig sehr wenig; allein warum fährt man auch so viel? — Die Frohnen, sagt man, sind Schuld daran; — Ach! der verwünschten Frohnen! Die Pest aller Länder, wo sie noch eingeführt sind! die Herrschaften müssen da zu ihrem und ihrer Völker Wohl rathen! — —

Aber auch viele Bauern treiben freywillig so schädliches Fuhrwerk, sonderlich die nahe an Städten, wohin sie allerhand beständig führen, und glauben, viel zu gewinnen, wenn sie hin und wieder etwas an baarem Geld verdienen; allein, damit verderben sie ihr Vieh, versäumen die Mastung und ihr Hauswesen, verschleppen den Dung, und richten so ihre Güter und sich zu Grunde. — Hieben muß die Landespolicey wachen, diesen, wie andere Misbräuche und schädliche Gewohnheiten, abschaffen, und dagegen auf die Einführung nützlicher, zur Beförderung der Viehmastung und der damit verbundenen Aufnahme des Landes beytragender Gebräuche bedacht seyn! —

Nicht aber mit Gewalt und Zwang, — was aus Zwang geschiehet, hat nie einen gu-

ten Fortgang, — sondern mit gelinden und dadurch desto wirksamern Mitteln! Zuvörderst muß der Kleebau, als die Grundlage der Stallfütterung und folglich auch der Mastung, in Gang gebracht werden. Und um dieses zu bewerkstelligen, muß man den Huthungen, Triften, und der Brache den Abschied geben, die Gemeinheiten cassiren, und all das zum Futterbau verwenden.

Dürfen dann die Kleeäcker nicht mehr durch den Uebertrieb des Schaf- und andern Viehs leiden; so wird sich der Landmann gewiß bereitwillig zu ihrer besten Bearbeitung finden lassen, besonders, wenn er dazu noch durch ausgesetzte Preiße und den zu hoffenden Beyfall seiner Landesherrschaft aufgemuntert wird.

Und wie? Sollte diese nicht es für billig halten, den gemeinen Mann durch solche Lockungen zur Einführung einer Sache zu reizen, wovon in der Folge der größte Nutzen in ihre eigene Schatulle zurückfällt?

Wird sie ein paar Jahre nach einander einige Preiße auf den Kleebau selbst, und zwar nur für den gemeinen Mann, also aussetzen, daß theils der, so die höchste Morgenzahl an Klee beweisen kann, theils der, so am meisten guten Kleesamen erzogen hat, darauf Ansprüche machen können, und werden zugleich noch einige Accessitpreiße von Kleesamen hinzugethan, oder auch den ersten Anfängern etliche Portionen

tionen unentgeltlich in die Hände gespielt werden; gewiß, so wird der glücklichste Erfolg das Resultat davon seyn.

Freilich, muß auch zugleich mit gutem Beyspiele vorangegangen werden, und eben dazu können die Kameralgüter dienen. Wenn da zuerst die Probe gemacht wird, so, daß man den Bauern hinführen, und sagen kann: Komm — und siehe den erwünschtesten Effekt auf den Feldungen und im Stalle! — dann geht er, überzeugt durch eigene Augen, hin, und thut deßgleichen. —

VIII. Von

# VIII.

## Von den Krankheiten des Viehes! —

Da krankes Vieh bey gesundem in einem Stalle zusammen nicht wohl stehet, indem durch jenes leicht eine Ansteckung bey diesem entstehen könnte; so ist ein abgesonderter Krankenstall, wohin man das Vieh sogleich, wann es vom Fressen und Saufen zurückstehet, oder andere Kennzeichen einer innerlichen oder äusserlichen Krankheit äussert, bringt, in einer wohlbestellten Oekonomie eine sehr nothwendige Sache. —

Eben so nothwendig ist es dann auch, daß man sogleich einen vernünftigdenkenden Vieharzt, der sich nicht mit Quacksalbereyen, Teufelsbeschwörungen, sympathetischen Kuren, u. d. gl. abgiebt, zu Rathe ziehe, und dagegen aller Pfuscher, die alle und jede Krankheit für Hexerey ansehen, sich gewaltsamer bisheriger Klostermittel, z. Ex. Lukaszettelgen, geweihter Palmen und dergleichen, welches heutiges Tages zum Auskehrigt geworfen wird, bedienen, sich gänzlich enthalte. — Hier ein paar Recepte:

Wider äusserliche Schäden: Geschwulsten, Wunden, die durch Stossen, Fallen, Schlagen, oder auf eine andere Art entste-

entstehen, sie mögen auch gefährlich seyn, bediene man sich keck des **Mineralwassers**, das so verfertigt wird:

„Man nimmt ½ Loth Kampfer, der mit „drey Loth gutem Weinbrandewein aufgelöst „wird; dann nimmt man 1 Loth Bleyzucker, „reibt ihn in einem Glas voll Wasser ab, thut „hierauf zu beeden eine Maas Brunnenwasser, „schüttet alles zusammen in einen steinernen Krug, „und stellts so bis zum Gebrauch an einen küh„len Ort, wo es Jahre lang gut bleibt.

„Will man davon gebrauchen für diesen, „jenen äusserlichen Schaden; so wird der Krug „wohl geschüttelt, davon herausgegossen, warm „gemacht, ein etlichemal zusammengelegtes Lei„nentuch damit befeuchtet, und dieses in 24 „Stunden etlichemal wiederholt, der Wunde „übergelegt. —

**Lauft das Vieh von Blähungen auf,** so gebrauche man folgendes sehr bewährtes Mittel:

„Man nimmt zu einem großen Stück Vieh „3 bis 4 Pfund kuhwarme Milch, zu einem „kleinern weniger, mischt darein 1, auch 2 Löf„fel voll geriebenen Schnupftobak, — der „Waizen ist der beste, — schüttet solches dem „Vieh ein, treibt es etwas herum, uud so be„kömmt es alsobald Oefnung. Hat man nicht „warme Milch von der Kuh, so wärme man „schon gemolkene süsse Milch, und bediene sich „derselben, wie beschrieben.

Das, was wider das Auflaufen, oder Aufblähen am gewissesten hilft, ist der Stich, von dem man sich auch dann noch eine gute Wirkung versprechen darf, wenn innerliche Mittel nicht anschlagen, wenn die Haut schon wie ein Trommelfell angespannt ist, oder das Vieh sich gar legen will. Er geschieht so:

„Man stoßt ein nicht allzulanges ordinaires „spitziges Messer, das mit einem Tuche so weit „umwunden ist, daß davon nur etwa 3 Zolle „hervorragen, auf der linken Seite (auf der „rechten ists leicht gefährlich) zwischen der letz„ten Rippe, dem Hüft- und Kreuzknochen, ge„rade in die Mitte der Weiche (Hungerlücke) „mehr senkrecht als geradezu, in den jetzt auf„getriebenen hohlen Bauch hinein, bey erwach„senem Vieh eine Spanne, bey jüngerem eine „halbe Spanne tief, und, damit sich nicht „Häute oder Fett vor den Stich hinschieben, „welches leicht geschehen kann, und wodurch, „wenn es geschieht, das Auslassen der Winde „gehindert wird, so stecke man eine Röhre von „Holder oder anderm Holz, die oben einen „Knopf haben muß, damit sie nicht hineinfällt, „in den Leib, ziehe das Messer heraus, und „lasse blos die Röhre eine Zeitlang stecken, bis „in etwa einer Viertelstunde alle Dünste heraus „sind, wo dann auch die Röhre herausgenom„men, das Vieh ein wenig auf- und abgeführt, „die Wunde rein gehalten, ja nicht zugenäht „oder mit einem Pflaster belegt, sondern nur „mit dem oben beschriebenen Mineralwasser

„einige Tage ausgewaschen wird, worauf sie „ohne Gefahr leicht zuheilt. Während der „Kur gebe man, sonderlich die ersten Tage, „nicht viel zu fressen, auch nichts blähendes, „und jedesmal nur wenig, aber desto öfter. —

Wider die Lungensucht beym Vieh ist folgendes Mittel durch vielfache Erfahrung ganz erprobt erfunden worden:

℞. zum Trank:

Schwalbenwurz, Osterlucey, Enzian, kleine Königswurzel, Lungenkraut von jungen Eichen, Geißbartwurzel, kleine Binzenwurzel, Klettenwurzel, Liebstökel, jung Eichenlaub, Lindenlimpfe, Seidenbast, jedes eine Hand voll, in einem Kessel mit Wasser gesotten. Davon giebt man dem Vieh anfangs wenig, nach und nach immer mehr.

Zu einem Pulver:

2 kr. Federweiß, 2 kr. Bleyweiß, 2 kr. Lorbeer, 1 kr. Pfeffer, Gebeine vom Vieh, die man brennet und zu Pulver stösset, Allermannharnischwurzel, 2 kr. Allaun, Wermuth und Enzian, alles gepülvert; davon giebt man dem Vieh des Tags dreymal, erstlich einige Messerspitzen voll, und so alle Tage mehr, und jedesmal darauf einen Schoppen Menschenharn; dann nimmt man das Vieh überall an der Haut, und schüttelt, bewegt es, so gut man kann.

Alle Nacht giebt man dem Vieh 3 oder 4 Messerspitzen Federweiß auf einem Brod mit etwas Salz.

Man sagt auch, ein probates Mittel, sein Vieh vor einer ansteckenden Viehseuche zu bewahren, ohngeachtet es nahe bey angestecktem stehe, und von einerley Wasser saufe, sey der Honig; wenn man nemlich jährlich, 3 Wochen nacheinander, und zwar jede Woche nur einmal, einen Löffel voll reinen Honig, mit einem Wullkrautblatt umwickelt, daß er nicht ausfließen kann, dem Rindvieh Morgens frühe nüchtern einschütte; so könne es nie angesteckt werden. —

Ob dieses leztere Mittel Probe halte, verdient untersucht zu werden; zuverläßig aber ist dies, daß dasjenige Vieh, das nicht auf Huthwaiden getrieben, das nicht mit nassem, beregnetem Futter gespeist, das vielmehr in der Ordnung, bey fleißiger Reinigung, im Stalle gehalten, bey der Arbeit nicht übertrieben, und dem zugleich öfters, die Woche etlichemal, Salz gegeben wird, — daß ein solches Vieh gesund, und von allen Seuchen befreyt bleiben wird. —

Oefters übersaufen sich die Kälber an der Mutter, erkranken und sterben; daran ist nichts als die Unverdaulichkeit der vielen fetten Milch, die im Magen gerinnet und als geballter Käß daliegt, Schuld.

Hierwider ist kein sichereres Mittel als das, was solche Fettigkeiten auflöset; das Salz: Küchensalz oder Weinstein.

„Man

„Man löse diese in Wasser auf, und gebe „dem Kalb alle halbe oder alle Stunden etliche „Löffel voll ein.

Ein Durchbruch, der sich bald einstellen wird, wird es wider das Umfallen schirmen.

So viel von Krankheiten und Arzeneyen! Zu wünschen wäre, daß man hievon mehr wüßte und zu sagen verstünde; dieses Fach ist aber noch gar zu schlecht bearbeitet; ist es doch auch Gott wohlgefällige Barmherzigkeit, die man dem Vieh mitleidig erweiset.

# VIIII.

## Von den Dienstboten, Knechten und Mägden, wie sie zum Besten der Haushaltungen in eine bessere Ordnung zu bringen sind.

Die Ehehalten, Knechte und Mägde, haben auf ein jedwedes Haushalten einen sehr mächtigen Einfluß, und so wie ihre Aufführung gut oder schlecht ist, so befördern sie auch bald den Vortheil, bald den Nachtheil einer Haushaltung. Da es ohnmöglich ist, daß auf einem, nur etwas weitläuftigem Gute der Hausvater oder die Hausmutter alle Arbeiten mit eigener Hand verrichten, alles selbst angeben, oder aller Orten stets aufsehen kann; so ist es leicht begreiflich, daß durch sie, die Dienstboten, je nachdem sie einsichtig oder unverständig, fleissig oder faul, getreu oder falsch sind, Gutes oder Böses geschehen muß. — Knechte und Mägde bleiben also in allem Betracht ein wichtiger Gegenstand des Landwirths nicht nur, sondern auch selbst des Staats, und solches um so mehr, da von jeher die Klage über das Betragen derselben allgemein war, und da wirklich die Erfahrung giebt, daß sie bey der Einführung einer verbesserten Landesökonomie, der Stallfütterung und vernünftigern Viehzucht, nicht wenig hinderlich sind. —

Weiß

Weiß man die Ursachen, aus welchen ein Uebel entstehet, so kann man wider solches um desto zuverläßiger rathen! Woher also das größtentheils schlechte Verhalten der Dienstboten? — Folgendes mag vielleicht einen Aufschluß darüber geben:

In der Beschaffenheit der Erziehung, die der Mensch in seinen ersten Kindesjahren erhält, ist beynahe schon sein ganzes künftiges Verhalten, wie selbst auch sein Schicksal, enthalten; die ersten Eindrücke, die wir empfangen, haften am längsten, und sind die wirksamsten unter allen. — Aus dieser so sehr gegründeten Bemerkung läßt sich schon abnehmen, warum der größte Theil der Dienstboten nichts tauge, und den Haushaltungen mehr hinderlich als förderlich sey: — sie werden am wenigsten zu dem erzogen, was einstens ihres Berufs ist. —

Sie sind gemeiniglich Kinder armer Eltern, des niedrigsten Volks, und so wenig der Arme und Niedrige seiner Niedrigkeit und Armuth wegen, besonders wenn sie unverschuldet ist, Verachtung verdient: so sehr verdient er sie, — dem größten Theile nach genommen, — seiner widrigen schlechten Denkart und seiner eben so schlechter, häßlicher Sitten wegen. Hört man den Pöbel mit seinen Kindern, die zu Knechten und Mägden erwachsen, über den Arbeiten sprechen, so sucht er sie von allem, auch selbst angenommenen, Fleisse zurückzuhalten, redet so verächtlich von den Arbeiten ihres künftigen Berufs,

rufs, „es hat sich noch niemand reich geschaft, „man wär' ein Narr, wenn man sich des elen„den Lohns wegen angreifen wollte, u. d. gl." daß sie natürlich endlich einen Ekel dagegen bekommen müssen; Und wie der mündliche, so auch der thätliche Unterricht! Gewiß, keine Eltern halten ihre Kinder weniger zum Guten an, als arme, die nichts haben. Wenn der Bauer in seiner Erziehung fast immer ernsthaft, streng ist, und die Seinigen zum Gehorsam und zur Arbeit angewöhnet; so thun jene gerade das Gegentheil. Ehe sie ihren Kindern etwas auflegen, ehe verrichten sie es selbst, lassen solche bis in ihr siebendes, achtes Jahr auf der Gasse, im Nichtsthun herumschwärmen, da eine böse Gewohnheit nach der andern annehmen, schicken sie endlich schon im Müssiggang und in der Bosheit stark geworden, in die Schule, kümmern sich nichts darum, ob sie da was lernen oder nicht: halten sie am wenigsten selbst dazu an, richten vielmehr alle ihre Absicht dahin, um sie dem Unterricht in der Schule bald wieder zu entziehen, suchen demnach den Lehrer durch ihre fürgeweinte Armuth dazu zu bewegen, sich selbst aber von dem zu bezahlenden Schulgelde zu befreyen. —

Nun ist das Kind zwölf und mehrere Jahre alt, und hat ausser der armseligen Kunst, Buchstaben zusammen zu setzen, und einige Fragen aus dem Catechismus auswendig herzuplappern, nichts sonst gelernt oder begriffen, und seine

Eltern sind damit hinlänglich zufrieden; dann, wie sie glauben, daß alle ihre Arbeiten ihnen keinen Bauernhof verschaffen; so glauben sie auch, daß gut Lesen und Schreiben und eine richtige Einsicht in die Wahrheiten der Religion für ihre Kinder, die keine Gelehrte werden sollen, eine durchaus fruchtlose Sache sey. — Was soll nun aus dem zur Faulheit schon verwöhnten Knaben noch werden? — Er wird ein paar Jahre ein Waidebub, ein Gäns- und Schweinhirt, leget damit auf immer das Christenthum, Lesen und Schreiben, als etwas, das ihn gar nicht mehr angeht, gänzlich hinweg, wird so, in der Gesellschaft anderer, eben so schlecht erzogener Menschen von Tage zu Tage schlimmer, sieht sich endlich, weils seine Eltern so haben wollen, bey einem Bauern nach einem Dienste um, und tritt in solchen ein. Allein, in nichts unterrichtet, verzärtelt, grob, zu aller Arbeit zu träg, findet er jedes, das ihm sein Herr aufgiebt, zu schwer, jedes Wort der Ermahnung bringt ihn zur Klage bey seinen Eltern über dem harten Bauern, wird von diesen bemitleidet, zum Starrsinn und zum Aufkünden angereizt, läuft aus zwey, drey Diensten in einem Jahr hinweg, und ist auf diese Art ein unbrauchbares schädliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Dies alles ist die unselige Frucht schlechter Erziehung und schlechter Beyspiele, die immer zusammen gepaart sind. Was siehet und höret

er

er anders von seinen Eltern? Haben sie kein Taglohn, so liegen sie bis in Tag hinein im Bette; haben sie Geschäften, so verrichten sie solche nachläßig, aus Zwang, nur vor Augen den Menschen zu gefallen, hinterwärts voll Tücke, Untreue, Neid gegen die, denen sie arbeiten; ist etwas verdient, so wird es, wie es eingenommen wird, auch wieder verfressen, mitunter geht man auch Nachts auf Raub, auf Holz- Obst- Gemüsstehlen aus, und richtet seine Kinder ebenfalls darauf ab, und hält dieses eben so unrecht und strafbar nicht. Ja, wer nur eine geringe Kenntniß von den, unter dieser Art Menschen herrschenden Gesinnungen und fest eingewurzelten Vorurtheilen hat, der weiß, daß sie die abscheulichste, zum Diebstahl gerade hinführende Meynungen in Ansehung des Vermögens wohlhabender Leute unter sich fortpflanzen, und darnach unablässig bey jeder Gelegenheit im Finstern verfahren. Beweisen dieses nicht deutlich die unter ihnen im Schwange gehenden Redensarten: — Was einem nicht aus dem Wege geht, das muß man nur mitnehmen; — was ich nehme, nehme ich mir, und keinem andern; — wenn der Bauer zu reich wird, so hängt er sich auf, u. s. w.? — Daher kömmt es, daß dieser Leute Kinder so viele Felddiebstähle, ganz ungerügt von ihrem Gewissen, ohne alle Schaam begehen, und damit des Betrugs, der Kaperey und größerer Diebstähle gänzlich gewohnt werden. —

So bringen die meisten Dienstboten von ihren Hütten aus schon alle Laster mit sich in ihre Dienste, handeln da treu- und gewissenlos, sind Schuld, daß der Hausherr, bey dem Neuen, so er anzunehmen begehrte, nicht fortkommt, werden als Knechte Verführer der Töchter eines Hauses, und als Mägde Huren, die den Bauernsöhnen nachstellen, sie an sich locken, zur Unzucht verleiten, und so öfters eine ganze Haushaltung zu Grunde richten. Und alles zusammen stammet aus der schlechten Erziehung selbst schlecht erzogener Eltern; so gehen die Laster zum Schaden für den Hausstand von Generationen zu Generationen immerhin fort! —

Die schlimmen Folgen einer schlechten häuslichen Erziehung äussern sich um desto zuverlässiger und sichtbarer, wenn dazu noch ein schlechter Unterricht in Kirchen und Schulen kömmt, und leider ist dieser nicht aller Orten so, wie er seyn sollte und könnte. — So lange die Kinder des Pöbels, die dienen sollen, nicht besser, als größtentheils geschiehet, sowohl in ihren Pflichten, die sie der Gesellschaft und ihrem eigenen zeitlichen Glücke schuldig sind, als auch in den ihnen selbst daraus, so sie solche beobachten, unausbleiblich erwachsenden Vortheilen unterrichtet werden; so lange bleibt auch die Hofnung, durch sie die Haushaltungen zu beglücken, ohne Erfüllung.

Es ist nothwendig, daß die Lehrer in Kirchen und Schulen ihre Zuhörer zu einer seligen

Ewigkeit anhaltend unterrichten, daß sie ihnen zu dem Ende, besonders in der Jugend, die Hauptsätze der Religion ins Gedächtnis prägen, verständlich machen, und ihre Befolgung eindringend empfehlen; allein, wird nicht noch meistentheils zu abstrakt gelehrt und gepredigt, wenigstens zu abstrakt für den Pöbel, der ganz ausser Stand, aus so abgezogenen Sätzen und allgemeinen Wahrheiten die einzelne Pflichten seines Lebens mit ihren Bewegungsgründen herauszufinden, und auf sein Thun und Lassen gehörig anzuwenden? —

Oder steht das Christenthum mit dem alltäglichen Leben, mit den Geschäften dieser Zeit, in keiner Verbindung? Sind Himmel und Hölle die einzigen rechtmäßigen Triebfedern zur Frömmigkeit? — Wenn die Religion unsere Führerin in allen Verhältnissen unsers irdischen Daseyns bis zum Grabe hin seyn, und uns hier schon beglücken soll; o so muß es auch für den Lehrer derselben Pflicht seyn, einem jeden nach seinem Stand und Beruf Anleitung zu geben, wie er darinn seinen Nebenmenschen und sich zum Besten leben, und des Wohlgefallens seines Schöpfers sich würdig machen solle. Und will er hierauf arbeiten, wahrlich! so wird er nicht im Allgemeinen stehen bleiben, sondern auch ins Besondere gehen, und vorzüglich in den Catechisationen der Jugend die Pflichten eines guten Bürgers, eines gewissenhaften Arbeiters, eines treuen Knechts, einer treuen Magd, u. s. w.

mit möglichster Deutlichkeit zu entwickeln, und den Nutzen oder Schaden, den die Beobachtung oder Unterlassung der häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden unausbleiblich nach sich ziehen, einleuchtend, und in Gleichnissen, Beyspielen, anschauend darzustellen, sich bemühen.

Wenn auf diese Art schon frühe in die Gemüther der Menschen brauchbare Wahrheiten gepflanzt werden; so werden sie gewiß darinn zu guten Gedanken, frommen Empfindungen und Entschließungen reifen, und dereinstens, in den Jahren der Thätigkeit, die schönsten Früchten hervorbringen. —

Würde nur endlich auch einmal nicht mehr so oft von den Kanzeln herab der lieben Armuth das Wort geredt, und hörte man doch auf, dem Reichthum und seinen Besitzern unbedingt das Urtheil zu sprechen! — Darauf steift sich der Pöbel, hält Sparsamkeit, Ordnung und Arbeitsamkeit in irdischen Geschäften für sündlich, wird liederlich in allem, und glaubt, mit Faullenzen und Beten den Himmel zu verdienen.

Armuth, und zumal verschuldete, reizt zu weit mehreren und größeren Verbrechen, als nimmermehr der Reichthum; dieser kann geizig, ungerecht, lieblos machen, aber jene nicht auch? — Was ist dem durch Verschwendung in Dürftigkeit Versunkenen zu schlecht, zu dem er sich nicht herabwürdigte? — Wer im Ge-

ringen nicht getreu ist, wie kann der's im Grössern seyn? — Wer zu träg ist, Zeitliches zu gewinnen, ist es gewiß auch in Rücksicht auf das Ewige. — Dieses, das so ganz die Erfahrung für sich hat, berechtiget zu dem Rath an die Lehrer in Kirchen und Schulen: — Präget die Pflicht euren Lehrlingen zur Arbeitsamkeit, Emsigkeit, und des Eifers in zeitlichen Geschäften tief ein, und sagt es ihnen ohne Scheu; es gründet sich ja auf mehrere Aussprüche der h. Schrift, — daß ohne Treue und Gewissenhaftigkeit hierinn weder hier, noch dorten dauerhafte Glückseligkeit möglich sey! —

Ein fernerer Grund von dem schlechten Benehmen des Haltervolks liegt darinn, weil seinen Unarten nicht mit hinlänglichem Ernst von Seiten der Obrigkeiten Einhalt gethan wird. — Es sind zwar Gesetze vorhanden, in welchen das gegenseitige Verhalten der Herrschaften und Dienstboten bestimmt ist; allein, wie mangelhaft wird darüber gehalten, und wie nur allzugewöhnlich ist es, daß diese gegen jene, wenn es zur Klage kömmt, Recht erhalten? — Es ist wahr, unsere Knechte und Mägde sind nicht mehr wie ehemals Sclaven, — und wohl der Menschheit, daß diese Unmenschlichkeit abgeschaft ist! — Aber, soll es dann deswegen dem Gesinde ungeahndet hingehen, wenn es sich alle mögliche Unordnungen erlaubt, wenn es bey jedem unbedeutendem Anlaß aus dem Dienste läuft, und dadurch den Herrschaften

Verdruß

Verdruß und Schaden verursacht wird? So steift es sich dann auf diese unbillige Schonung, trotzt bey jeder etwas ernstlichen Ermahnung mit dem Weggehen, wird widerspenstig, und auf viele andere Arten schlecht. Einmahl, so lange nicht bessere und strengere Gesetze hiewider eingeführt, und geltend gemacht werden; so lange von Beamten und Richtern dem Bauern, vermuthlich aus einer gewissen neidischen Härte gegen ihn Unrecht, und dem Gesinde, aus einer übelangebrachten Weichherzigkeit gegen es, Recht gegeben wird; so lange das Herumschwärmen und Lermen an Sonn- und Feyertägen den Ehehalten so gleichgültig übersehen, und überhaupt ihre Ausgelassenheit nicht mit mehr Strenge bestraft wird; so lange ist auch alles Predigen und Warnen vergebens. —

Doch auch die Herrschaften, die Herren und Frauen selbst, haben öfters die Schuld, daß ihnen von ihren Dienstboten so vielfacher Verdruß erwachset.

Es gehört sehr vieles dazu, daß sich ein Herr so gegen seine Dienstboten verhält, daß sein Ansehen nicht Noth leidet, und daß er stets in allen seinen Befehlen so viel Nachdruck behauptet, daß sie ohne Murren, unter Furcht und Liebe gethan werden. — Die Ehehalten sind schlau genug, auf alle Handlungen ihrer Herrschaften zu lauern; entdecken sie den Herrn oder die Frau auf unerlaubten Wegen, wozu sie auch wohl selbst behülflich sind, so haben sie

wonnen. Die Magd im Stalle, in der Scheune, bey der und jener Arbeit mit dem Herrn allein, oder auch von ihm selbst aufgesucht, wie oft verschneidet sie nicht da dem Simson die Haare? Er erliegt ihr im Schoose, und bereitet sich damit unausbleiblich seine Grube; das Schicksal vieler Landleute nicht nur, sondern auch vieler adlichen, gräflichen und fürstlichen Oekonomen — Der Knecht sieht unterdessen durch die Ritze der Wände das Unrecht, oder die Magd rühmt sich dessen gegen ihn aus vielerley Absichten, oder er wird von dem Herrn selbsten mit in die Lasterthat verflochten; was folgt anders, als daß nun das Gesinde Herr, und der Herr Sclav wird? — Will er nun noch was gebieten, erwacht der Stolz, so wird mit dem Verrathen gedroht, er muß sich schmiegen, sich plündern und mishandlen lassen, so viel und so lange es jenen nur immer gut dünkt. — Machts die Frau so, so erfolgt das nämliche. — Manche Haushaltung gehet zu Grunde, niemand weiß wie? Sieht man da nicht die Ursache? —

Ist nun aber das nicht, so sind doch wieder andere Fehler in der Aufführung der Herrschaften gegen das Gesinde. — Sie verstehen selbst keine Haushaltungskunst, haben keine Erfahrung, keine Handgriffe, sie wollen von den Dienstboten erst lernen; aber weit gefehlt, wenn diese ihren Herrn, ihre Frau übersehen; es mindert augenblicklich die Achtung. —

Oder,

Oder, sie sitzen und plaudern zusammen bald über den, bald über jenen, über die Leute, bey denen der Dienstbote vormals im Dienst war, vertrauen sich untereinander ihre Heimlichkeiten, die Frau spricht mit der Magd von dem Manne, diese mit jener von ihren Liebesaffairen, u. d. gl. wie sollte da nicht aller Respekt gänzlich verlohren gehen? —

Es kann auch geschehen, daß der Herr, die Frau des Hauses, gegen ihre Knechte und Mägde zu rauh sind, nichts als Poltern, Schimpfen und Fluchen, Zuschlagen, ihnen kaum ein gutes Wort geben, ja sie weit verächtlicher und schlechter, als ihre Hunde und Katzen behandeln. So werden sie dann auch stockisch und grob, sinnen nur auf Rache gegen ihre, sie so mishandelnde Herrschaften, und berauben und plündern sie zum Tort, wo sie nur können. —

Gelindigkelt muß ohne Vertraulichkeit, und Ernst ohne Härte und Grausamkeit seyn! —

Die Kinder eines Hauses tragen nicht selten vieles zu den Unordnungen der Ehehalten bey; sie verfuhren entweder, und lassen sich verführen, oder sie sind nasenweise genug, die Obrigkeit im Hause spielen zu wollen, wodurch sie dann nichts, als Widerwillen, Zank und Streit, und Aufhalten in Geschäften verursachen. Wo nicht in einem Hause durchaus alles in Ordnung gehalten wird, und wo nicht jedwede Person darinn ihr bestimmtes angewie-

seines Geschäft hat, da ist schlechterdings kein Gedeihen zu erwarten, und wo viele Herren sind, da ist nur Unordnung und Verwirrung. —

Eine verderbliche Plage für die Haushaltungen in Absicht auf ihr Gesinde sind vielfältig neidische, böse Nachbarn. Der heimlichen Gänge, durch welche der Neid den Grund der Wohlfahrt einzelner Familien zu untergraben sich bemüht, sind viele, aber einer davon ist gewiß der, — dem Nachbarn die Ruhe seines Hauses durch das Aufwieglen der Ehehalten zu stören. —

So bald der neidische, falsche Nachbar fleissige, getreue, ordentlich lebende Ehehalten bey denen, welchen er zuwider ist, entdecket, so bald sucht er sie ihnen entweder zu entziehen, oder zu verderben. Dazu bedient er sich allerhand unerlaubter Mittel: Er macht sich entweder an den Dienstboten, oder an die Herrschaft, oder an beede zugleich; dieser raunet er von der Untreue jener, jenen aber von der Härte dieser, von schlechter Kost, vieler Arbeit, wenigen Freyheiten, u. s. f. beständig in die Ohren, macht sie mistrauisch gegen einander, giebt auch zum Unterschleif Anlaß, erregt Schwätzereyen, und was so von schlechten Leuten sonst geschieht. Dadurch wird das Gesinde aufgehetzt, verdorben, und die Ursache vielfacher Verdrüslichkeiten für eine Haushaltung. —

Endlich kommen noch allerhand äusserliche Umstände hinzu, die die Unordnungen der Ehe-

halten

halten begünstigen, und so lange denselben nicht Einhalt gethan wird, so lange bleibt es auch unmöglich, sie zur gewünschten Ordnung einzuleiten.

Umstände dieser Art sind:

Die unrechtmäßige Anwendung der Sonn- und Feyertägen, welche ihnen eigen zu seyn dünken, und die sie dann unter Unordnungen, im Wirthshause, unter Spiel, Tanz und Saufen zubringen, und sich damit auf die ganze Woche hinein unbrauchbar und verdrossen zu allem machen; —

Ferner das Marktlaufen, wo obige Unarten noch übermäßiger getrieben werden; —

Das nächtliche Herumschwärmen und Liegen in den Armen der Hure, ohne daß die Herrschaften durch sorgfältige Aufsicht solchem Unwesen vorbeugen; wie kanns da mit dem Geschäfte bey Tage gut gehen, wo die Nacht so schlecht hingebracht wird? — u. s. w. —

Das bisher gesagte entdecket die Quellen, aus der die Unarten des Gesindes entspringen, welche für die Haushaltungen und in der Folge für den ganzen Staat so nachtheilig sind. Wie diese Quelle zu verstopfen? — Möchten nachstehende Vorschläge dazu beytragen! — Und sie würden zuverläßig dazu beytragen, wenn sie allgemein befolgt würden! — Und dieser Wunsch kann erreicht werden, wenn die Obrigkeiten ins Mittel treten, — wenn sie die ihnen von

Gott verliehene Gewalt dazu gebrauchen, um das Laster scheu zu machen, die Tugend zu befördern, das hinzuwegräumen, was ihr entgegenstehet, und durch diese ihre selige Bemühungen unter allen Ständen Glück und Segen zu verbreiten! —

1) Es muß nicht zugegeben werden, daß die Kinder, so bald sie Kräften zu irgend einer leichten Arbeit haben, auf den Gassen müssig herumschwärmen; sie sollen vielmehr von den Eltern zu Hause zu irgend einem, ihren Leibs- und Seelenkräften angemessenen Geschäfte angehalten werden.

Kinder von vier, fünf, sechs Jahren, je nachdem ihre Fähigkeiten sich früh oder spät entwickeln, sind schon im Stande, nicht nur etwas zu erlernen, sondern auch zu verdienen; haben sie Kraft, mit unnützen und doch ermüdenden Dingen sich zu beschäftigen, so haben sie solche auch, etwas Gutes zu thun. Es giebt ja auch in der kleinsten Haushaltung allerhand kleine, nicht beschwerliche, unterhaltende Arbeiten, die gethan werden müssen, welche dem Erwachsenen die Zeit wegnehmen, und wozu doch das Kind von diesem Alter fähig genug wäre.

Lasse und lehre man es Sackschnüre, Grastücherbände machen, kleine Körbe flechten, etwas schnitzeln, das Mädchen nähen, u. d. gl.

so

so wird ihm dieses statt des Spiels auf der Gassen, und in der Folge doch nützlich. Muntere man dann auch seinen Fleis durch kleine Belohnungen auf! —

Hiebey aber darf die Schule schlechterdings nicht versäumt werden, vielmehr sollen die Eltern ihre Kinder, so bald sie fertig und deutlich sprechen können, unabläßig dazu anhalten, wie auch eben so ernstlich dazu, daß sie zu Hause sich sowohl jederzeit darauf vorbereiten, als auch das Erlernte jedesmal wiederholen, und sich im Schreiben, Lesen, selbst üben, als worohne der Schulunterricht wenig oder nichts fruchtet. Geschieht dieses und jenes, daß nemlich die Zeit, die von der Besuchung der Schule, von der Zubereitung darauf und von der Wiederholung übrig bleibt, mit andern häuslichen Beschäftigungen, welche mit der Zunahme der Jahre immer wichtiger werden, zugebracht wird, so muß das Kind nicht nur was lernen, sondern es muß und wird auch schon sich seinen Unterhalt selbst verdienen, und überhaupt wird diese Erziehung folgende Vortheile gewähren:

a) Die armen Eltern werden so bey der Menge ihrer Kinder besser bestehen und auskommen; denn, wenn das Kind des Tags auch nur zwey Kreutzer gewinnet, — und was ist leichter, als dies? — so ist es beynahe schon zur Hälfte ernährt.

b) Durch das ordentliche Zuhausebleiben der Kinder wird der beunruhigende Lerm, der Unfug

Unfug auf den Gassen, welcher öfters zum Schaden der Kinder selbst, öfters auch zum Schaden anderer Leute durch diese, jene kleine Vergehungen an dem Vieh, in den Gärten, u. s. w. von ihnen verübt wird, hinweggeräumt.

c) So sehen die Kinder nicht alles, was da auf den Gassen, und sonstwo von Erwachsenen gethan wird, mit an, und verderben sich nicht durch angenommenes oder gegebenes Aergernis: Sind da auch nicht wirklich böse Beyspiele, so kann doch das Kind noch nicht das Erlaubte vom Unerlaubten unterscheiden.

d) Da alles Gewohnheit ist, und Fertigkeit im Guten nur aus öfteren Wiederholungen entstehet; warum wollte man dann dem Kinde nicht lieber Ordnung, Arbeitsamkeit, Liebe zur häuslichen Stille, zur andern Natur machen, als die entgegengesetzte Unarten, wodurch es auf sein ganzes Leben hinein unglücklich würde, da im Gegentheil jene Tugenden das sicherste Mittel seiner dauerhaften Wohlfart sind? —

2) Sobald das Kind der Schule entlassen ist, in seinem 13ten oder 14ten Jahre, und also mehrere Kräften zur Arbeit und zu seinem weitern, bessern Fortkommen hat; so muß es jetzt sogleich von Hause und seinen Eltern weg in die Lehre gebracht

bracht werden, — es sey nun, daß es ein Handwerk erlernen, oder sonst häuslichen und Feldgeschäften sich widmen solle.

Es ist hier von den Kindern des Pöbels, der nichts eigenthümliches, keinen Hof hat, die Rede; der Bauer braucht seine Kinder freilich bey sich, und er kann ihnen auch am besten den benöthigten Unterricht in Feldarbeiten geben; jener aber, der Pöbel, was lehrt der sie? — Die weiche Zucht dieser Leute ist bekannt, so wie ihre Nachläßigkeit, für das Fortkommen ihrer Kinder zu sorgen; sie glauben, es sey unnöthig, daß sie etwas mehreres erlernen dann sie, sie können ihren Unterhalt mit Taglohn, mit Aehrenlesen, Botengehen, Stricken, Körbeflechten, auch wohl mit kleinen Diebstählen, oder wenn es nicht zureicht, mit Betteln bequemer verdienen, als mit einem bestimmten Handwerk. So behalten sie solche daheim, thun sich mit ihnen Guts, und lassen andere im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod essen. —

Diese Schilderung des gemeinen Pöbels ist freilich nicht geschmeichelt, aber sie ist wahr, und wenn hier nicht der Staat seine Gewalt einschlägt, und diese junge Taugenichts zur Lehre und in die Dienste nöthiget, sie also nicht durch fremden, bessern Unterricht zu der Gesellschaft brauchbaren Menschen umschaffen läßt; so werden sich die Untugenden und Laster, die sich in den Hütten des Pöbels schon lange ungerüget

von Eltern auf Kinder fortpflanzten, zum Schaden der Menschheit auf alle Zeiten erhalten. Die Mutter eines Kindes, das im zwölften Jahre sich seine Strümpfe nicht stricken, oder sein Hemd nicht nähen, oder seine anderthalb Stück Garn des Tages nicht hätte spinnen können, würde Carl der Große zum Schandpfahl verdammet haben. Und sollte sie es auch nicht verdienen? Wie mancher Mensch wird nicht endlich Krüppel, und, weil er keine Handarbeit gelernt, ein Strassenbettler? — S. Mösers Phantasien 1ster Th. S. 84.

3) **Es ist allerdings nöthig, daß von Seiten der Obrigkeit der Lohn der Dienstboten und der Taglöhner, nach der Billigkeit, so vest gesezt werde, daß weder der Herr, noch die, so ihm arbeiten, etwas daran ändern, nichts dazu und nichts davon thun können.**

Die Freyheit, den Lohn erhöhen und erniedrigen zu dürfen, ist auf beeden Seiten eine verderbliche Sache; so steigert der Dienstbote den Herrn, und dieser jenen; so verführt ein Herr dem andern sein Gesinde, und dieses läuft bey jedem noch so geringem Vortheile aus dem Dienste.

Man gehe auf zwanzig, dreissig und mehrere Jahre zurück, so findet man, daß damals der Bauer dem stärksten Knecht achtzehn bis zwanzig, der fleissigsten Magd sieben bis acht Gulden gab, da jezt dreyssig und fünfzehn Gulden kaum

zurei=

zureichen, und noch verschiedene Zugaben, etliche Hemden, Strümpfe, Lein ansäen, u. d. gl. dabey seyn müssen: wie kann aber so der Bauer, bey täglicher Vergrößerung seiner Abgaben, noch länger bestehen? —

Eben so machens die Taglöhner; sie erhöhen nach Belieben ihren Lohn, sind unzufrieden mit der gewöhnlichen Kost, mit Birnmost ohne Wein, und verlangen beym Heimgehen noch Brod und anderes mit nach Hause.

Bey der Theurung im Anfange der siebenziger Jahre war der Bauer so rechtschaffen, und erhöhete den Lohn selbst, und was er freiwillig nicht that, das mußte er thun, um nur Arbeiter zu bekommen, und auch aus herrschaftlichem Befehl. Dabey war sein Eigenthum, das Getraide, ebenfalls von Obrigkeitswegen taxirt, er mußte es um den bestimmten Preiß verkaufen, man nahm es ihm, oft so genau, daß er selbst kaum ausreichte, hinweg, gab es an die Armen, aufs Borgen, so, daß heute manches noch nicht bezahlt ist. — Aber nun, da die Wohlfeile des Getraides wieder eintrat, nun dachte niemand an die Verringerung des Lohns, er blieb, wie in der Theure; ist dieses aber billig, und gereicht ein solches Verfahren zur Aufmunterung für den Landwirth, immer mehr auf die Verbesserung seines Guts, zum Besten des Staats, zu denken? — Gewiß, der Bauer ist vor den, ihn so mishandelnden Pöbel würdig, mit Schonung und Aufmerksamkeit behandelt zu werden, da nur von ihm der Staat unterhalten wird! —

4) Eben

4) Eben so nöthig ist ein Gesetz, durch welches der Bauer und der Dienstbote verpflichtet werden, ihren Dienstcontrakt gegen einander unverbrüchlich zu erfüllen, so, daß es weder dem Bauern erlaubt ist, vor Endigung des Jahres seine Dienstboten wegzuschicken, noch diesen, ehe die bestimmte Zeit um ist, ihren Dienst zu verlassen.

Es giebt aber doch öfters, sagt man, gegründete Ursachen, einander den Dienst aufzukünden. — Wohl; sind solche Ursachen vorhanden, als öftere Untreue, wirklicher Diebstahl, und diesen ähnliche, so gilt eine Ausnahme. — Allein, die meisten Ursachen, die gemeiniglich angebracht werden, sind ungültig: — Mein Knecht arbeitet unfleissig, — er lauft aus, — ist grob: — Mein Herr ist hart, — er giebt keine gute, und wenige Kost, — er fordert zu viel Arbeiten, er schilt und schlägt, u. s. w. — Diese und dergleichen Ursachen können alle abgethan werden, und berechtigen durchaus nicht zur Aufhebung eines förmlichen Contrakts. Leute, die einmal wider einander eingenommen, versuchen freilich alles, um von einander zu kommen, begehen absichtlich Fehler, damit Zank und Streit erregt werde. — Allein, eben deswegen soll man ihren Absichten entgegen arbeiten, und sehen sie dann, daß sie doch bey einander bis zur bestimmten Zeit ausharren müssen; so werden sie endlich von selbst ihre Unarten ablegen. —

Am wenigsten soll es den Dienstboten erlaubt seyn, vor der Zeit wegzulaufen, und eben so wenig soll man sie gegen ihre Herrschaft in Schutz nehmen; es leidet darunter nicht der Bauer allein, sondern auch der Staat; indem jener, bey den wichtigsten Geschäften, ohne Knecht seine Feldungen nicht gehörig bebauen kann, so werden auch diesem die Zehnden geschmälert.

Um demnach all das abzuwenden, ist

5) allerdings, und ganz unumgänglich nothwendig, daß ein Gesetz vorhanden sey, kraft dessen kein Unterthan sich unterstehen soll, zwischen dem Jahr, einen aus dem Dienst getretenen Dienstboten, Knecht oder Magd, in seine Dienste zu nehmen; und weil solches ausgewichenes Gesinde gemeiniglich über die Grenzen, in andere Herrschaften, lauft, um sich daselbst gegen die sie verfolgende Gerechtigkeit zu schützen: so wäre es ja die Sache aller Herrschaften, es miteinander gemeinschaftlich und nachbarlich auszumachen, daß sie solche ausgetretene Ehehalten ohne alle Rücksicht, es mögen dieselben Kinder ihrer eigenen Untergebenen oder der Unterthanen anderer Herrschaften seyn, durch stracke Befehle dahin, wo sie ausgetreten sind, wieder stellen wollen.

Wenn benachbarte Herrschaften gegen die Vagabunden, und dieses sind ja solche ausgetrettene Ueberläufer, nicht zusammen greifen; so leidet von ihnen immer eine nach der andern. — Wendet man hiewider ein, daß die Landleute durch eine solche Behandlung um alle ihre, vorzüglich fremde, Dienstboten gebracht werden dürften: so erwäge man dagegen dieses:

Erstlich, daß zuverläßig ein jedes Land so viel junge Leute von den niedrigsten Ständen besitze, als zur Besetzung der Knecht- und Magddienste erforderlich sind, und daß es also der auswärtigen nie oder selten bedürfe.

Zweytens, wenn alle aneinander grenzende Herrschaften gleiche Ordnung halten, wo will alsdann das Gesinde hinlaufen? Liefen einige aus, so liefen dagegen andere herein, und würden sie allezeit ausgeliefert, und nirgendswo geduldet, so müßten sie ja ohnehin wieder zurückkehren. —

Drittens, würden Auswärtige ein Land, wo Zucht, Ordnung und Ehrbarkeit unter den Dienstboten gehandhabt wird, meiden, so würden es nur die seyn, welche diese Tugenden hassen, und solche mögen immerhin wegbleiben! — Im Gegentheil würden tugendsame Eltern, (deren es doch auch unter dem Pöbel immer noch einige giebt,) welche ihre Kinder ferne weg in den Dienst geben müssen, diese gewiß dahin weisen, wo Zucht und Ordnung bestehet, und mit solchen würde man, so wie hinlänglich, also auch am besten, stets berathen seyn. — Dieses alles

wird freilich noch nicht ganz die gewünschte Wirkung herfürbringen, wenn nicht den Dienstboten schon als Kindern,

6) von den Schul- und Kirchenlehrern sowohl eine gründliche Kenntnis, als auch innerliche Ueberzeugung von ihren Pflichten beygebracht, und ihnen die Beobachtung derselben als ihr eigener Vortheil, als der einzige Weg auch zu ihrem zeitlichen Glücke, nahe gelegt wird.

Der Schulmeister ist einmal in Absicht auf die Bildung des Menschen der erste im Staat; warum aber sieht man nur gar oft die elendeste Stümper zu dieser Würde erhoben? Alte, unwissende Laquayen, verdorbene Schneider und Schuster, ausschweifende junge Pursche, ohne alle nützliche Kenntnisse und gute Sitten, wenn sie nur Buchstaben mahlen, die Orgel verberiren, ihren Catechismus auswendig hersagen, ein Lied herbrüllen können, und etwa eine Magd, auch wohl gar eine Maitresse, heyrathen, — solche Menschen befördert zu diesem, dem Staate so höchstwichtigen Amte, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie auch die zu einem solchen Geschäfte erforderliche Fähigkeiten haben? — Gewiß! es ist höchst traurig, sich fromme, das Glück ihres Landes wünschende Obrigkeiten zu denken, und doch so äusserst elende Leute in dem Besitz der Schuldienste zu sehen! —

Jäger, Hundsknechte, Gärtner, suchet man aus so vielen heraus, man lässet sie sorgsam un-

 terrich-

terrichten, man läſſet ſie reiſen; aber Schulmeiſter für die Kinder der Landleute mögen ſeyn, wie ſie wollen, an ihre Bildung wird nicht gedacht und noch weniger etwas an Koſten verwendet! — Doch, Heil der Menſchheit! ein wohlthätiges Licht geht auf, und ſind auch der Grafen von Neuwied, der Herrn v. Rochow, und ihres gleichen, noch wenige, die ſelbſt durch Aufwand und Schriften zur Verbeſſerung der Schulen beytragen; ſo werden doch, durch ſolche edle Beyſpiele gereitzt, noch mehrere folgen, die es nach und nach einſehen werden, daß der Aufwand auf die Bildung junger Menſchenſeelen eine einträglichere und edlere Ausgabe ſey, als die, die immer guter Hunds- und Pferdszucht wegen gemacht wird. —

Zu den Kenntniſſen, die der Schulmeiſter der Jugend beybringen ſoll, gehört demnach freilich etwas mehreres, als was gewöhnlich dazu gerechnet wird: Obenhin, ohne Sinn und Verſtand leſen, Buchſtaben hinſchmieren, Gebete und den Catechiſmus plappern können, — zu was nützt das? — dabey ohne alle deutliche Begriffe, ohne alle Einſicht, das Gelernte auch zu appliciren, — auch im künftigen Leben Gebrauch davon zu machen! — Da hier der Ort nicht iſt, mehreres über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben; ſo wird nur auf den Verſuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute verwieſen, und es den Herrn dieſer Erde empfohlen, Lehrer darnach bilden zu laſſen, mit der Verſicherung, daß ſie

damit

damit die Wohlfart ihrer Staaten auf das beste begründen werden! —

Der Pfarrer hat die stärkste Verbindlichkeit auf sich, zu einem solchen zweckmäßigen Unterricht der Jugend das Seinige getreulich mit beyzutragen. Weltlich und geistlich, irdisch und himmlisch sind einmal keine widersprechende Dinge, und stehen nur in der Mönchsmoral in einem so weiten Abstande von einander; besteht dann das Christenthum in etwas anders, als daß es alle unsere weltliche Handlungen, unsere Geschäfte, unsere Berufs- und Standesarbeiten so ordne, daß sie uns und unsern Nebenmenschen zum Segen, und damit Gott zur Ehre, gethan werden? — Der Geistliche muß sich um desto ermunterter führen, auf diesen Zweck zu arbeiten, da es

a) überhaupt eines jeden Menschenfreunds Pflicht ist, seinen Nebenmenschen den Weg zu zeitlichem Glücke zu zeigen;

b) Da es durch die Erfahrung bestätigt ist, daß der Besitz eines guten Auskommens, der bescheidene Theil, weniger auf Abwege führe, und zufriedener mit Gott und seiner Regierung mache, als Mangel und Dürftigkeit;

c) Da es eben so wahr ist, daß der Lehrer selbst weniger von Leuten, die das zu ihrem Unterhalt nothwendige Vermögen haben, in seinem Amte beunruhigt werde, als von dem dürftigen, liederlichen Pöbel, bey dem es immer was, und meistens um nichts zu klagen giebt;

d) endlich, da es durchaus unmöglich ist, irgend jemand himmlischer Seligkeiten empfänglich zu machen, wenn er nicht zur gewissenhaften Ausübung seiner irdischen Pflichten angeführt, und zugleich mit den Hülfsmitteln, welche ihme darinn Erleichterung schaffen, bekannt gemacht wird. — Was nützts zu hören: Du sollt im Schweiß deines Angesichts dein Brod essen, — du mußt sparen, dienen, u. d. gl. — ohne zu wissen, wie? und warum? — ohne einzusehen, daß und wie Treue und Eifer in seinem Beruf von Gott und Menschen und auch durch sich selbst belohnt werde? —

Zu einem solchen Unterricht gehöret dann:

Erstlich, daß man den Menschen auf den Christen, den guten Bürger, den fleißigen und sparsamen Hauswirth unterweise, indem niemand ein Christ und zugleich ein böser Bürger, oder ein schlechter Hauswirth seyn kann; der beste Christ ist, der Natur des Christenthums nach, auch der getreueste Bürger und Unterthan, der rechtschaffenste und unermüdeteste Vorsteher seines Hauses, der verträglichste, liebvollste Nachbar, u. d. gl. —

Zweytens, daß man ihm seine Pflichten hierauf vollkommen erkläre, und sie bis auf ihre kleinsten Theile aus einander lege, damit seine Begriffe davon deutlich bestimmt werden, und er in ihrer Anwendung auf seine tägliche Beschäftigungen nicht irre gehen kann.

Drittens, daß man ihm durch Beyspiele an andern den Gewinn und Nachtheil, den die Beobachtung

achtung und Unterlassung seiner Obliegenheiten unausbleiblich mit sich bringt, anschauend mache, und gleichsam so versinnliche, daß alle Ausflüchten und Einwendungen von selbst hinwegfallen, und daß, da Eigennutz doch die stärkste Triebfeder der Handlungen ist, immer auf Seiten des rechtschaffenen pflichtmäßigen Verhaltens der größte Vortheil sichtbar werde. — Menschen- und Weltkenntnis gehört freilich hiezu, aber, was ist auch ohne sie der Lehrer? —

Viertens, daß man nicht nur befehle, dieses oder jenes zu thun, sondern vielmehr auch lehre, wie man es auf das leichteste zu thun im Stande sey? Um den Menschen zu einem guten, sich und andern nützlichen Mitglied der Gesellschaft zu bilden, ist es wahrlich nicht genug, ihm blos den Umfang seiner Pflichten zu schildern, und die Bewegungsgründe zur Ausübung derselben vorzulegen. — Diese Bemerkung bestätigt sich täglich. Man frage den Verschwender, den Müßiggänger, ob sie ihre Laster für recht, und ihnen nützlich halten? Sie werden gewiß nicht ja antworten; sie werden vielmehr eben diese Laster an andern tadeln, und die traurigen Folgen derselben selbst an sich nicht läugnen, auch wohl in der Stunde des ernsthaften Nachdenkens ihre Ausschweifungen beseufzen; — und doch ändern sie ihr Leben nicht! Ein offenbarer Beweis, daß es zur Besserung nicht hinreichend ist, seine Pflichten nur zu kennen, und die Verbindlichkeit derselben einzusehen! —

Was ists denn aber nun, das noch hinzukommen muß? — Nichts anders, als Kenntnis und Anwendung der Mittel, durch welche der Mensch zu einem pflichtmäßigen Benehmen gelangt. Und diese Kenntnis erwartet mit Grund der Lehrling von seinem Lehrer, welchem es auch um desto angelegener seyn muß, sie ihm zu verschaffen, da darohne all sein Predigen und Catechisiren ohne Wirkung ist. —

Nicht in den Tempeln allein soll der Geistliche unter seinen Landleuten solche fürs Leben brauchbare Kenntnisse zu verbreiten, sich beeifern; vielmehr an allen Orten, wo er Gelegenheit dazu findet: Ein Wort des Unterrichts und der Ermahnung, so dort unter der Arbeit, auf dem Felde, im Garten, im Hause, auf dem Wege gesprochen, ist immer von sehr gutem Effekt, macht Eindruck, und wird nützlichst befolgt. — Der Menschenfreund findet überall Veranlassung Gutes zu thun, und zu rathen, weil dieses der Wunsch seines Herzens, so wie das Bestreben seines Lebens ist! —

7) **Der Beamte soll die Bemühungen des Pfarrers nicht vereiteln, vielmehr ihn werkthätig zu unterstützen sich bemühen.**

Pfarrer und Beamte können bey vereinigten Bemühungen — alles, getheilt aber — nichts ausrichten. Wirken jene durch ihre Vorstellungen Einsichten des Guten, so halten diese durch ihre in Händen habende Gewalt die Ausbrüche des Lasters zurück, machen den Taugenichts

scheu, und bringen durch scharfe Aufsicht äusserliche Zucht und Ehrbarkeit in Gang. Wird nun der Weltliche des Geistlichen und seines Unterrichts nicht spotten, wird er vielmehr selbst ein rechtschaffener Mann seyn, so wird er auch mit diesem wider die Unordnungen der Dienstboten gemeine Sache machen, das, was der Pfarrer lehrt, befehlen, und durch Gesetze, über denen er unabänderlich hält, zur wirklichen Ausübung befördern. Verbunden durch gegenseitige Achtung und Freundschaft, wie viel Gutes können sie nicht stiften! — So oft der Beamte in Erfahrung bringt, daß jemand in heimlichen Lastern und Ausschweifungen lebt, (und das erfährt er immer am ersten,) so entdeckt ers dem Pfarrer im Vertrauen, und ersucht ihn, wie dieser es auch von selbst thun wird, dem Angezeigten nachdrücklich zuzureden, und ihn von seinem bösen Wandel zurückzuziehen. Insgemein glauben dergleichen heimliche Verbrecher, ihre Bosheit sey der ganzen Welt unbekannt. Wie sehr werden sie aber nicht erschrecken, und sich bessern, wenn ihnen auf einer Seite der Pfarrer ihrer Unthaten halber rührende Vorstellungen thut, der Beamte ihnen aber auf der andern Seite mit einer väterlichen Stimme in die Ohren donnert, und beyde ihnen solcherstalt auf das empfindlichste zu erkennen geben, daß das Gerücht ihrer Bosheiten und Unordnungen bereits zu ihren Ohren gekommen sey? — Wie manchen kann der Richter auf solche Weise Leibes- und Geldstrafen ersparen, und wie viele

blos

blos dadurch, daß sie wissen, er kenne sie, von bösen Unternehmungen abhalten? —

Aber o des Eigennutzes, der das, was das allgemeine Beste betrift, übersieht, und das Seinige nur in Betrachtung zieht? Nur was Strafe und Gebühren einbringt, wird der Aufmerksamkeit gewürdigt; was dahin nicht einschlägt, was ex officio geschehen soll, das wird ignorirt! — —

8) Der Herr, die Frau und die Kinder in dem Hause, haben in Ansehung ihres Benehmens gegen ihre Dienstboten mit aller möglichen Klugheit zu verfahren, und die Kunst zu lernen und zu treiben, neben dem, daß sie nach ihren Pflichten ihrem Gesinde wohlthun, sich seine Ehrerbietung dadurch, daß sie es allezeit in gehöriger Entfernung von sich haben, zu verschaffen; so werden sie von denselben weniger Grobheit und Ausgelassenheit, dagegen willigern Gehorsam in allem erfahren.

Nichts mindert Achtung und Gehorsam so sehr, als das vertrauliche Wesen der Herrschaften mit ihren Untergebenen. Man lässet sich gemeiniglich beym Antritte derselben durch ihre Einschmeichlungen einnehmen, schmeichelt ihnen auch wohl selbst, um sie bey sich zu erhalten, spricht mit ihnen von den Angelegenheiten anderer Häuser,

ser, und was des Dings mehr ist, worinn es insonderheit die Frauen so sehr verfehlen, und mit diesem allem bringt man sich um seine Auctorität. —

Die Kinder vorzüglich soll man abhalten, daß sie sich nicht unter das Gesinde mischen. Man denke nur an seine eigene Jugend zurück, und erinnere sich der Reden, Handlungen und Anmuthungen, welche man von Ehehalten hörte, sahe, und an sich erfuhr; und man wird hinlänglich wissen, wie leicht ihre schlechte Beyspiele verführen, und wie leicht überhaupt durch sie häusliche Zwistigkeiten und Unruhen gestiftet werden können! — Letztens und

9) **würde man ungemein viele Unordnungen verwehren, wenn man die äusserliche Anlockungen zur Unordnung vertilgte, und die Gelegenheiten dazu abschnitte.**

Diese Gelegenheiten zu Unordnungen unter dem Gesinde sind oben schon benamst worden. Man soll und darf ihnen nicht alles Vergnügen wehren, aber nur sey man bedacht, es nicht über die gehörige Grenzen ausschweifen zu lassen. Der Tanz sey ihnen des Jahrs ein paarmal gegönnt, aber unter der Aufsicht gesetzter gutdenkender Männer, und Sonn- und Feyertäge werden ihnen zur Ruhe und Erholung von ihren Arbeiten frey überlassen, aber dabey sorge man auch, daß sie den öffentlichen Unterricht in der Kirche nicht versäumen! Jeder Hausvater

Bayerische Staatsbibliothek München

vater sey auch selbst Lehrer, und gehe mit gutem Beyspiel voran! — Bösen Nachbarn, den Hehlern, den Kupplerinnen, und dergleichen Gesindel lege man von Obrigkeitswegen Zaum und Gebiß an, und strafe sie ihrer Verführungen wegen empfindlichst! Hundert Knechte und Mägde würden gut seyn und bleiben, wenn diese Verführer nicht wären; sie sind eine wahre Pest unter den Ehehalten, die bisher meistens im Verborgenen geschlichen hat; man ziehe sie ans Licht, und Spott und Schande sey ihr Lohn! —

Bayerische Staatsbibliothek München

B3 nann

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayer, Johann F.

Auszüge aus allen Theilen der landwirthschaftlichen Beyträge

Bd.: 1.

Frankfurt (1785)

Oecon. 1182-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10297515-5
VD18 90389832